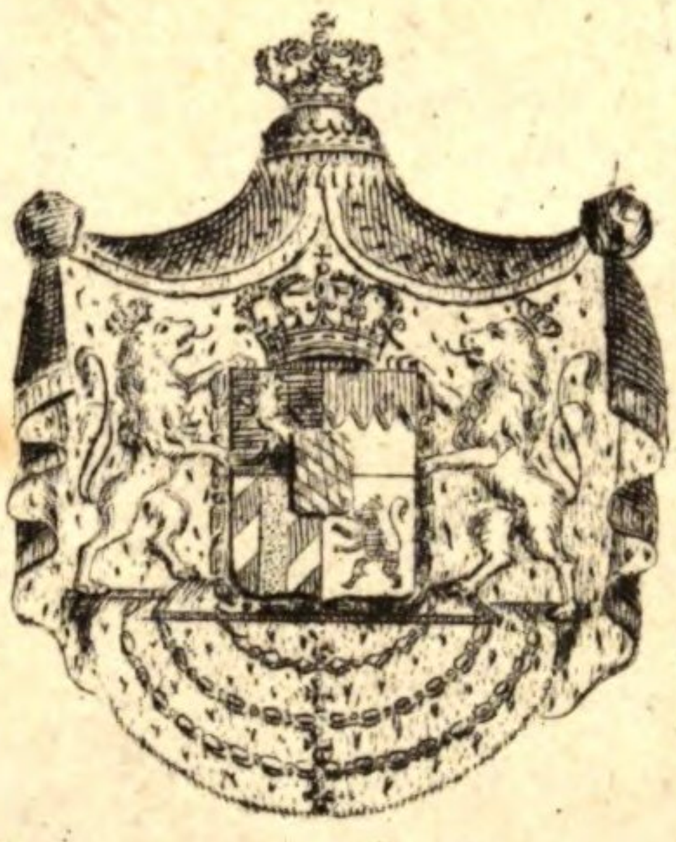
H.E.E. 55-6



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Geschichte

der

außereuropäischen Staaten.

Herausgegeben

von

mehreren Gelehrten.

Sechster Band.

Britisches Indien.

Von James Mill.

Zweiter Band.

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

1839.

304. D.

Geschichte

des

britischen Indien.

Von

James Mill, Esq.

Hoc autem presse et distincte excutiamus sermone quodam activo et masculo, nusquam digrediendo, ni amplificando. *BACON*, De Augm. Scient Lib. II.

Nach

der dritten englischen Original-Auflage übersetzt.

Zweiter Band.

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

1839.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Zweites Buch.
Die Hindus. (Fortsetzung.)

Achtes Capitel.

Die Künste. Seite 1.

Neuntes Capitel.

Die Literatur. S. 38.

Zehntes Capitel.

Allgemeine Betrachtungen. S. 119.

Drittes Buch.
Die Mahomedaner.

Erstes Capitel.

Von der ersten Invasion nordischer Völker in Hindostan bis zur Vertreibung der ghaznevidischen Dynastie. S. 178.

Zweites Capitel.

Vom Anfange der ersten gaurischen Dynastie bis zum Anfange der zweiten gaurischen oder afhganischen Dynastie. S. 195.

Drittes Capitel.

Vom Anfange der zweiten gaurischen oder afghanischen Dynastie bis zum Anfange der mogolischen Dynastie. S. 211.

Viertes Capitel.

Die mogolische Dynastie. S. 239.

Fünftes Capitel.

Vergleichung des Culturzustandes der mahomedanischen Eroberer Indiens mit dem Culturzustande der Hindus. S. 256.

Geschichte
des
britischen Indien.

Zweites Buch.
Die Hindus.

Achtes Capitel.
Die Künste.

Wir wenden uns zu den Künsten der Hindus, den schönen und nützlichen. Die Freuden der Kunst sind ein Hauptvorzug, welchen der gesittete Mensch vor dem Barbaren voraus hat; Ausbildung der Künste kann man daher als eins der sichersten Merkmale vorgeschrittener Gesittung betrachten.

Von den Hindus können wir zuvörderst bemerken, daß sie, ganz abgesehen von ihren künstlerischen Leistungen, für die Genüsse, welche die Kunst gewährt, nur wenig Sinn bezeigten. Die Wohnungen selbst der Großen waren unansehnlich und fast von allen Bequemlichkeiten entblößt;[1]) ihre Speisen waren einfach und roh; ihre Kleidung hatte, von dieser Seite betrachtet, außer einer gewissen Feinheit des Gewebes, nichts Auszeichnendes.

Die Geschichte der ersten Kunstfertigkeiten eines Volkes ist

[1]) „Die Gebäude sind alle klein, von Lehm, einen Stock hoch, ausgenommen in Surate, wo sie von Stein sind. Die Häuser des Kaisers sind von Stein, hübsch und gleichförmig. Die Großen bauen nicht, aus Mangel an Erbgütern, sondern leben, so viel ich gesehen habe, in Zelten oder Häusern, schlechter als unsere Hütten.“ Sir T. Roe's Schreiben an den Erzbischof von Canterbury, *Churchill* I, 803.

die Geschichte seiner ersten Bedürfnisse. Findet es seine Nahrung nicht in den freiwilligen Erzeugnissen des Bodens, so wird die Verfertigung der Werkzeuge zur Tödtung und Einfangung von Thieren durch Keule und Steine, später durch Bogen und Pfeile, seinen ersten Kunstfleiß wecken. Die zweite Sorge des Menschen ist, sich ein Obdach zu schaffen vor der Rauheit des Himmels; der rohe Bau einer Hütte wird eins seiner frühsten Werke sein. Zur Bekleidung seines Leibes genügt ihm Anfangs das Fell eines Thiers; aber schon in wunderbar früher Zeit finden wir die Kunst, Tücher zu weben. [1]) Weberei und Architektonik finden wir deßhalb unter den ersten künstlicheren Thätigkeiten, welche schon der Barbar übt; die Geschichte lehrt, daß sie schon in einer sehr frühen Periode der Gesellschaft einen hohen Grad der Vollendung erreichten. Daneben regt sich schon in der Brust des Wilden die Liebe zum Putz, ein Gefallen an glänzendem Tande, an Stückchen schimmernden Metalls, an farbigen Steinen, sich damit zu schmücken. Die Kunst, edlen Steinen und Metallen ihren Glanz zu geben und sie zu Zierrathen zu verarbeiten, erscheint daher früh in der Entwickelungsgeschichte eines rohen Volkes.

Diese drei, Architektur, Weberei und Juwelirkunst sind die einzigen Künste, in welchen die Hindus sich einen Namen erworben haben; aber auch diese mit Ausnahme der Webekunst verblieben auf einer niedrigen Stufe.

Die Reste altindischer Gebäude haben die Aufmerksamkeit der Europäer auf sich gezogen, und wo sie eine Prädisposition zu staunender Bewunderung fanden, sind sie als Zeugnisse einer hohen Civilisation betrachtet worden. »Den Eingang zu der Pagode von Chillambrum bildet ein grandioses Thor unter einer Pyramide von 122 Fuß Höhe. Diese ist aus großen Steinblöcken erbaut, jeder etwa 40 Fuß lang und mehr als 5 Fuß in's Gevierte, und ganz bedeckt mit kupfernen Platten, worauf eine un-

[1]) Vgl. *Plato* de Repub. II. p. 599: „Denken wir uns die Entstehung einer Stadt; es wird dieselbe, scheint mir, unser Bedürfniß schaffen. Das erste und größte nun unserer Bedürfnisse ist die Beschaffung der Speise; das zweite der Wohnung, das dritte der Kleidung und ähnlicher Dinge. Wie aber wird die Stadt dies alles gewähren? Da ist Einer ein Landbauer, ein Anderer ein Baukundiger, ein Dritter ein Weber ꝛc.

geheure Mannichfaltigkeit von Figuren sauber ausgeführt ist. Das ganze Gebäude erstreckt sich 1332 Fuß in die Länge und 936 in die Tiefe. Mehrere Zierrathen sind mit einer Eleganz ausgeführt, welche die Bewunderung der größten Künstler verdient.« [1]) Das einzige Bestimmte, was wir in dieser Stelle erfahren, ist die große Ausdehnung des Gebäudes. Die allgemeinen Redensarten über die Ornamente sagen eigentlich gar nichts; sie sind der Wiederhall der unbestimmten, übertriebenen Ausdrücke des Erstaunens früherer Reisenden über eine Erscheinung, worauf sie so wenig vorbereitet waren. Ein anderer noch weit bedeutenderer Bau, als der in Chillambrum, ist die Pagode von Seringham, auf einer Insel des Caveryflusses, von welcher Orme folgende Beschreibung mittheilt: »Dieselbe besteht aus 7 Einfassungen in Quadratform, eine innerhalb der andern, deren Mauern 25 Fuß hoch und 5 dick sind. Zwischen diesen Einfassungen ist immer ein Zwischenraum von 350 Fuß, und eine jede hat 4 große Thore mit einem hohen Thurme, je eins in der Mitte der 4 Seiten, welche genau nach den Himmelsgegenden orientirt sind. Die äußere Mauer hat fast vier englische Meilen im Umfange, und ihr Portal nach Süden ist mit Pfeilern verziert, deren mehrere aus einem einzigen Steine bestehen, 33 Fuß hoch und fast 5 im Durchmesser; noch ungeheurer sind die, welche die Decke bilden. In der innersten Einfassung sind die Capellen.« [2]) In dieser Beschreibung ist nichts der Beachtung Werthes, als die Größe der Dimensionen.

Die Felsengrotte von Elephanta unweit Bombay ist ein andres Werk, welches durch seine Größe die Voraussetzung einer hohen Cultur unter den Hindus unterstützt hat. Es ist eine Höhlung in der Seite eines Berges, ungefähr in der Mitte zwischen dem Fuße und dem Gipfel, und umfaßt einen Raum von etwa 120 □Fuß. In gewissen Entfernungen sind Stücke des lebendigen Felsens selbst stehen geblieben, als Pfeiler, um die darauf ruhende Masse zu tragen, wie beim Minenbau üblich ist. Die Grotte ist in einer frühen Zeit zu religiösen Zwecken benutzt worden, wo man den Pfeilern wahrscheinlich die regelmäßige Form

[1]) *Robertson's*, Hist. Disquisitions, p. 225.
[2]) *Orme* I, 178.

gab, welche sie jetzt bieten, und die Bildwerke in den Stein hieb, womit die innere Wand größtentheils bedeckt ist. [1])

[1]) Die Grotte von Elephanta ist nicht der einzige unterirdische Tempel der Hindus, woran sich in hohem Maße die Kraft menschlicher Anstrengung offenbart. Auf der Insel Salsette in derselben Gegend ist eine ähnliche, fast nicht weniger bedeutende Pagode. Die Pagodas von Ellore, etwa 18 englische Meilen von Aurungabad, sind weniger groß, als die von Elephanta und Salsette, aber sie überraschen durch ihre Anzahl und die erstaunliche Arbeit, welche sie gekostet haben müssen. Eine genaue Beschreibung giebt Anquetil Duperron, Zendavesta, **Disc. prel. p. 233.** Aehnlicher Art sind die sogenannten sieben Pagoden von Mavalepuram, eine Tagereise südlich von Sadras an der Küste Coromandel, und noch verschiedene andere Monumente. **Dr.** Tennant, der sich über die gewöhnlichen Reisevorurtheile seiner Landsleute erhoben hat, sagt: „Die Tempelgrotten der Hindus in Elephanta und Salsette sind bleibende Denkmähler des alten Dunkels ihres Aberglaubens und der Unvollkommenheit ihrer Kunst.“ **Ind. Recreat. I, 6.** Die merkwürdige Grotte, der Tempel von Pusa unweit Chas-chou-fou in China, welchen Lord Macartney besuchte und angefüllt mit lebenden Priestern fand, gleicht in wunderbaren Eigenthümlichkeiten ganz der Grotte auf Elephanta. S. Barrow's Leben des Lord Macartney, **Journal II. 374.** „Wie sehr auch diese gigantischen Statuen und Anderes der Art in den Tempelgrotten von Elora und Salsette den gewöhnlichen Betrachter in Erstaunen setzen, so sieht sich der Mann von Geschmack doch vergeblich um nach Schönheit der Proportion und Ausdruck der Form.“ *Forbes*, **Orient. Memoir's I, 423.** „Zu erwähnen ist noch die überraschende Aehnlichkeit dieser Höhlen mit den ausgehauenen Grotten in Aegypten... Es drang sich mir oft der Gedanke auf, daß die beschriebenen Berge in Arabien einige Verwandtschaft haben möchten mit den ausgehöhlten Bergen in Hindostan.“ Das. 448—449. Es ist schwer zu bestimmen, wie viel von den Wundern dieser Grotten das Werk der Natur ist. „Nachdem wir Sullo verlassen, reis'ten wir durch ein wunderbar schönes Land, mit den mannichfaltigsten Felsengestaltungen. Zuweilen erhoben sich diese thurmartig, gleich zerstörten Schlössern, Thürmen und Säulen. Wir kamen an einer Partie vorüber, die so ganz den Trümmern einer gothischen Abtei glich, daß wir anhielten, um uns zu überzeugen, daß alle diese Nischen, Fenster, zerfallenen Treppen u. s. w. nur der natürliche Fels war. Eine treue Beschreibung des Orts würde man für eine Fiction halten.“ *Mungo Park's* **last Mission to Africa, p. 75.** „Zwischen der Stadt Canton und der ersten Pagode ist am Flußufer eine Reihe Steinbrüche, welche sich wie ein vieljähriges Menschenwerk darstellen. Die Regelmäßigkeit, womit der Stein ausgeschnitten ist, so daß man lange Straßen von Häusern mit regelmäßigen Zimmern zu erblicken glaubt, in deren Seiten viereckte Oeffnungen

Vor dem Aufdämmern eines reinen Geschmacks ist es allein das Colossale, wodurch ein Volk in seinen Bauten Pracht entwickeln kann, und die ersten Anstrengungen dieser Art sind fast durchaus der Ehre der Götter geweiht. Die Geschichte allein hätte uns lehren können, wie wenig eine hohe Ausbildung der Künste erforderlich ist, um diese erstaunlichen Werke hervorzubringen. Die Mexicaner kannten nicht einmal das Eisen. Sie waren unbekannt mit dem Gebrauche von Baugerüsten und Krahnen, sie hatten keine Lastthiere, keine Schleifen und Karren. Sie waren genöthigt, ihre Steine mit Kieseln zu brechen und sie durch Aneinanderreiben zu glätten. Und dabei führten sie Werke auf, welche an Größe und Symmetrie es mit Allem aufnehmen, dessen sich Hindostan rühmen kann. »Der große Tempel nahm den Mittelpunkt der Stadt ein. Innerhalb der Ringmauer, welche ihn in Quadratform umgab, hätte nach der Versicherung des Eroberers Cortez eine Stadt von 500 Häusern Raum gehabt. Die Mauer, von Steinen und Kalk gebaut, war sehr dick, 8 Fuß hoch, gekrönt mit Zinnen in nischenartiger Form, und mit vielen steinernen Schlangenfiguren geschmückt. Sie hatte vier Thore nach den vier Weltgegenden hin. Ueber jedem der vier Thore war ein Arsenal mit Waffen aller Art angefüllt, welche für Fälle der Noth dort bereit lagen. Der Platz innerhalb der Mauer war so sorg-

in gleichmäßigen Entfernungen, wie zur Einlassung des Lichts bestimmt; die Glätte und vollkommen senkrechte Lage der Seitenwände, und die vielen freistehenden Pfeiler, welche über die Fläche zerstreut sind, würden einen ähnlichen Mißgriff verzeihlich machen, wie den des deutschen Professors bei Addison, welcher in Chateaudun in Frankreich sorgfältig die Steinblöcke maß, welche er für ehrwürdige Reste eines uralten unterirdischen Palastes hielt.“ *Barrow's* **Travels in China, p. 599.** Die Vermuthungen vieler Engländer in Indien sind der des deutschen Professors in Frankreich ganz ähnlich. Es ist kein übler Gedanke des deutschen Forster in seinen Anmerkungen zu den Reisen des Pater Paulini, daß die Benutzung von Grotten zu Tempeln einem Volke natürlich war, so lange es selbst noch größtentheils trogloditisch lebte. **Voyage aux Ind. Or. par le P. Paulini III, 115.** Volney sagt: „Diese Labyrinthe, Tempel und Pyramiden mit ihrer colossalen, schwerfälligen Bauart sind weit weniger die Denkmähler des Genius einer reichen, kunstsinnigen Nation, als der Knechtschaft eines Volkes, das den Launen seines Despoten fröhnte.“ **Travels in Egypt, I. 282.**

fältig gepflastert mit geglätteten Steinen, daß die Pferde der Spanier sich nicht darauf bewegen konnten, ohne auszugleiten und zu stürzen. In der Mitte stand ein ungeheures, solides Gebäude, mehr lang als breit, bekleidet mit regelmäßigen, viereckten Pflastersteinen. Das Gebäude bestand aus 5 Stockwerken, ziemlich von gleicher Höhe, aber von ungleicher Länge und Breite, so daß das oberste am schmalsten war. Das Erdgeschoß, worauf das Ganze ruhte, war über 50 Ruthen lang von Osten nach Westen und etwa 43 Fuß breit von Süden nach Norden. Die zweite Abtheilung war etwa eine Ruthe weniger lang und breit, und in demselben Verhältnisse nahmen die übrigen ab. Die Treppe war an der Südseite und hatte 114 Stufen, jede 1 Fuß hoch, von großen, wohlbehauenen Steinen. Die fünfte, oberste Abtheilung endigte in einem platten Dache, etwa 43 Fuß lang und 34 breit, und eben sowohl gepflastert, als der große Vorplatz. An der östlichen Seite dieser Oberfläche erhoben sich noch 2 Thürme zu der Höhe von 56 Fuß. Dies waren die eigentlichen Heiligthümer, wo auf einem 5 Fuß hohen Altare die Idole der Schutzgötter standen.« [1]) Die Tlascalaner errichteten als Schutzmauer gegen die mexicanischen Truppen einen Wall, »6 Meilen lang, zwischen zwei Gebirgen; 8 Fuß hoch, ohne die Brustwehr, und 18 Fuß dick.« [2])

Nach Garcilasso de la Vega errichteten die Incas, die alten Herrscher von Peru, viele große, erstaunliche Bauten; »ihre Burgen, Tempel und königlichen Paläste, ihre Gärten, Niederlagen und andere Werke waren höchst prächtige Gebäude, wie noch die Ruinen zeigen. Das imposanteste Werk und das sprechendste Denkmal der Macht und Würde der Incas war die Festung Cozco, deren Größe unglaublich ist, wenn man sie nicht gesehen hat. Betrachtet man sie näher, so staunt man und glaubt ein Werk übernatürlicher Kräfte zu sehen, denn sie übersteigt menschliche Kraft und Kunst. Denn in den drei ersten Rundwerken ist eine solche Masse ungeheurer Steine oder vielmehr Felsen aufgethürmt, daß es ganz unbegreiflich ist, wie und auf welche Art

1) *Clavigero*, Hist. of Mex. b. VI, s. 10.
2) Daf. VII, 26.

man sie aus den Steinbrüchen losbrechen und fortbringen konnte, ohne eiserne und stählerne Werkzeuge, um sie zu schneiden und zu bearbeiten, ohne Wagen und Stiere, um sie zu der Baustätte zu fahren. Und hätte man dieselben auch gehabt, so war doch das Gewicht so ungeheuer, daß kein Wagen sie hätte tragen, kein Stier sie ziehen können, denn gleich unglaublich ist es, anzunehmen, daß man sie an großen Tauen bloß durch Menschenkraft über Berge, Thäler und schlechte Wege fortgezogen hätte, da viele 10, 12, ja 15 Meilen weit hergebracht werden mußten. Betrachten wir ferner, wie es dem Volke möglich war, so ungeheure Steinmassen zusammenzufügen und so dicht zu verkitten, daß man kaum eine Messerspitze dazwischen bringen kann, so erscheint es als ein Wunder; viele sind so künstlich mit einander verbunden, daß die Spalten kaum dem Auge sichtbar sind. Um die Steine regelmäßig zu behauen und an einander zu passen, war erforderlich, sie oft aufzuheben und fortzubewegen, bis man ihnen das gehörige Maß und Verhältniß gegeben; wie dies möglich war bei Menschen, welche weder Richtscheit noch Winkelmaß kannten, welche weder Krahne, noch Krampen, noch Flaschenzüge oder andere Maschinen hatten, um die Steinblöcke nach Bedürfniß zu handhaben, ist unbegreiflich.« [1])

Wieviel auch der Leser in diesen Beschreibungen auf Rech-

[1]) **Royal Commentaries of Peru, by the Inca Garcilasso de la Vega, b. VII, c. 28.** Acosta maß einen dieser Steine zu Tiagunaco, welcher 38 Fuß lang, 18 breit und 6 dick war; er behauptet aber, diese Steine seien nicht so groß, als die in der Festung Cuzco. „Und was noch erstaunlicher ist," setzt er hinzu, „diese Steine sind nicht behauen, nicht an einander gepaßt, sondern unegal in Gestalt und Größe, und doch ohne Kitt zusammengefügt auf eine unbegreifliche Art." **Nat. and moral hist. of the Indies, b. VI, c. 14.** Er berichtet uns übrigens, daß sie mit der Structur des Gewölbes völlig unbekannt waren. Humboldt, welcher kein Nationalinteresse an der Sache haben konnte, ist fast eben so verschwenderisch in seinem Lobe der alten mexicanischen und peruanischen Baumonumente. **„Au Mexique et au Perou on trouve partout dans les grandes plaines élevées des montagnes, des traces d'une grande civilisation. Nous avons vu, à une hauteur de seize à dix-huit cent toises, des ruines de palais et de bains."** Tableaux de la nature I, p. 168. Die Ruinen eines Palastes von ungeheurem Umfange beschreibt er p. 158.

nung der Uebertreibung setzen mag, so zeigt sich wenigstens so viel, daß diese erstaunlichen Riesenwerke durchaus keine hohe Stufe der Kunst und Gesittung nothwendig voraussetzen. Ueber solche Leistungen, als Maßstab der Cultur betrachtet, läßt sich allein durch Vergleichungen verschiedener Völker ein richtiges Urtheil gewinnen. Die gothischen Dome des modernen Europa's erhoben sich wenigstens großen Theils in einer Periode, als Bildung und Wissenschaft vergleichsweise noch sehr zurück waren. Wir brauchen nur die Namen Ninive und Babylon zu erwähnen, um die viel gepriesenen Wunder dieser alten Städte in Tempeln, Mauern, Palästen und Brücken in Erinnerung zu bringen. Es ist aber erwiesen, daß es kein hochgebildetes Volk war, welches sie erbaute. Die Pyramiden Aegyptens mit ihren riesigen Dimensionen und ihrer ewigen Dauer legen in sich selbst Zeugnisse ab von der Rohheit der Zeit, welche sie auferbaute. [1]) Nach Strabo war das Grabmahl des Belus zu Babylon eine Pyramide von einem Stadium Höhe. Es scheint, daß sie aus verschiedenen Abtheilungen oder Stockwerken über einander bestand, ganz in der Art, wie der große Tempel in Mexico. Ein Thurm, sagt Herodot, ein Stadium lang und breit, bildet den Grundbau; darauf erhebt sich ein anderer Thurm, und wieder ein anderer auf diesen bis zu 8 Thürmen im Ganzen. [2])

[1]) „Die Brücke von Babylon, welche die Alten zu den Wunderwerken des Ostens zählten, war fast 100 Faden lang und 4 breit.... Indem wir der Geschicklichkeit der Babylonier in der Aufführung dieser Werke Gerechtigkeit widerfahren lassen, müssen wir jedoch den Mangel an Geschmack bemerken, welchen wir zu allen Zeiten in den Werken der östlichen Völker wahrnehmen. Die Euphratbrücke von Babylon war ein Beweis davon. Das Werk war ganz ohne Grazie und ohne allen Eindruck von Größe.... Endlich war die Brücke nicht gewölbt.“ *Goguet*, Origin of Laws, III. 2, 1. (Siehe *Herod.* I, 186. *Diod.* II, 8. *Curt.* V, 4. A. d. Ü.) Die alten Häuptlinge in Island bauten nicht unbeträchtliche Häuser; Ingulph's Palast war 135 Fuß lang. *Mallet* I, 13.

[2]) *Herod.* Clio, 181. Auf die Aehnlichkeit hat Humboldt aufmerksam gemacht Essai polit. sur la Nouv. Espagne, p. 170, so wie auf die Aehnlichkeit der ägyptischen Pyramiden mit den Pyramiden, deren Reste sich in Mexico finden, p. 187. Der Palast Montezuma's hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit dem des chinesischen Kaisers, p. 190.

Sonnerat berichtet: »Die Architectur der Hindus ist sehr roh, und ihre Bauten zur Ehre ihrer Götter imponiren nur durch ihre Größe. [1]) Mail-cotay,« sagt Buchanan, »ist einer der Hauptpunkte des indischen Cultus, sowohl als ein Ort, der durch die sichtbare Gegenwart eines Avatars oder einer Incarnation Vishnu's geheiligt worden ist, welcher selbst einen der Tempel gegründet hat, auch als Hauptsitz der Sri-Vaishnavam-Brahminen und weil er im Besitze reicher Einkünfte ist. Der große Tempel ist ein quadratisches Gebäude von großen Dimensionen und ringsum von einem Säulengange umgeben; sonst ist er aber ein sehr unschönes Bauwerk, wenigstens auswärts. Die Säulen sind ganz roh geformt und nur etwa 6 Fuß hoch. Ueber dem Gebälk ist eine plumpe Masse von Backstein und Gyps, weit höher als die Säulen selbst, mit zahlreichen Nischen darin, in welchen viele tausend Götterbilder aus demselben Material und von der rohesten Arbeit ordnungslos durch einander stehen. Der Tempel soll von wunderbarem Alter sein und nicht nur von einem Gotte erbauet, sondern auch dem Krishna auf demselben Flecke geweihet sein, wo dieser Avatar viele seiner größten Werke vollbrachte.« [2]) Ueber die berühmten Pagoden von Congeveram sagt derselbe: »Es sind große steinerne Gebäude von sehr plumper Ausführung, sowohl in der Bearbeitung des Materials, als in der Zusammenfügung; dabei ohne Größe und Eleganz, obgleich mit Zierrathen überladen.« [3])

[1]) Voyage de Sonnerat. III, c. 8.

[2]) Journey thr. Mysore. II, 70.

[3]) Das. I. 13. Mackintosh bemerkt, daß unter den unzählbaren Figuren von Menschen und Ungeheuern aller Art in Ellora man etwa eine unter zehntausenden sieht, welche einige leise Spuren von Schönheit verrathen, diese glücklichen Winke des Zufalls, welche den Geschmack eines rohen Volks bestimmen und einen allmähligen Fortschritt anregen. „Rohe Nationen," sagt *Ferguson*, **Hist. of the Rom. Rep. I, 18**, „führen oft Werke von großartiger Pracht aus zu religiösen und kriegerischen Zwecken, aber selten zum Behufe der bloßen Bequemlichkeit und Reinlichkeit." Allein die Cloaken Roms, das großartigste Werk der Art, was je existirt hat, werden der Zeit des ältern Tarquinius zugeschrieben. Polybius erzählt, daß die Stadt Ekbatana in Medien, mit einem Palaste der persischen Könige, alle andern Städte in der Welt an Reichthum und Pracht des Baues übertraf; die Größe und Pracht des Palastes selbst, sagt er, scheue er sich zu beschreiben, denn man würde ihm nicht glauben. Er

Fast in allen Ländern finden wir wunderbare, uralte Bauwerke. Bryant sagt von den Ureinwohnern Siciliens, den Kyklopen oder Lestrygonen oder Lamiern: »Sie erbauten viele Tempel und hohe Thürme an der Seeküste, gründeten auch viele Städte. Die Ruinen sind zum Theil noch vorhanden und wurden von Fazellus besichtigt, welcher ihren prächtigen Anblick beschreibt. Sie bestehen aus colossalen Steinblöcken. Er beschreibt besonders wunderbare Ruinen auf dem Gipfel der Höhe über der Bai von Segesta.« [1]) Der alte Reisende Knox erwähnt schon der Leidenschaft der Ceylonesen, Tempel und Monumente von enormer Größe zu errichten, »als ob sie nur geboren wären, Felsen und Steinblöcke zu behauen und aufeinander zu legen;« eine ungekünstelte Aeußerung des gesunden Verstandes über Arbeiten, welche Geschmacksaffectation und antiquarische Leichtgläubigkeit als Beweise der höchsten Cultur gepriesen hat. [2])

Ein sehr wesentlicher Theil der Architectur war den Hindus völlig unbekannt. Die Construction des Gewölbes kannten sie nicht, bis sie dieselbe von ihren moslemitischen Unterjochern lernten. Bei dem prächtigen Tempel zu Seringham haben wir schon gesehen, daß sie dafür keine bessere Auskunft hatten, als große Steinplatten zu der Decke. »Ueber den Südarm des Flusses Cavery ist bei Seringapatam eine Brücke geschlagen, welche zugleich als Aquäduct dient, um aus dem obern Theile des Flusses der Stadt

hatte sieben Stadien im Umfange, und obgleich alles Holzwerk daran Cedern- oder Cypressenholz war, so waren doch alle Theile, Pfeiler, Kranzleisten, Gebälk, Alles mit Gold- oder Silberplatten belegt, so daß nirgends das Holz sichtbar wurde; das Dach bestand aus silbernen Ziegeln. *Polybius* X, 24.

[1]) *Bryant's* anc. Mythol. b. V, p. 221. Daf. 187—213 finden sich zahlreiche Beispiele gesammelt über die Neigung roher Völker zu colossalen Bauwerken und die Grade ihrer künstlerischen Vollendung. Priam's Burg beschreibt Homer als sehr prächtig. Die Labyrinthe, z. B. in Creta, gehörten der Urzeit an. Ward sagt: „Von den indischen Tempeln zeichnet sich keiner durch Eleganz der Bauart aus. Sie sind nicht Werke eines barbarischen Volks, aber sie können auch nicht mit den Tempeln der Griechen und Römer verglichen werden. Aus dem Ain Akbüree erfahren wir indeß, daß die ganzen Einkünfte von Orissa zwölf Jahre lang zu dem Baue eines Sonnentempels verwandt wurden.“ Introd. p. 60.

[2]) *Knox's* History of Ceylon. London 1681.

und Insel Wasser zuzuführen. Die Rohheit dieser Brücke zeigt, daß die Künste in Mysore noch in ihrer Kindheit waren. Viereckte Pfeiler von Granit sind aus den Felsen gehauen, hoch genug, um auch bei der höchsten Fluth aus dem Wasser hervorzuragen. Diese Pfeiler sind reihenweise aufgestellt, so breit die Brücke sein sollte, jeder etwa 10 Fuß vom andern. Auf dem Grunde sind sie in den festen Fels selbst eingelegt; oben sind sie in gleicher Höhe abgeplattet und ein langer Stein über jede Reihe gelegt. Ueber diese horizontalen Steinbalken sind wieder andere von Reihe zu Reihe dicht an einander gelegt in der Richtung der Brückenlänge.« [1]) Die berühmte Euphratbrücke in Babylon war nach ähnlichen Principien gebaut, so wie die Kunst des Wölbens (bis auf die Etrusker) im frühern Alterthume allen Völkern unbekannt gewesen zu sein scheint. [2]) Obgleich aber die alten Perser damit unbekannt waren, so sind doch die Neuperser darin sehr geschickt; die Decken ihrer Häuser sind fast alle gewölbt, und ihre Baumeister lieben ganz besonders diese Bauart. [3])

[1]) *Buchanan's* **Journey thr. Mysore.** „Ihre mechanischen Kenntnisse sind so sehr beschränkt, daß es unbegreiflich bleibt, auf welche Weise sie ihre Hauptpagoden aufführten. Wie es scheint, hatten sie nie eine Bogenbrücke gebaut, ehe die Muhamedaner zu ihnen kamen." *Orme's* **Hist. of Mil. Trans. of Ind. I, 7.**

[2]) *Goguet*, **Or. of Laws, III. 2, 1.** „Es scheint mir ausgemacht, daß die Aegypter nicht mehr Kenntnisse der Architectur, Sculptur und der schönen Künste überhaupt hatten, als die Peruaner und Mexicaner. Weder jene, noch diese kannten das Geheimniß, Gewölbe zu bauen. Was wir noch von ihnen besitzen in Metallguß und Sculptur, ist alles gleich plump und uncorrect." Das. III, dissert. 3. Nach Clavigero's Versicherung jedoch kannten die Mexicaner die gewölbte Bauart und den Bogenstil, wie, nach seiner Behauptung, die Trümmer ihrer Bäder, der königlichen Paläste von Tezcuco und anderer Gebäude und mehrere Gemälde zeigen sollen. **Hist. Mex. VII, s. 53.**

[3]) *Chardin*, **Voy. en Perse, III. 116, ed. 4. Amsterd. 1735.** „On est frappé (à Ispahan) de l'élégante architecture des ponts; l'Europe n'offre rien qui leur soit comparable pour la commodité des gens de pied, pour la facilité de leur passage, pour les faire jouir sans trouble, le jour, de la vue de la rivière et de ses environs, et, le soir, de la fraicheur de l'air." *Olivier*, **Voy. V, 180.** „La sculpture est nulle en Perse..... Mais l'architecture, plus simple, plus élégante, mieux ordonnée que chez les Turcs, est tout-à-fait adaptée

Von dem hohen Grade der Vollendung, welche die Hindus der Production des Webstuhls gegeben haben, würde es unnütz sein, weiter zu reden, da es wenige Gegenstände giebt, womit die Bewohner Europa's besser bekannt sind. Welches auch im Alterthume die Leistungen anderer Nationen gewesen sein mögen, z. B. der Aegypter, deren feine Leinwand so außerordentlich geschätzt wurde, so kann wenigstens in neueren Zeiten keine andere Nation die Feinheit und Weichheit der indischen Webereien erreichen. Es wird dabei zugleich von einsichtigen Reisenden bemerkt, daß dies die einzige Kunst ist, worin die ursprüngliche Bevölkerung Indiens es zur Meisterschaft gebracht hätte. [1])

Verschiedene Ursachen wirkten hierbei zusammen. Das Weben ist eine Kunstfertigkeit, worauf das Bedürfniß den Menschen mit zuerst führt; [2]) welche nach der Erfahrung fast durchgängig früh eine gewisse Ausbildung erreichte, und worin die Hindus durch alle Umstände vorzugsweise begünstigt wurden. Boden und Klima wirkten hier zusammen, um ihnen das herrlichste Material zu liefern, die feinste Baumwolle, welche die Erde hervorbringt. Das Weben ist eine sitzende Beschäftigung, also ganz der vorherrschenden Neigung des Hindu zusagend. Sie erfordert Geduld, woran er einen

au climat. Les plafonds et les dômes sont d'une recherche, d'un fini, d'un précieux, d'une richesse, qui étonne..... Les Persans ont poussé fort loin l'art de faire les voûtes.... Les toits de leurs maisons sont voûtés, leur planchers le sont aussi. Daf. 298—299. Bekannt ist die Geschicklichkeit der sehr rohen Türken in der Baukunst. „Vielleicht habe ich Unrecht; allein mehrere türkische Mosqueen in Constantinopel gefallen mir mehr, als St. Sophia. Die der Sultane Validé ist die größte von allen, ganz von Marmor erbauet, die reichste, und mich dünket, die schönste Bauart, welche ich je sah. Unter uns, die Paulskirche würde daneben eine klägliche Figur spielen." **Lettres of Lady M. W. Montague, Works II, 249.**

[1]) Keine Kunst hat in Indien eine gleiche Vollkommenheit erreicht, wie in Europa, einige Artikel ausgenommen, worin die Wohlfeilheit der Arbeit ihnen einen Vorzug giebt, wie z. B. bei den Muslinen von Dacca der Fall ist." *Tennant*, I, 104. „Das Volk ist im Zustande der gröbsten Rohheit in allen Theilen Bengalens, wo die Künste nicht durch Fremde eingeführt sind; die einzige, welche eine gewisse Ausbildung erreicht hat, ist die Webekunst." *Buchanan*, Journ. II, 285.

[2]) Nach Park ist die Kunst des Spinnens, Webens und Färbens der Baumwolle den Africanern wohlbekannt. Travels, p. 17.

unerschöpflichen Fonds besitzt; sie erfordert nur wenig körperliche Anstrengung, womit er immer außerordentlich sparsam ist, und je feiner die Arbeit, desto geringere Kraft hat er dabei anzustrengen. Vorzüglich aber besitzt der Hindu in seinem schwachen und zarten Körper eine unübertroffene Schärfe der Sinne, besonders des Tastsinnes, und die Biegsamkeit seiner Finger ist gleich außerordentlich. In seiner Hand besitzt er deßhalb ein Werkzeug zu den feinern Arbeiten des Webstuhls, welches ihm durchaus einen ganz besondern Vortheil giebt. [1])

Allein auch diese einzelne Kunstfertigkeit berechtigt die Hindus nicht zu besonders hohen Ansprüchen im Vergleiche mit andern rohen Nationen. »In Mexico,« sagt Clavigero, »waren Verfertiger aller Arten von Zeuge überall in Menge; es war dies eine von den Künsten, welche fast Jedermann erlernte. Aus Baumwolle machten sie große Gewebe eben so fein und weich, als die holländischen, welche mit Recht in Europa hochgeschätzt waren. Einige Jahre nach der Eroberung wurde ein mexicanisches Priestergewand nach Rom gebracht, welches, wie Boturini versichert, durch seine Feinheit allgemeine Bewunderung erregte. Sie webten in diese Kleider verschiedene Farben und Figuren mit Darstellungen von Thieren und Blumen.« [2]) Als die Gothen in das römische

[1]) Ein Volk, geboren unter einer Sonne, die ihm nicht die Anstrengungen und Uebungen gestattet, welche eine Nation stark machen, wird aus körperlicher Schwäche, besonders, wenn seine Lebensbedürfnisse gering sind, seinen geringen Lebensbedarf durch die leichtesten Arbeiten zu erwerben suchen. Daher vielleicht die Menge der Verfertiger von Zeugen in Hindostan. Spinnen und Weben sind die leichtesten Arbeiten für einen Mann, und die Zahl derer, welche veiter nichts thun, ist in diesem Lande ungeheuer. Die Hände einer indischen Küchenmagd sind zarter, als die einer europäischen Schönheit; die Haut und die Züge eines Lastträgers sanfter, als die eines erklärten Petitmaitre's. Die Weiber winden die rohe Seide auf aus dem Cocon. Ein einziges solches Gespinnst enthält zwanzig an Feinheit verschiedene Sorten Seide; und so außerordentlich ist das Gefühl dieser Weiber, daß, indem der Faden mit einer Schnelligkeit durch ihre Finger läuft, wobei das Auge ihnen nicht nützen kann, sie dennoch genau immer da abbrechen, wo eine neue Sorte anfängt. Die Weiber spinnen auf die Fäden zu den Zeugen und liefern sie dann den Männern ab, deren Finger eben so vortrefflich zu vollenden verstehen, was jene begonnen haben.“ *Orme*, on the governm. etc. p. 409—413.

[2]) *Clavigero*, b. VII, s. 57.

Reich einbrachen, besaßen sie mit Fransen besetzte Teppiche und leinene Gewände von solcher Feinheit, daß die Griechen und Römer höchlichst erstaunten und Eunapius und Zosimus sie einer genauen Beschreibung werth hielten. [1]) Plinius spricht von einem Teppich zur Bedeckung der Polster, deren sich die Alten bei Tische bedienten; er sagt, daß ein solcher aus den babylonischen Webereien 81,000 Sesterzien kostete. [2]) Dies beweis't, in welcher Feinheit

[1]) Gibbon sagt: „Es ist vorauszusetzen, daß diese Teppiche und Gewänder aus den Provinzen kamen, wo sie die Barbaren als Kriegsleute oder als Tribut erworben hatten.“ IV, 364. Allein wären es Erzeugnisse der Provinzen gewesen, so mußten die Römer sie leicht als solche erkennen, und konnten unmöglich über ihre eignen Fabrikate in solches Erstaunen gerathen, daß ihre Historiker sie einer genauen Beschreibung würdigten.

[2]) *Goguet*, **Origin of Laws III, 6, c. 1.** „Unter allen diesen Künsten scheint keine mehr und besser cultivirt zu sein, als die Verfertigung von Zeugen. Schon in der Beschreibung, welche wir bei Moses finden von den Gewändern des hohen Priesters und den Vorhängen des Tabernakels, sehen wir Pracht und Geschmack vereint. Das Gewebe darin war von Leinen, Ziegenhaar, Wolle und Byssus. Die weichsten Farben, Gold, Stickerei und Edelsteine dienten zur Verzierung.“ Das. **II, 2, 2.** Dr. Gillies entwirft in seiner Geschichte der Welt eine glänzende Beschreibung von den gewirkten Stoffen Babylons: „In der letzten Zeit der Regierung Nebukadnezzer's und während den 26 Jahren nach dem Tode desselben bis zur Eroberung der Stadt durch Cyrus, scheint Babylon nicht nur der Sitz eines kaiserlichen Hoflagers und einer ungeheuern Kriegsmacht, sondern auch der Stapelplatz des größten Handels gewesen zu sein, welchen vielleicht je eine einzelne Stadt getrieben hat. Der Glanz ihrer kostbaren Fabricate schreibt sich, wie wir gesehen, schon aus den dunkelsten Zeiten der erblichen Priesterschaft her. Die Babylonier kleideten sich fortwährend in die Producte ihrer eigenen Industrie. Sie hüllten ihren Leib in feines Leinen, welches bis zu den Füßen herabwallte; ihre Mitra's oder Turbane waren ebenfalls von Leinwand, kunstvoll zusammengefaltet; sie trugen wollene Tuniken, über welchen eine Art weißer Mäntel, welche die Sonnenstrahlen abhielten. Ihre Häuser waren von solider Bauart, hoch und aus Rücksicht auf die Gesundheit in gehörigen Entfernungen von einander. Die Fußböden darin glühten mit doppelten und dreifachen Teppichen von den prächtigsten Farben; die Wände waren bedeckt mit den schönen Geweben, Sindon's genannt, deren feine und doch feste Textur allein für würdig galt, die Könige des Orients zu schmücken. Die Webstühle von Babylon und der benachbarten Borsippa, einer Stadt, welche ihre blühende Wohlhabenheit ganz ihrem Gewerbfleiße verdankte,

man diese Arbeiten damals verfertigte und welche Vollkommenheit die Babylonier darin erreicht hatten, obgleich sie nicht einmal ein Gewölbe construiren konnten. Die Asiaten scheinen schon von den frühesten Zeiten her sich in den Webereien ausgezeichnet zu haben. Plinius führt als Meinung seiner Zeit und seines Volkes an, daß Semiramis die Erfinderin der Kunst, Baumwolle zu weben, gewesen sei. Die Stadt Arachne, berühmt bei Griechen und Römern als der Ort, wo die Weberei erfunden wurde und ihre höchste Vollkommenheit erreichte, wird von Bryant für dieselbe gehalten mit Erech oder Barsippa am Euphrat, im Gebiete von Babylon. [1]) — Eine der Eigenschaften der Göttin der Weisheit selbst (so alt war diese Kunst) war ihre Meisterschaft in der Webekunst; und Arachne war nach den alten Dichtern eine Jungfrau, welche mit Minerva selbst in ihrer Lieblingskunst zu wetteifern wagte; aber sie wurde wegen ihres Uebermuths in eine Spinne verwandelt. [2])

versahen alle Länder umher mit Teppichen und Vorhängen und allen baumwollenen, leinenen und wollenen Waaren zur Bekleidung."

[1]) *Bryant*, anc. Myth. III, 425. Nach dieser Stadt Arachne sollte die Spinne (ἀραχνη) wegen ihres kunstreichen Gewebes benannt sein. Der Dichter Nonnus feiert ihre Erzeugnisse:

Και πορε ποικιλα πεπλα, τα περ' παρα Τιγριδος ὑδωρ
Νηατι λεπταλεψ τεχνησατο Περσις Αραχνη.

und:

Νηρευς μεν ταδε δωρα πολυτροπα· δωκε δε κουρη
Περσικος Ευφρητης πολυδαιδαλου ἑιματ' Αραχνης.

Nonnus Dion. XVIII, p. 326, ed. 1569; XLII, p. 747. Vgl. die glänzende Beschreibung, welche Chardin von den Webereien der Neuperser entwirft und von der ausnehmenden Schönheit ihrer Goldsammte. Feine Baumwollenzeuge verfertigen sie allein deßhalb nicht, weil sie wohlfeiler aus Indien eingeführt werden. Voy. en Perse III, 119. Olivier sagt: Ils excellent dans la fabrication des étoffes de soie pure, de soie et coton, de soie et or ou argent, de coton pur, de coton et laine. A Yesd, à Cachan, à Ispahan, on travaille avec autant de goût que de propreté les brocards, les velours, les taffetas, les satins, et presque toutes les étoffes, que nous connaissons. Voy. V, 304—306.

[2]) Siehe Ovid. Wir lernen aus Plato, daß, wenn man bezeichnen wollte, daß ein gewebter Stoff von der höchsten Feinheit und Schönheit sei, man ihn mit den persischen verglich: *την ζωνην του χιτονισκου ειναι μεν οἱαι αἱ Περσικαι των πολυτελων.* Hipp. Min. 255.

Daß die mechanischen Erfindungen bei den Hindus noch in ihrer Kindheit sind, zeigt die Rohheit ihrer Werkzeuge selbst bei dieser Lieblingskunst. Der Webstuhl des Hindu mit allem Zubehör ist so plump und unvollkommen eingerichtet, daß wir darüber kaum weniger erstaunen, als über die Feinheit der Arbeit, welche sie mit diesem Werkzeuge liefern. Er besteht fast aus nichts weiter, als einigen Stäben Holz, welche ungefähr in dem Zustande, wie die Natur sie hervorgebracht, auf die roheste Weise mit einander verbunden sind. Sie haben nicht einmal eine Vorrichtung, um den Aufzug oder die sogenannte Werft aufzurollen. Dieselbe wird deßhalb zu der vollen Länge des Gewebes ausgespannt, und da das Haus des Webers dazu nicht Raum hat, so ist er genöthigt, beständig in freier Luft zu arbeiten und bei jeder Ungunst des Wetters seine Arbeit zu unterbrechen. [1])

Man hat die Kunst der Hindus in der Färbung ihrer Zeuge gepriesen, und allerdings zeichnen sich ihre Farben durch Schönheit und Pracht sowohl, als durch Dauerhaftigkeit aus. Jedenfalls verdanken sie die Vortrefflichkeit ihrer Färbung größtentheils der vorzüglichen Qualität der Färbestoffe, welche ihr glückliches Klima und ihr Boden ihnen liefern. [2]) Das Färben ist eine sehr alte Kunst. »Sie muß in mehreren Ländern schon in den frühesten Zeiten schon sehr bedeutende Fortschritte gemacht haben. Moses spricht von himmelblau-, purpur- und scharlachgefärbten Stoffen; ebenfalls von violeten und orangefarbenen Schafvließen.« [3]) Den bei den Alten so hochgeschätzten Purpur nannten

[1]) *Orme* p. 409. *Tennant* p. 301. „Der Apparat des Webers ist sehr einfach: zwei Rollen auf vier Stücken Holz, welche in der Erde befestigt sind; zwei Stücke, welche quer durch den Aufzug gehen und an beiden Enden mit Bändern befestigt sind, der eine an dem Baume, unter welchem der Webstuhl steht, der andere an den Füßen des Arbeiters, so daß er mit Leichtigkeit die Fäden des Aufzugs anziehen kann, um den Einschlag zu machen.“ *Sonnerat* III, c. 8.

[2]) „Vielleicht verdanken ihre gefärbten Zeuge die Bewunderung, welche sie erregen, mehr der Pracht der Farben und der Güte des Wassers, als der Geschicklichkeit des Künstlers.“ *Tennant* I, 299. Auch Chardin bemerkt, daß die Vortrefflichkeit der persischen Färberei hauptsächlich der Güte ihrer Färbestoffe zuzuschreiben sei. III, 116.

[3]) *Goguet*, Or. of Laws II, 2, 2.

sie die Erfindung des Hercules, so ihn schon in die Zeiten der Sage zurückversetzend. An Dauerhaftigkeit scheinen die Farben der Alten unübertrefflich gewesen zu sein. »Wir hören bei ihnen nie eine Klage, daß die Farben ihrer Stoffe einer Veränderung unterworfen gewesen. Plutarch erzählt im Leben Alexanders, daß der Eroberer unter den Schätzen der persischen Könige einen reichen Vorrath purpurner Stoffe fand, welche nach 180 Jahren der Aufbewahrung noch ihren vollen Glanz und ihre ursprüngliche Frische bewahrt hatten. Wir finden bei Herodot, daß ein Volk an den Ufern des caspischen Meeres auf seine Zeuge Zeichnungen druckte von Thieren oder Blumen, deren Farbe nie verging und so lange dauerte als die Wolle, woraus die Zeuge gemacht waren. [1])

[1]) *Goguet* ebendas. „Die Leinwand, welche die Colchier verfertigten, stand in hohem Werthe. Oft war sie künstlich bemalt mit Figuren von Thieren und Blumen, und später gefärbt gleich dem indischen Leinen. Herodot konnte kein Waschen die Farben auslöschen. Diese Waare war daher sehr gesucht und sie führten sie nach verschiedenen Märkten aus.“ *Bryant* V, 109. Dabei schildert Herodot diese Menschen als im Zustande der höchsten Barbarei: „Die Begattung dieser Menschen sei öffentlich, wie bei'm Vieh,“ *Clio*. 203. Die Chinesen färben ausgezeichnet schön scharlachroth; Lord Macartney schreibt dies ihrer unermüdlichen Sorgfalt im Waschen, Reinigen und Reiben der Färbestoffe zu, Journal II, 516. Derselbe Aufwand von Zeit und Geduld, zwei Artikel, welche in einem rohen socialen Zustande gewöhnlich wenig kostbar sind, ist die Ursache sowohl der schönen Färbung, als der feinen Weberei bei den Hindus. Allen Geschmack der Muster verdanken dagegen Hindus sowohl, als Chinesen den Europäern. „Pour ce qui est des arts mécaniques, celui, où les Persans excellent le plus et où ils nous surpassent peut-être, c'est la teinture. Ils donnent à leurs étoffes des couleurs plus vives, plus solides, qu'on ne fait en Europe. Ils impriment celles de coton et celles de soie avec une netteté et une tenacité surprenantes, soit qu'ils emploient des couleurs, soit qu'ils procédent avec des feuilles d'or et d'argent.“ *Olivier* V, 303. Nach Park haben es die Neger in der Kunst der Färberei zu großer Vollkommenheit gebracht, Travels in Afr. 281; vgl. s. letzte Mission p. 10. Die Künste, in welchen die Hindus sich auszeichnen, sind dieselben, worin selbst die Türken, ein so rohes Volk, sich hervorthun. „Presque tous les arts sont dans l'enfance ou sont ignorés chez eux, si nous en exceptons la teinture, la fabrication de diverses étoffes, celle des lames de

Wir betrachten den Zustand der Agricultur bei den Hindus; einer Kunst, welche, obgleich die nützlichste unter allen, dennoch keineswegs am frühsten erfunden oder ausgebildet wurde. Es wird von allen Seiten anerkannt, daß der Ackerbau in Hindostan roh ist; jedoch sind die Fortschritte der Agricultur so sehr von den Gesetzen abhängig, hinsichtlich des Landeigenthums, daß die Kunst der Bodencultur in einem Lande sehr zurück sein kann, wo alle andern Künste hoch ausgebildet sind.

Das Feld eines Hindu im Zustande der höchsten Cultivirung wird nur so viel gepflügt, als eben hinreicht, um die Saat mit ein wenig aufgeworfener Erde zu bedecken. An ein Ausreuten des Unkrauts wird nicht gedacht, und wo das Abbrennen nicht gelingt, welches den Boden auf eine kurze Zeit reinigt, da bedecken Gras und Gestrüpp, welche dem Pfluge trotz bieten, den größten Theil des Bodens.

Das Ackergeräth des Hindu ist im höchsten Grade roh und unvollkommen. Sein Pflug besteht nur aus ein paar Stücken Holz und ist auf eine so unzweckmäßige Weise zusammengesetzt, wie wir selbst bei den rohesten Völkern nicht angetroffen haben. Es befindet sich daran keine Vorrichtung, um die Schollen umzuwenden; die Pflugschar ist weder breit, noch tief genug, um den Boden aufzuwühlen. Die Operation des Pflügens wird mit dem Ausdrucke kratzen beschrieben. Mehrere Pflüge gehen einer hinter dem andern, alle in derselben Furche; dann wird eine zweite Furche quer durch die erste gearbeitet, und oft noch eine dritte und vierte in verschiedenen Richtungen, ehe auch nur eine Spur von lockerem Boden für die Saat gewonnen wird. [1])

Das Instrument, dessen sich der Hindu als Egge bedient, wird buchstäblich als ein bloßer Baumzweig beschrieben; in einigen Gegenden als ein Holzblock, welcher theils als Walze, theils als Egge dient; in andern ist es ein Werkzeug fast wie eine Lei-

sabre et de couteau.“ Voy. dans l'empire Ottoman, par *Olivier*, I, 26.

[1]) Man sieht häufig ein Feld nach dem Pflügen eben so grün, als zuvor; nur einige Streifen sind hie und da sichtbar, welche aber mehr das Werk eines Maulwurfs, als eines Pfluges zu sein scheinen.“ *Tennant* II, 78.

ter gestaltet, etwa 18 Fuß lang, von 4 Ochsen gezogen und von 2 Männern geführt, welche sich darauf stellen, um seine Schwere zu vermehren. [1]) Der Hackerey, eine Art Wagen oder Karren, ist ein Fuhrwerk mit 2 Rädern, welche nicht 3 Fuß im Durchmesser haben; nicht selten sind es bloße runde Holzblöcke mit einem Loche in der Mitte für die Achse. Der eigentliche Wagen wird durch zwei Bambus gebildet, welche zwischen den Hälsen der zwei Zugochsen spitz zusammenlaufen und durch einige Querhölzer aus demselben nützlichen Materiale zusammengehalten werden. Das spitze Ende wird durch ein Querholz getragen, welches den Hälsen der beiden Thiere aufliegt und sie erbärmlich wund reibt. Die Friction zwischen Rad und Achse zu vermindern, um, wo nicht sein Vieh, doch seine eigenen Ohren zu schonen, durch das einfache Mittel, daß er die Räder schmierte, fällt einem Ryot von Hindostan nicht ein. [2]) Selbst dies erbärmliche Fuhrwerk kann nur selten zu wirthschaftlichen Zwecken gebraucht werden, wegen des fast gänzlichen Mangels an Fahrstraßen. Fast alle Landesproducte ladet man deßhalb auf die Schultern, wenn man sie transportiren will, und in vielen Gegenden tragen die Frauen sogar den Dünger in Körben auf ihrem Rücken nach dem Felde. [3])

[1]) Das. 124, 275.

[2]) Das. 75. „Keine Gründe vermögen den trägen Eigenthümer zu bewegen, seine Ohren, sein Vieh und seinen Wagen zu schonen, indem er ihn mit Oel anfeuchtete. Weder seine Industrie, noch sein Scharfsinn, noch sein Beutel würde dies zulassen, selbst wenn es gelänge, ein fast unübersteigliches Hinderniß zu überwinden — seine heilige Scheu vor dem Althergebrachten. Haben seine Vorfahren mit einem kreischenden Hackerey gefahren, so wird die Nachkommenschaft nicht wagen, diese heilige Sitte zu verletzen. Dies ist eins unter den tausend Beispielen, wo die festgewurzelten Vorurtheile der Asiaten sich den Wohlthaten der Cultur in den Weg stellen und der Bemühungen des Thätigen wie der Hoffnungen des Wohlwollenden spotten.“ Das. 76. Und diesen blinden Widerstand gegen jede Neuerung, den Charakterzug aller ungebildeten Menschen, hat man wohl für das höchste Zeichen von Weisheit und Tugend ausgeben wollen. — Die Wagenräder sind Klötze von Stammholz, gleich Mühlsteinen; s. Tavernier bei *Harris* I, 815.

[3]) In Oude werden eine Menge Handelsartikel aus den nördlichen Gebirgsländern eingeführt, Gold, Kupfer, Blei, Moschus, Honig, Granatapfelsaamen, Trauben, getrockneter Ingwer, Pfeffer, Rothholz, Tinkal, Zibeth, Zittwer, Wachs, wollene Zeuge, Holzwaaren, und verschiedene

Alles, was im geringsten Sinnreichthum verriethe, selbst die natürlichsten Ergebnisse der gewöhnlichen Beobachtung, mit gesundem Menschenverstande verbunden, sind dem Ackerbau der Hindus fremd. An die Vortheile, welche es gewährt, wenn man zur Aussaat die passendste Jahreszeit abwartet, wird kaum gedacht; daß ein Hindu die Verschiedenheiten der Kornarten beobachtete, um die beste und für besondere Verhältnisse angemessenste Saat immer zu wählen, ist unerhört. Um ein erschöpftes Land wieder ergiebig zu machen, ist kein anderes Mittel bekannt, als daß man mit der Cultivirung ganz aufhört und dem Unkraute, womit es immer reichlich bedeckt ist, die ungetheilte Herrschaft überläßt. Alle solche zweckmäßigen Einrichtungen, wie etwa ein Brachland oder ein Abwechseln in der Bestellung, geht weit über den Horizont eines Hindu. Der widersinnigste Gebrauch, welchen man je bei einer Nation gefunden hat, ist in Indien allgemein; man säet nämlich ganz verschiedene Sorten Senf, Flachs, Gerste, Weizen, Hirse, Mais u. s. w., welche zu ganz verschiedenen Zeiten reifen, ohne Unterschied durch einander. Sobald die frühste Aernte reif ist, so werden Schnitter auf das Feld geschickt, welche die Halme der reifen Pflanzen ausziehen und die übrigen mit ihren Füßen niedertreten. Diese Operation wird jedesmal wiederholt, so oft ein Theil der Früchte zur Reife gelangt, bis nichts mehr vorhanden ist.

Obgleich während der trocknen Jahreszeit die Vegetabilien zur Fütterung des Viehes fast gänzlich mangeln und alljährlich eine Menge Thiere durch Mangel an Ernährung umkommen, während die übrigen in den elendesten Zustand gerathen; so denkt doch der Hindu kaum an die unvollkommensten Mittel, in der fruchtbaren Jahreszeit einen Theil der Producte für den Bedarf der unfruchtbaren aufzubewahren. Heu zu machen würde nicht überall gedeihlich sein; allein verschiedene Sorten Hirse und Hülsenfrüchte könnten in jeder Jahreszeit erzielt werden und würden für das

Sorten von Falken, Ambra, Steinsalz, Assafötida, Glassachen. Dagegen werden irdene Waaren ausgeführt. Das Transportmittel für diesen ganzen Handel ist der Rücken von Menschen, Pferden und Ziegen. Ayeen Akberry II, 33. *Buchanan's* Journ. I, 204, 435. Capt. *Hardwicke*, As. Res. VI, 330.

Vieh ein wesentlicher Ersatz sein, während die Weiden wüst liegen. Die Pferde werden oft mit den Graswurzeln ernährt, welche die Knechte mit einem Messer aus den Gräben und Teichen ziehen. [1])

Der einzige Gegenstand für die Europäer, welche nur nach einer Gelegenheit suchten, um in Lobeserhebungen auszubrechen, waren die Bewässerungsanstalten. Wasserbehälter oder Reservoirs, gewöhnlich Tanks genannt, wurden so eingerichtet, daß in der Regenzeit große Massen Wassers sich darin sammelten, welches dann in der dürren Jahreszeit abgeleitet werden konnte, um die Felder zu erfrischen. Diese Tanks scheinen zu allen Zeiten ein Hauptaugenmerk der Regierung gewesen zu sein, da die Einkünfte der Herrscher fast gänzlich aus dem jährlichen Betrage des Bodens bestanden und also mit dem Verfalle der Tanks auch eine

[1]) Für diese Skizze über die indische Agricultur sind die Hauptautoritäten: eine kurze Abhandlung, betitelt **Remarks on the agriculture etc. of Bengal**; *Tennant's* **Ind. recreations**, besonders der zweite Band, und **Dr. *Buchanan's* Journ. thr. Mysore, Canara and Malabar.** Letzterer sagt, nachdem er den elenden Zustand der Agricultur in der Gegend von Seringapatam beschrieben: „Dennoch fürchte ich, daß der Leser nach allen diesen Berichten sich noch immer eine zu günstige Vorstellung von der inländischen Bodencultur macht. Ich habe die englischen Ausdrücke für Pflügen, Gäten, Hacken gebrauchen müssen, um ein einigermaßen entsprechendes Verfahren der Eingebornen zu bezeichnen; das öftere Vorkommen dieser Ausdrücke könnte zu der irrigen Meinung führen, als ob das Land wohlbearbeitet und außerordentlich rein gehalten würde. Ganz im Gegentheil. Bei der großen Mangelhaftigkeit ihrer Instrumente und der Schwäche ihres Viehs bleibt auf einem Felde nach sechs- bis achtmaligem Pflügen noch eine Menge kleines Buschwerk eben so aufrecht stehen, als zuvor; dabei dringt der Pflug nicht drei Zoll tief ein und der Boden wird nicht im geringsten umgewandt.... Der Pflug hat weder ein Eisen noch ein Streichbrett; die Handhabe ist dabei so eingerichtet, daß der Pflüger ihn gar nicht in seiner Gewalt hat. Eben so unvollkommen sind die andern Werkzeuge und dabei noch weit roher gestaltet, als selbst mein Zeichner nachbilden konnte.“ **I, 126.** „Auf jedem Felde steht mehr Kraut als Korn. Ungeachtet des vielen Pflügens sind die Felder voll Graswurzeln.“ **Das. 345.** **Vgl. p. 15.** — Der Ackerbau war unter den amerikanischen Stämmen fast allgemein. „Durch ganz Amerika finden wir kaum ein Jägervolk, welches nicht zugleich eine Art von Ackerbau triebe.“ *Robertson* **II, 117.** Die Peruaner waren offenbar im Ackerbau weiter, als die Hindus. s. das. **III, 341.**

natürliche Verminderung der Einkünfte verknüpft war. In einigen Gegenden finden wir viel Mühe und Sorgfalt hierauf verwandt. Ein seltsamer Irrthum ist es aber, hierin den Beweis einer hochgesteigerten Agricultur und großer Civilisation sehen zu wollen. Nur in einigen wenigen Beispielen, wo eine ausgedehnte Regierungsgewalt, und zwar meist von Seiten der Mahomedaner, sich den Bewässerungswerken zuwandte, finden wir sie in einem größern Maßstabe angelegt und in einem andern, als dem rohesten Zustande. In einem Lande, wo ohne künstliche Bewässerung nie eine Aernte gedeihen würde, bedarf es zu der Idee, eine Vertiefung in dem Boden zu machen, um einen Vorrath Wasser zu sammeln, keineswegs eines besondern Scharfsinns. [1])

[1]) Frezier sagt in seiner Reise nach der Südsee (London, 1718, p. 213.): „Die alten Inder wandten viele Kunst an, das Wasser aus den Flüssen zu ihren Wohnungen zu leiten; man sieht noch an vielen Orten Aquäducte aus Erde und getrockneten Steinen, sehr sinnreich an den Seiten der Berge hingeleitet, in unendlichen Windungen, welche zeigen, daß dies Volk, so roh es war, doch die Kunst des Nivellirens wohl verstand.“ — Die schwimmenden Gärten und Felder auf dem See von Mexico deuten auf eine nicht geringe Kunst, s. *Clavigero* VII, 27. Die Cultivirung der Felder in Mexico, in Betracht, daß sie ganz durch menschliche Arbeit geschah, ohne die Hülfe thierischer Kräfte, war erstaunlich und der Ertrag ungeheuer, s. s. 28. Folgende Stelle aus Garcilasso de la Vega verdient angeführt zu werden, über die Leistungen der Peruaner in der Agricultur: „Im Austrocknen der Sümpfe und Moräste besaßen sie eine außerordentliche Geschicklichkeit, wie aus ihren Werken ersichtlich ist, welche sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben; auch zeigten sie viel Scharfsinn in dem Bau von Aquäducten, um Wasser nach trocknem, dürrem Erdreiche hinzuleiten.... Hatten sie für die Bewässerung gesorgt, so war ihr nächstes Geschäft, das Feld zu bearbeiten und völlig zu säubern. Um die Bewässerung zu erleichtern, gaben sie den Feldern eine viereckte Gestalt, und die, welche an Abhängen lagen, ebneten sie durch terrassenförmige Abstufungen. Zu diesem Behufe führten sie drei Mauern auf aus Rauhsteinen, eine vorn und zwei an den Seiten, mit einer Senkung nach innen, um dem Drucke der Erde leichter Widerstand zu leisten, welche darin eingerammt wird, bis sie überall die Höhe der Mauer erreicht hat. Unter dieser ersten Stufe wird eine zweite, etwas schmälere, auf dieselbe Weise angelegt, bis endlich die ganze Anhöhe stufenartig geebnet ist, nach Art einer Treppe. Wo der Grund steinig war, lasen sie die Steine auf und bedeckten den unfruchtbaren Boden bei'm Ebnen mit frischer Erde, um auch keinen Fleck unbenutzt zu lassen. Die ersten Vierecke waren die

Um das Korn vom Stroh zu sondern, sind die Hindus noch immer bei der uralten Weise stehen geblieben, es durch Ochsen austreten zu lassen; dann wird es meistentheils durch Weiber in Handmühlen gemahlen. [1])

Wie schon bemerkt, gehört die Kunst, glänzende Zierathen und Geschmeide zu verfertigen, zu denen, welche schon auf den frühsten Entwickelungsstufen des socialen Lebens oft eine außerordentliche Höhe erreichen. Die Hindus schneiden die Edelsteine, geben ihnen durch Politur einen außerordentlichen Glanz, und fassen sie sauber in Gold und Silber. Es steht zu ermitteln, durch welchen Grad der Civilisation diese Kunstfertigkeit bedingt wird. Zur Zeit Moses hatte die Kunst der Behandlung von Juwelen

größten, so groß, als die Oertlichkeit es gestattete, so daß sie 100 bis 300 Scheffel Saatkorn fassen konnten. Die zweite Reihe wurde schmäler und die Felder kleiner.... An mehreren Orten wurde das Wasser 15 — 20 Meilen weit hergeleitet, oft um nur ein paar Morgen Land zu bewässern, wenn dies gerade guter Ackerboden war. **Royal Commentaries of Peru, I, 5, 1.** Der **Mercurio Peruano** beschreibt ausgedehnte Bewässerungsanstalten in Peru, deren Reste noch sichtbar sind, **VIII, 38.** Acosta sagt: „Die Indianer leiten aus den Gewässern, welche von den Bergen in die Thäler und Ebenen niederströmen, eine Menge Bäche ab, um ihre Felder zu bewässern; was sie gewöhnlich mit vieler Industrie thun, wie es nicht besser in Murcia und selbst in Mailand geschieht; und welches der größte und einzige Reichthum der Ebenen von Peru und vieler anderen indischen Gegenden ist.“ **Nat. and mor. Hist. III, 18.**

[1]) *Sonnerat* **III, 8.** *Tennant* **I, 302.** Das Land der Seiks, einer anerkannt barbarischen Völkerschaft, ist nach einem wohl unterrichteten Gewährsmann, Franklin, in seinen **Memoirs of *George Thomas*, p. 65,** sehr wohl angebaut, und ihre Künste und Manufacturen stehen mit denen des übrigen Indiens auf gleicher Höhe. „**Les Tartares du Daghestan ont une coûtume qu'ils observent soigneusement; savoir que personne ne peut se marier chez eux avant que d'avoir planté en un endroit marqué cent arbres fruitiers; en sorte qu'on trouve partout dans les montagues du Daghestan de grandes forêts d'arbres fruitiers.**“ **Hist. généal. des Tartars p. 313.** Zoroaster erhob die Arbeiten des Ackerbaues zur Religionspflicht. „Korn zu säen mit Reinheit ist die Erfüllung des ganzen Gesetzes der Mazdeiesnans.“ **Zendav. II, 610.** „Die Heruler und Longobarden in ihrer heimischen Wildniß baueten Flachs; was festes Eigenthum, Ackerbau, Manufacturen und Handel voraussetzt.“ ***Gibbon* VII, 276.**

unter den Juden schon eine bedeutende Ausbildung erlangt. An dem Leibrocke und dem richterlichen Brustschilde Aarons waren kostbare Steine in Gold gefaßt; die Beschreibung dieser Juwelen im Buche Exodus deutet auf im höchsten Grade prachtvolle Arbeiten. [1]) Clavigero belehrt uns, daß die Mexicaner »Edelsteine in Gold und Silber faßten und die künstlichste und kostbarste Juwelierarbeit verfertigten. Diese Werke waren von so vollendeter Schönheit, daß selbst die spanischen Soldaten, trotz ihrer gemeinen Goldgier, dennoch die Arbeit höher schätzten, als das Material. [2])

[1]) **Exod. 28.** „Die Arbeiten in Pretiosen betrachte ich als den auffallendsten Beweis des raschen Fortschrittes der Künste in einigen Ländern. Diese Arbeit setzt eine Menge Entdeckungen, viel Kenntnisse und viel Erfahrung voraus.“ *Goguet*, **Or. of Laws, II. 2, 2.** In der Note fügt er hinzu: „Man muß eingestehen, daß die alten Peruaner, deren Monarchie nicht über 350 Jahre bestanden hatte, in der Bearbeitung der Edelsteine vollkommen Meister waren.“ **(Hist. gén. des voy. XIII, 578.)**

[2]) *Clavigero*, **Hist. Mex. VII, s. 51.** Selbst die rohesten amerikanischen Stämme scheinen in dieser Arbeit nicht ohne einige Kunstfertigkeiten gewesen zu sein. Condamine sagt bei Erwähnung des grünen Steins, welcher an manchen Orten an den Ufern des Amazonenstroms gefunden wird: „La vérité est qu'elles ne diffèrent ni en couleur, ni en dureté du Jade Oriental; elles résistent à la lime et on n'imagine pas, par quel artifice les anciens Américains ont pu les tailler et leurs donner diverses figures d'animaux, sans fer ni acier.“ **Voy. dans l'intérieur de l'Am. Méridionale p. 138.** An demselben Orte erwähnt er eines andern Kunstphänomens bei den alten Amerikanern. „Ce sont des Emeraudes arrondies, polies et percées de deux trous coniques, diamétralement opposés sur un axe commun, telles qu'on trouve encore aujourd'hui au Pérou sur les bords de la rivière de St. Jago, dans la province d'Esmeraldas, à quarante lieues de Quito, avec divers autres monumens de l'industrie de ses anciens habitans.“ Die Perser sind noch heutiges Tages ausgezeichnete Steinschneider, *Chardin* **III, 115.** Olivier sagt: „Ils taillent assez bien les pierres précieuses, et les montent avec assez de goût.“ **Voy. V, 304.** *Olivier* **Voy. V, 304.** — „An diesem Orte hatte ich Gelegenheit, die Art zu sehen, wie sie Gold schmelzen. Isaaco hatte, als wir durch Konkodoo kamen, einiges Gold gekauft und ließ sich daraus einen großen Ring machen. Der Schmied machte einen Schmelztiegel aus gemeiner rother Thonerde und trocknete ihn an der Sonne. Da hinein warf er das Gold ohne alle weitere Beimischung zur Beförderung des Flusses. Dann legte

Wenn Europäer die große Unvollkommenheit und Dürftigkeit der Instrumente, womit der indische Künstler arbeitet, mit der Zierlichkeit und häufig der Schnelligkeit ihrer Arbeit verglichen, so haben sie oft gerade das Umgekehrte daraus gefolgert von dem, was dies Verhältniß anzeigt. Eine solche Geschicklichkeit ist kein Zeichen hoher Civilisation. Ein uncultivirtes Volk besitzt sehr gewöhnlich Fertigkeit im Gebrauche seiner eignen unvollkommnen Werkzeuge.

Acosta sagt bei Erwähnung mehrerer auffallenden Beispiele dieser Art von Talent unter den Eingebornen von Mexico und Peru: »Wir können hiernach urtheilen, ob höhere Fähigkeiten ihnen abzusprechen sind; ich meines Theils glaube, daß sie in den Dingen, worauf sie sich legen, uns übertreffen.« [1]) Forster selbst, welcher die Geschicklichkeit der Hindus außerordentlich bewunderte, führt ein Beispiel an in der Person eines russischen Bauern, welches ihn zu dem richtigen Schlusse hätte führen können. »Einige Meilen von Choperskoy entfernt, setzte mich der Fuhrmann durch die Meldung in Schrecken, daß die Hinterachse zerbrochen sei. Dieser Zufall gab mir Gelegenheit, die Geschicklichkeit eines russischen Zimmermannes in der Handhabung der Axt zu beobachten. Ohne Hülfe eines andern Werkzeugs, als eines schmalen Meißels, um in die Mitte eine Vertiefung zu machen zur Aufnahme einer eisernen Querstange, welche die Achse unterstützt, und um die Löcher für die Achsennägel zu bohren, gab er in Zeit von 2 Stunden einem rohen Stücke Zimmerholz die erforderliche Gestalt, und seine Forderung betrug einen Schilling.« [2])

er Holzkohlen darauf und darunter, blies das Feuer an mit dem im Lande üblichen Blasebalge, und erregte bald eine hinlängliche Hitze, um das Gold in Fluß zu bringen. Dann machte er eine kleine Furche in den Boden, in welche er das Gold goß. Nachdem es kalt geworden, nahm er es, erhitzte es wiederum und hämmerte es zu einer viereckten Stange; erhitzte es darauf noch einmal und drehte es vermittelst zweier Zangen in die Gestalt einer gewundenen Schraube, zog darauf die Enden aus einander, krümmte sie um und bildete so einen massiven, kostbaren Ring.“ *Mungo Park*, **Last Mission to Africa p. 78.**

[1]) ***Acosta*, Nat. and mor. hist. of the Indies, b. VI, c. 8.**

[2]) **Travels II, 282. — „Les habitans de Kamschatka, d'une stupidité sans égale à certains égards, sont à d'autres d'une indu-**

Allein wenn die Fertigkeit im Gebrauche unvollkommner Instrumente kein Beweis von Civilisation ist, so ist dagegen ein großer Mangel an sinnreichen und genügenden Werkzeugen und mechanischen Hülfsmitteln ein starkes Anzeichen des Gegentheils; ja es giebt kaum einen einzelnen Umstand, nach welchem man besser bestimmen könnte, in welchem Grade die Wohlthaten der Civilisation unter einem Volke Eingang gefunden haben, als den Zustand seiner mechanischen Hülfsmittel. Allen europäischen Reisenden fiel die Rohheit der Werkzeuge und mechanischen Hülfsmittel

strie merveilleuse. S'agit-il de se faire des vêtemens? leur addresse en ce genre, dit leur historien, surpasse celle des Européens." *Helvétius*, **de l'homme, I, 304.** — „Im Allgemeinen ist die Kunstfertigkeit aller ihrer (der Otaheiter) Arbeiten erstaunlich, wenn man dabei die Werkzeuge betrachtet, welche sie besitzen. Ihre Kleidung, Keulen, Fischereigeräthe, Canoes, Häuser, alle zeugen von großer Geschicklichkeit; ihre Trauergewänder, ihre kriegerischen Hauptzierden und Brustschilde sind auffallend geschmackvoll; ihre Anordnung der verschiedenen Theile, die genaue Symmetrie, die Zierlichkeit der Zusammenfügung ist bewundernswürdig, und fast unbegreiflich ist, wie sie mit solcher Leichtigkeit und Schnelligkeit mit einem Wallfischzahne Löcher in eine Perlmuschel bohren, so fein, daß die Spitze einer gewöhnlichen Nadel nicht hindurchgeht." **Missionary Voyage, p. 330.** Dasselbe Zusammentreffen der höchsten Geduld, Rohheit der Mittel und Zierlichkeit der Ausführung bemerke man in folgender Darstellung des Zustandes der Künste in Mexico. „Die Verrichtungen des Maurers, des Webers, Goldschmieds, Malers und mehrerer anderer Gewerke waren verschiedenen Personen zugetheilt. Jeder wurde in seinem Fache regelmäßig unterrichtet. Auf dieses war er allein beschränkt, und durch beständige Uebung des einen Geschäfts, verbunden mit der besonders den Amerikanern eigenthümlichen ausdauernden Geduld, erlangten ihre Künstler einen Grad von Zierlichkeit und Vollkommenheit der Arbeit, welche man bei der Rohheit der dabei angewandten Geräthe durchaus nicht erwarten sollte. Ihre verschiedenen Productionen wurden in den Handel gebracht, und durch den Austausch derselben auf festen Märkten, welche in den Städten gehalten wurden, wurde nicht nur ihren gegenseitigen Bedürfnissen genügt, in einem geordneten Verkehre, welcher auf einen ausgebildeten Zustand der Gesellschaft deutet, sondern ihre Industrie und ihr Erfindungsgeist erhielt auch täglich Aufmunterung." *Robertson's* **Hist. of Am. III, 286.** — „**Il-y-a dans l'homme un instinct de mécanique que nous voyons produire tous les jours de grands effets dans des hommes fort grossiers. On voit des machines inventées par les habitans des montagnes du Tirol et des Vosges, qui étonnent les savans."** *Voltaire*, **sur les Moeurs et l'esprit des nations, p. 32.**

auf, mit welchen sich die Hindus behelfen. [1]) Sonnerat, einer der Reisenden, welche den Zustand der Künste in diesem Lande mit der größten Aufmerksamkeit und dem klarsten Blicke beobachtet haben, bemerkt, daß der indische Künstler mit seinen Händen und einem oder zwei Werkzeugen Arbeiten verrichten muß, zu welchen man bei uns hundert verschiedene Instrumente anwenden würde. [2]) »Betrachtet man,« sagt Forster, »die Rohheit des Werkzeugs und die Einfachheit des Verfahrens, so muß der Grad von Feinheit, welchen die Künstler ihren verschiedenen Arbeiten zu geben wissen, die höchste Bewunderung in Anspruch nehmen.« [3]) Fryer sagt von der Art, wie die Corallen geschnitten werden: »Das Handwerkzeug der Arbeiter verdiente mehr Bewunderung, als die Arbeit; ihre Hände und Füße hatten eigentlich Alles zu thun, indem ihr einziges Geräth in rohen Stücken Eisen bestand.« [4])

In der Art, wie die indischen Künstler und Handwerker ihre Geschäfte treiben, finden wir einen Umstand, welchen man gewöhn-

[1]) *Crauford's* **Sketches, p. 328 der ersten Ausg.**

[2]) *Sonnerat*, **Voy. III, c. 8.** „Der indische Zimmermann oder Schreiner kennt keine andern Werkzeuge, als den Hobel, den Meißel, den Bohrer, einen Hammer und eine Art Beil. Die Erde ist sein Werktisch, der Fuß sein Klemmhaken. Er gebraucht einen Monat zu einer Arbeit, welche unsere Handwerker in drei Tagen verrichten. Selbst nach besserer Belehrung kann er sich nicht zu unserer Art zu sägen entschließen. Er legt den Holzblock zwischen zwei in die Erde gerammte Pfähle, setzt sich dabei auf eine Bank und gebraucht so, mit einer Säge, drei Tage, um eine Bohle zu schneiden, welche unsern Leuten eine Stunde Werk kosten würde.“ Das. Die Birmanen scheinen in den praktischen Kunstfertigkeiten eben so weit vorgeschritten, als die Hindus, und in einzelnen sie zu übertreffen. S. *Syme's* **Embassy to Ava.** Ihre Wagen sind netter und bequemer, als die plumpen Gauries oder Karren der Hindus.

[3]) *Forster's* **Travels I, 25.** „Ihre Handwerker haben so wenig Vorrichtungen und Instrumente zu ihrer Arbeit, daß ein Europäer über die Feinheit und Schnelligkeit derselben erstaunen würde.“ *Stavorinus*, **Voy. p. 412.** Vgl. *Tennant*, **Ind. Recreat. I, 301—303.**

[4]) *Fryer's* **Travels, l. III, 3.** Sie schneiden Diamanten, wie er sagt, mit einer Mühle, welche von Menschenhänden gedreht wird. Darin läuft, wie bei unsern Scheerenschleiferrädern, ein Strang von einem größern über ein kleineres, stählernes Rad, das in einer flachen Presse geht, in welcher die Diamanten in jeder beliebigen Lage befestigt werden.

lich, aber auch nur unter weniger civilisirten Völkern findet. Der Schreiner, der Grobschmied, der Kupferschmied, selbst der Goldschmied und Juwelier, alle verrichten ihre Arbeit nicht in eignen Häusern oder Werkstätten, wo sie die dazu erforderlichen Anstalten am besten zur Hand haben könnten, sondern sie begeben sich für jede Bestellung mit ihrem kleinen Bündel von Handwerkszeug in das Haus dessen, der ihrer benöthigt ist, und verrichten dort die verlangte Arbeit. [1])

Hinsichtlich der schönen Künste wird eine kurze Skizze genügen. Es hat kaum ein Panegyrist behaupten können, daß die Sculptur, die Malerei, die Musik der Hindus aus einem Zustande der Anfänglichkeit hinausgetreten sei, welcher frühern Culturperioden angehört. Der rein mechanische Theil, der, zu welchem Zeit und Geduld die Haupterfordernisse bilden, ist oft mit großer Nettigkeit ausgeführt, und setzt in Erstaunen durch die Vorstellung der überwundenen Schwierigkeit. Geduld ist das natürliche Product einer rohen Zeit, wo die Arbeit wenig Werth hat. Allein im Gebiete des Genies und Geschmacks zeigen sich

[1]) Der Grobschmied geht mit seinem Handwerkzeuge von Ort zu Ort. Neben seiner Schmiede und seinem kleinen Ofen dient ihm ein Stein als Amboß, und sein ganzer Apparat besteht aus einer Zange, einem Hammer, einem Schlägel und einer Feile. Sie haben noch nicht die Kunst erreicht, Gold und Silber zu poliren oder Gold in verschiedenen Farben zu bearbeiten. Der Goldschmied zieht mit seinem Werkzeuge umher, wie der Grobschmied. *Sonnerat* III, c. 8. Die Gold- und Silberarbeiter sind häufig nur kleine Knaben, welche täglich auf dem Bazaar oder Markte sitzen und warten, bis man sie ruft, da sie dann, mit ihren Geräthschaften in einem kleinen Korbe, bestehend in einem sehr kleinen Amboße, einem Hammer, einem Blasbalge, einigen Feilen und einer Zange, mit nach dem Hause gehen. Ein Kohlenbecken oder Aschenpfanne wird ihm hier gereicht nebst einem Modell der zu machenden Arbeit und dem Materiale. Dann setzt er sich in die freie Luft und geht an sein Werk, welches er mit Raschheit und Geschick verrichtet. Eben so gehen andere Handwerker nach den Häusern, der Schuhmacher und der Schneider, *Stavorinus*, p. 412. Es ist auffallend, wie genau diese Beschreibung mit dem Zustande der Künste unter den Persern übereinstimmt. Ueberall in Persien gehen die Handwerker aller Art, nach Chardin, in das Haus des Bestellers; sie arbeiten mit dem dürftigsten Werkzeuge, und, vergleicht man ihre Mittel mit der Arbeit, mit einer erstaunlichen Vollkommenheit. *Chardin*, Voy. en Perse. III, 98.

nur Spuren der Rohheit. Die Productionen sind nicht nur ohne allen Reiz; sie sind unnatürlich, abstoßend und nicht selten Abscheu erregend. »Die Hindus haben heutiges Tages eine geringe Kenntniß von den Regeln der Proportion und gar keine von der Perspective. Sie sind richtige Nachahmer und genaue Arbeiter; aber sie besitzen kaum einen Anflug von Genie. [1]) »Der Stil und Geschmack der Inder,« sagt Paulini, »sind in der That erbärmlich; allein sie besitzen ein bewundernswerthes Geschick zur Nachahmung europäischer Künste und Erfindungen, sobald man ihnen einmal die Methode gezeigt hat.« [2]) Selbst Major Rennel berichtet uns, daß die darstellenden oder schönen Künste bei den Hindus nicht einmal die Stufe der Aegypter erreicht hätten; viel weniger der Griechen und Römer: daß sie gleich den Chinesen große Fortschritte gemacht haben in einigen der nützlichen Künste, aber fast nicht die geringsten in den Künsten des Geschmacks. [3])

»In Indien sowohl,« sagt Sonnerat, »als unter allen Völkern des Orients, haben die Künste wenige oder gar keine Fortschritte gemacht. Alle Statuen, welche wir in ihren Tempeln sehen, sind schlecht entworfen und noch schlechter ausgeführt.« [4]) Wir haben das Zeugniß Hodges, welches in diesem Punkte wenigstens von hoher Bedeutung ist, daß die Sculptur in den Pagoden Hindostans durchaus ganz roh ist. [5]) Bei der Beschreibung eines Tempels des Siva zu Hullybedu in Mysore, sagt Buchanan: »Seine Wände zeigen eine weitläufige Darstellung der in-

[1]) *Forster's* Travels I, 80. [2]) *Rennel's* Memoir, p. XXII.
[3]) *Bartolomeo's* Travels I, c. 7. [4]) *Sonnerat*, Voy. III, c. 8.
[5]) *Hodges'* Travels in India. Er sagt: „Es thut mir Leid, der Kunst der Sculptur bei den Hindus kein so hohes Lob spenden zu können, als gewöhnlich von vielen geistreichen Autoren geschieht, welche über die brahminische Religion schreiben. Betrachtet man diese Werke, wie ich es thue, mit den Augen eines Künstlers, so kann man sie nur in eine Reihe stellen mit den rohen Versuchen der talentvollen Indianer, welche ich auf Otaheite und andern Inseln der Südsee gefunden habe.“ p. 26. Auf der folgenden Seite setzt er hinzu, daß hinsichtlich des Steinschnitts, also des rein mechanischen Theils, die Ornamente der indischen Tempel oft schön seien. Auch noch an einer andern Stelle, p. 151, rühmt er diese mechanische Zierlichkeit, diese besondere Schärfe des Schnitts in indischen Sculpturen. Vgl. *Tennant* I, 299.

dischen Götterlehre, sie ist in der Darstellung menschlicher und thierischer Formen eben so ohne Eleganz, als gewöhnlich, allein das Laubwerk ist theilweise von großer Sauberkeit. Er übertrifft weit alle indischen Bauwerke, welche ich sonstwo gesehen habe.« [1])

Wie viel wir auch in den Berichten von den Sculpturwerken der neuen Welt bei den Historikern Mexico's und Peru's für Uebertreibung halten mögen, so dürfen wir ihnen doch keine viel tiefere Stelle anweisen, als den Productionen Hindostans. Clavigero sagt: »Die Mexicaner waren glücklicher in der Sculptur, als in der Malerei. Sie lernten in ihren Statuen alle Stellungen und Lagen ausdrücken, deren der menschliche Körper fähig ist; sie beobachteten genau die Proportionen; und vermochten, wenn es nöthig war, die feinsten und zartesten Züge mit dem Meißel auszuführen. Die Werke, welche sie durch Metallguß ausführten, waren noch von höherem Werthe. Die Wunder, welche sie in dieser Art hervorbrachten, würden unglaublich sein, wären nicht, neben den Zeugnissen der Augenzeugen, Merkwürdigkeiten der Art in Menge von Mexico nach Europa gesandt worden.« [1])

[1]) *Buchanan*, Journ. thr. Mysore, III, 301.

[2]) *Clavigero*, Hist. Mex. VII, 50. Er setzt hinzu: „Die Arbeiten in Gold und Silber, welche der Eroberer Cortez als Geschenke an Karl V. sandte, erfüllten die Goldschmiede in Europa mit Erstaunen, welche nach der Versicherung mehrerer Schriftsteller jener Zeit erklärten, daß dieselben völlig unnachahmbar wären. Die mexicanischen Metallgießer verfertigten aus Gold und Silber die vollkommensten Nachbildungen natürlicher Körper. In dieser Art machten sie einen Fisch, dessen Schuppen abwechselnd die eine von Silber, die andern von Gold waren, einen Papagei mit einem beweglichen Kopfe, beweglicher Zunge und Flügeln, und einen Affen mit beweglichem Kopfe und Füßen, eine Spindel in der Hand, in der Stellung eines Spinnenden.“ Das. Garcilasso erzählt: „Die Peruaner bildeten viele Figuren von Männern und Weibern, von Vögeln der Luft und Fischen der See; ebenso von wilden Thieren, Tigern, Löwen und Ebern, Füchsen, Hunden, Katzen; kurz, alle Creaturen, welche ihnen bekannt, gossen und formten sie zu treuen, natürlichen Figuren von derselben Gestaltung und Form mit den Geschöpfen, welche sie darstellten. Sie bildeten Pflanzen und Mauerblumen so gut ab, daß sie an den Wänden natürlich zu sein schienen; die Geschöpfe, welche an den Mauern abgebildet waren, als Eidechsen, Schmetterlinge, Schlangen, einige aufwärts und andere nieder kriechend, waren so künstlich gemacht, daß sie natürlich schienen, und nichts ihnen mangelte, als die Bewegung.“ VI, c. 1.

Aehnlich war, wie wir annehmen dürfen, die Ausbildung der Schwesterkunst, der Malerei. Die Hindus copiren mit großer Genauigkeit, selbst nach der Natur. Demzufolge entwerfen sie Portraits von Individuen sowohl, als größern Gruppen mit einer kleinlich genauen Nachbildung, aber ganz ohne Ausdruck und Anmuth. Ihre Unfähigkeit selbst zu den einfachsten Schöpfungen der Phantasie wird stark ausgedrückt von Tennant, welcher sagt: »Die unermüdliche Genauigkeit, mit welcher sie jede Feder eines Vogels oder die kleinste Ader auf dem Blatte einer Pflanze nachahmen, macht sie zu schätzenswerthen Gehülfen bei Abbildungen naturhistorischer Exemplare; allein weiter als dieß vermögen sie keinen Schritt zu gehen. Soll euer Vogel auf einem Felsen oder einem Baumzweige stehen, so weiß der Zeichner sich nicht zu helfen; der Gegenstand ist nicht vor ihm und seine Phantasie vermag nichts zu ergänzen.« [1]) In einem wichtigen Umstande gleicht ihre Malerei der aller andern Völker, bei welchen die Künste nicht über die Kindheit hinausgekommen sind. Sie sind völlig ohne Kenntniß der Perspective und folglich aller der feinen und höhern Theile der Malerkunst, welche die Perspective zu ihrer Grundlage haben. [2])

1) *Tennant* I, 299.

2) Tennant unterstützt a. a. O. sein Zeugniß noch durch folgende Stelle aus Sonnerat: „**La peinture chez les Indiens est et sera toujours dans l'enfance; ils trouvent admirable un tableau chargé de rouge et de bleu, et dont les personnages sont vêtus d'or. Ils n'entendent point le clair obscur, n'arrondissent jamais les objets et ne savent pas les mettre en perspective; en un mot, leurs meilleures peintures ne sont que de mauvaises enlumineures.**“ Voy. aux Indes I, 99. Die indischen Gemälde, sagt Mandelsloe, sind mehr durch ihre Buntheit, als durch irgend eine Richtigkeit der Proportion bemerkenswerth. *Harris*' Collection of voy. I. Wie genau paßt dies zu der Beschreibung, welche Chardin von dem Zustande derselben Kunst bei den Persern giebt! **En Perse les arts, tant liberaux que mécaniques sont en général presque tous rudes et bruts, en comparaison de la perfection où l'Europe les a portés..... Ils entendent fort mal le dessein, ne sachant rien faire au naturel, et ils n'ont aucune connaissance de la perspective..... Pour ce que de la platte-peinture, il est vrai, que les visages qu'ils représentant, sont assez ressemblans; ils les tirent d'ordinaire de profil parce que ce sont ceux, qu'ils font le plus**

Es iſt eine Anomalie und wirklich überraſchend, daß die Muſik der Hindus ſo ganz ohne Bedeutung iſt. Da die Muſik in ihrem Urſprunge eine Nachahmung der Töne der Leidenſchaft

aisément; ils les font aussi de trois quarts: mais pour les visages en plain ou de front, ils y reussissent fort-mal, n'entendant pas à y donner les ombres. Ils ne sauroient former une attitude ou une posture.... Leur pinceau est fin et délicat, et leur peinture vive et éclatante. Il faut attribuer à l'air du pays la beauté des couleurs.“ Voy. en Perse, III. 284. „La peinture est encore au berceau: les Persans n'ont fait aucun progrès dans cet art.... En général leur manière de faire ressemble un peu à celle des Chinois: leur dessin est très-incorrect; ils ne connaissent pas la perspective, ils ne savent pas employer les ombres.... Cependant on voit sortir de leurs mains des ouvrages assez jolis; ils peignent assez bien les fleurs et les oiseaux de fantaisie; ils réussissent dans les arabesques; ils emploient très-bien l'or; ils font de très-beaux vernis.... Les couleurs que les Persans emploient et qu'ils font eux-mêmes, ont tout l'éclat, toute la solidité, qu'on peut désirer. Ce sont eux qui nous ont fait connaitre l'outremer.“ *Olivier*, Voy. V, 301. Es iſt auffallend, daß wir in China genau denſelben Zuſtand der ſchönen Künſte finden. „Quoique les Chinois aient une passion extraordinaire pour tous les ouvrages de peinture, et que leurs temples en soient ornés, on ne peut rien voire néanmoins de plus borné et de moins régulier. Ils ne savent point ménager les ombres d'un tableau, ni mêler ou adoucir les couleurs.... Ils ne sont pas plus heureux dans la sculpture, et ils n'y observent ni ordre, ni proportions.“ *Le Gentil*, Voy. II, 111. Die mexicaniſche Malerei ſcheint mit der dieſer öſtlichen Nationen dieſelben Vorzüge und Mängel getheilt zu haben. Nach Robertſon (III, 278) waren ihre Farben prächtig, aber ohne alle Kunſt, ohne Rückſicht auf Licht und Schatten oder die Regeln der Perſpective. Clavigero ſagt, obgleich die Malerkunſt der Mexicaner nicht zu den Vorzügen gehört, welche er an ihnen beſonders bewundert: „Wir haben unter den alten Gemälden viele Portraits von mexicaniſchen Königen geſehen, in welchen außer der einzigen Schönheit der Farben die Proportionen höchſt ſorgfältig beobachtet waren.“ (Hist. Mex. VII, s. 49.) „Les Mexicains,“ ſagt Humboldt, „ont conservé un goût particulier pour la peinture et pour l'art de sculpter en pierre et en bois. On est étonné de voir ce qu'ils exécutent avec un mauvais couteau, et sur les bois les plus durs.... Ils montrent beaucoup d'aptitude pour l'exercice des arts d'imitation; ils en déploient une plus grande encore pour les arts purement mécaniques. Cette aptitude deviendra un jour très-précieuse etc.“ Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne, p. 9.

ist, und am natürlichsten der Leidenschaft zum Ausdrucke dient in rohen Zeitaltern, wo die Fähigkeit, dieselbe durch articulirte Laute auszudrücken, am unvollkommensten ist: so sind einfache Melodieen, oft von hohem Ausdrucke und Affecte, uncivilisirten Volksstämmen natürlich. In der Urzeit der Civilisation vermochte Orpheus nach der Sage Wunder zu thun durch seine Lyra. Dennoch beschreiben alle Europäer, selbst die, welche die größte Neigung zeigen, die Vorzüge der Hindus zu überheben, einstimmig die Musik dieses Volks als unangenehm und alles Ausdrucks, aller Kunst entbehrend. Tennant, welcher sein Urtheil sowohl auf eigne, als fremde Beobachtung gründet, sagt: »Dürften wir allein aus der Zahl von Instrumenten und dem häufigen Gebrauche, welchen sie davon machen, einen Schluß ziehen, so wären die Hindus für bedeutende Künstler in der Musik zu halten; allein das Urtheil aller Fremden erklärt ihre Musik für eben so unvollkommen, als ihre übrigen Künste. Ihre kriegerischen Instrumente sind roh, lärmend und unkünstlerisch, und in den Tempeln werden die, welche religiösen Zwecken dienen, offenbar nach demselben Grundsatze gehandhabt; denn nach ihrer Vorstellung ist das das Wohlklingendste und Harmonischste, was den größten Lärm macht [1].« Motte sagt, nachdem er die völlig rohen musikalischen Instrumente des Volks von Sumbhulpoor beschrieben hat: »Die Bande des Rajah kam mir immer vor wie eine Schaar Kinder, welche von einem Dorfjahrmarkte kommen [2].«

[1]) Ind. Rec. I, 300. „Ces peuples n'ont aucune idée des accords. Leur chant commence par un bourdonnement sourd et fort bas, après lequel ils éclatent.“ *Anquetil Duperron*, Voy. aux Ind. Or. Zendav. I, XXVI. Selbst Sonnerat belehrt uns, daß ihre Musik schlecht sei und ihre Gesänge ohne Harmonie. Voy. III, c. 8.

[2]) Journey to Orissa, Asiat. An. Regist. I. Miscellan. Tracts, p. 77. „Ihre Vorstellungen von Musik sind, nach ihrer Praxis zu urtheilen, barbarisch. *Orme*'s Milit. Trans. I, 3. Folgende Stelle aus Garcilasso de la Vega ist ein wichtiges Document in der Geschichte der Musik. Sie enthüllt die Thatsachen ihres Ursprungs in größerer Nacktheit vielleicht, als irgend ein geschriebenes Monument, und beweist zugleich die Kraft des Ausdrucks, welche die Kunst erreicht hatte. „In der Musik,“ sagt er, „brachten es die Peruaner zu einer gewissen Harmonie, worin besonders die Indianer von Colla sich auszeichneten. Diese

Da das Nachahmungstalent der Hindus, sowohl in Handfertigkeiten, als auch in mehreren der höheren Künste, die größte Aufmerksamkeit erregt hat, und man schon darauf hingewiesen hat,

waren die Erfinder einer Art von Pfeife, bestehend aus mehreren zusammengeleimten Röhren, deren jede einen bestimmten höhern oder niedern Ton hatte, nach Art der Orgel. Sie machten hiermit eine gefällige Musik, wobei die verschiedenen Stimmen, Discant, Tenor und Baß, genau harmonirten; sie führten auch Concerte auf mit diesen Pfeifen, wobei sie einander antworteten.... Sie hatten auch noch andere Pfeifen oder Flöten mit vier oder fünf Klappen nach Art der Hirtenpfeifen; mit diesen spielten sie nur einzeln und begleiteten damit rhythmische Gesänge, deren Gegenstand die Liebe war, und die Leiden und Freuden, welche aus den Launen der Geliebten entspringen.... Jedes Lied war in seiner besondern Weise gesetzt, denn zwei Lieder von verschiedenem Inhalte konnten nicht zu derselben Weise passen; die Musik, welche der Liebende seiner Flöte entlockte, sollte die Freude oder Betrübniß seiner Seele ausdrücken, welche vielleicht weniger noch in den Worten, als in der Melancholie oder Fröhlichkeit der Melodieen sich kund gab. Ein Spanier begegnete kürzlich in der Nacht in den Straßen von Cozco einem indianischen Weibe und wollte sie mit zurücknehmen zu seiner Wohnung. „Laßt mich, Herr!“ rief sie aus, „um Gottes Willen, denn jene Pfeife, welche ihr hört auf jenem Thurme, ruft mich mit Leidenschaft, und ich kann dem Rufe nicht widerstehen; Liebe zwingt mich, zu gehen, daß ich sein Weib sei und er mein Mann.“ Die Gesänge von ihren Kriegen und großen Thaten wurden nie mit der Flöte begleitet; sie waren zu ernst und feierlich, um die Verbindung mit der Freude und der Süßigkeit der Liebe zu gestatten. Diese wurden nur an ihren Hauptfesten gesungen, wenn sie ihre Siege und Triumphe feierten.“ **Royal Comment. II, c. 14.** „Die Erinnerungen von 22 Jahrhunderten stellen die Indier als ein Volk dar, welches in der Civilisation sehr hoch stand; allein nach ihren Monumenten zu urtheilen, erreichten sie in den nachahmenden (bildenden) Künsten nie die Höhe der Vollendung, worauf die Griechen und Römer standen, ja selbst die Aegypter. Sowohl die Hindus als die Chinesen scheinen die Künste nur eben zu dem Punkte ausgebildet zu haben, welcher zu praktischen Zwecken erforderlich ist; aber sich nie dem Gipfel der Vollendung genahet zu haben in Betracht des Geschmacks und der Kühnheit des Entwurfs.“ (*Rennel*, **Memoir, introd. p. 22.**) Die neuesten Berichte sind am einsichtigsten. Ward versichert (Vorrede S. 62): „Was auch in andern Ländern der Fall gewesen sein mag, in diesem wenigstens hat der Götzendienst sicherlich nicht dahin gewirkt, die Maler- und Bildhauerkunst zu irgend einer Vollendung zu bringen.“ Abbé Dubois bemerkt S. 463: „Die verschönernden Künste, als Malerei, Instrumentalmusik u. s. w., werden äußerst gering geschätzt. Jene wird kaum nur von

wie darin keineswegs ein Beweis von Scharfsinn und geistiger Ausbildung zu suchen sei; so müssen wir bemerken, daß gerade wenige Kennzeichen so allgemein einen Anfangszustand der socialen Entwickelung charakterisiren. Dies Geschick der Nachahmung ist in der That der natürliche Vorbote des Zeitalters der Erfindungen und verschwindet oder tritt wenigstens mehr in den Hintergrund sobald das höhere, schöpferische Vermögen sein Spiel beginnt. Garcilasso de la Vega, welcher noch Blas Valera als Gewährsmann anführt, erzählt uns, daß die Indianer in Peru, »sobald sie nur etwas gesehen haben, es ohne Unterweisung so genau nachahmen, daß sie bessere Künstler und Mechaniker werden, als die Spanier selbst [1]).

Sir William Jones bemerkt pomphaft: »Die Hindus sollen sich dreier Erfindungen zu rühmen haben, welche alle in der That bewundernswerth sind: die Methode, durch Fabeln zu belehren, das Decimalsystem und das Schachspiel, über welches sie mehrere merkwürdige Abhandlungen besitzen [2]).« Da das Schach-

den niedern Stämmen der Mushiers geübt, und die Musik beschränkt sich fast auf Barbiere uud Pariahs, die Instrumentalmusik gänzlich. Der Grund der geringen Aufmunterung, welche diese beiden Künste finden, liegt ohne Zweifel in ihrem mangelhaften Zustande. Ihre Malerei ist eine bloße Kleckserei, allein mit außerodentlich prächtigen, glänzenden Farben. Und obgleich die Hindus große Liebhaber der Musik sind und sie zu allen bürgerlichen und religiösen Feierlichkeiten hinzuziehen, so kann ich doch verbürgen, daß sie noch in ihrer Kindheit ist."

[1]) **Royal Comment. II, 2, c. 30.** Frezier sagt von demselben Volke: „Sie haben Talent zu den Künsten und ahmen leicht nach, was sie sehen; allein sie sind sehr arm im Erfinden." **Voy. to the South Sea, p. 263.**

[2]) **Asiat. Res. I, 429.** Erfindung der Fabel! Eben so gut könnte er uns erzählen, daß sie die Sprache erfunden hätten. Und das Decimal-Zahlensystem! als ob sie das einzige Volk wären, welches zehn Finger hat, und als ob nicht fast alle Völker durch den natürlichen Weg, nach Fingern zu zählen, dahin geführt wären, Zahlen durch Vergleichung mit dieser Summe zu benennen und zu unterscheiden! Die Scandinavier zählten die Einheiten bis zu zwölf und bezeichneten höhere Zahlen durch Vergleichung mit der Zwölfzahl, welche, wie Mallet richtig bemerkt, der Zahl zehn vorzuziehen ist, da sie theilbarer ist. *Mallet*, **introd. hist. Denm. I, 13.** Die Schweden und Isländer sowohl, als die Schotten, bewahren eine Erinnerung hieran in ihrem großen Hundert. Park erzählt,

spiel eine Art Kunst ist, so gehören, scheint es, die Nachrichten darüber an diesen Ort; und da es unter den Beweisen der vermeintlichen Civilisation den Hindus hoch angesetzt ist, so müssen wir sehen, wie viel in der That darin liegt. Obgleich kein Beweis vorhanden ist, daß die Hindus das Spiel erfunden haben, als ihre eigenen Behauptungen, welche sehr geringe Beweiskraft haben, so ist es doch durchaus nicht unwahrscheinlich. Die Erfindung sinnreicher Spiele ist eine Thätigkeit, welche bei Nationen gerade im wohen Bildungszustande sehr gewöhnlich sich entfaltet. Gerade vor dem Erwachen der Industrie wird das Bedürfniß nach Spielen am meisten fühlbar, um von der Pein der Unthätigkeit zu erlösen; in dieser Periode sind die Menschen dem Spiele am meisten ergeben, gestatten ihm die meiste Zeit und richten am ungetheilsten alle ihre Fähigkeiten darauf. Es ist die natürliche Beschäftigung und Zuflucht des ungebildeten Geistes, sobald er der Motive der Industrie entbehrt. Der schätzenswerthe und einsichtige Geschichtschreiber von Chile berichtet von einem Volksstamme, der sich nur eben aus dem Zustande der Barbarei erhoben hat: »Wenn es wahr ist, was der berühmte Leibnitz behauptet, daß die Menschen nie größere Talente entwickelt haben, als in der Erfindung der verschiedenen Arten von Spielen, so dürfen die Araucanier mit Recht behaupten, in dieser Hinsicht andern Nationen nicht nachzustehen. Ihre Spiele sind sehr zahlreich und größtentheils höchst sinnreich; sie sind theils mit Leibesübungen verbunden, theils sitzender Art. Es ist eine auffallende, sehr beachtenswerthe Thatsache, daß unter diesen das Schachspiel sich befindet; sie nennen es Comican und es ist ihnen seit undenklichen Zeiten bekannt. Das Spiel Quechu, welches sie sehr hoch schätzten, hat eine große Aehnlichkeit mit dem Trictrac, jedoch bedienen sie sich statt der Würfel dreieckter, mit Punkten gezeichneter Stücken Knochen, welche sie mit einem kleinen Reife werfen, der von zwei Pflöcken gehalten wird [1]).«

daß mehre Negerstämme nur bis fünf zählen, der Fingerzahl an einer Hand, und dann zusammensetzen. So sagen sie statt sechs, fünf und eins, fünf und zwei u. s. f. *Park's* **Travels in Afr. p. 17.**

[1]) *Molina*, **Civil Hist. of Chili, II. c. 10.** Die Perser eignen die Erfindung des Schachs sich zu, und da ihr Spiel von dem der Hindus

Obgleich die Hindus verstehen, eine Art grobes Glas zu gewinnen, woraus sie Tand und Putzsachen für die Weiber anfertigen, so reichte ihr Witz doch nie so weit, daß sie es zu den vielen nützlichen Zwecken angewandt hätten, zu welchen es sich so vortrefflich eignet. In wenigen Klimaten ist das Glas in Fenstern angemessener, als in Hindostan; dennoch waren die Hindus nie dazu gelangt, sich diese Bequemlichkeit zu verschaffen. Mit der Brauchbarkeit des Glases zu optischen Zwecken waren sie so unbekannt, daß sie in Bestürzung geriethen über die Wirkungen eines gewöhnlichen Fernglases. Sie sind nicht im Stande, Oefen zu bauen von hinreichender Glühkraft, um europäisches Glas oder Gußeisen zu schmelzen [1]).

grundverschieden ist, so sind es wahrscheinlich verschiedene Erfindungen. *Chardin*, **Voy. en Perse, III. 62.** Gibbon **VII, 276** merkt aus Paulus Diaconus einen Umstand an, der für die Sitten der Heruler bezeichnend ist: **dum ad tabulam luderet**, während er beim Brettspiele saß, sagt Gibbon; allein er konnte eben so gut sagen: beim Schachspiele. Das Wort bezeichnet eins wie das andere, und wir wissen, daß den Scandinaviern ein Spiel bekannt war, welches die größte Aehnlichkeit hatte mit dem Schach. Die alten scandinavischen Chroniken bieten uns häufig junge Recken, welche sich um die Gunst ihrer Schönen bestreben, indem sie sich ihrer Vollkommenheiten rühmen, als ihrer Kunstfertigkeit im Schachspiel, ihrer Geschicklichkeit im Schwimmen und Schlittschuhlaufen, ihrer Dichtertalente, und daß sie die Namen aller Sterne wüßten. *Mallet*, **ch. 13.** Nach Barrow ist das Schach der Chinesen ganz verschieden von dem der Hindus sowohl, als der Perser. **Travels in China 158.** Es ist deßhalb wohl hier überall eine besondere Erfindung anzunehmen. Die Meinung, das Schach sei die Erfindung der Hindus, wurde, wie wir glauben, zuerst von Hyde aufgestellt (**de relig. vet. Pers. II, 1.**) und später als ausgemacht angenommen. Eine interessante Beschreibung eines Schachspiels von vier Brahminen findet der Leser in Moor's **Hist. of Capt. Little's detachement, p. 139.** Daß in Indien sich Schriften finden, über das Schachspiel, beweist nichts. Es giebt auch in Island Bücher über die Dichtkunst, ohne daß darum die Isländer die Erfinder der Poesie wären.

[1]) *Buchanan's* **Journey, III. 370.** Dr. Tennant sagt: „Vor der Ankunft der Europäer war kein einziges Haus in Indien mit Glasfenstern versehen; selbst jetzt, wo das Glas hier so gewöhnlich ist, hat, wie ich glaube, keiner der Eingebornen von einer so leichten Bequemlichkeit Gebrauch gemacht. Das Glas wird von den Europäern als ein unumgängliches Erforderniß beim Baue eines jeden Bungalow in den obern Sta-

In fast allen technischen Arbeiten und als industrielles Volk überhaupt stehen die Hindus unter den Chinesen. Dennoch sagt Sir William Jones von letzterem Volke: »In ihren mechanischen Künsten finden wir nichts Charakteristisches einer besonders begabten Nationalität, Nichts, was nicht eine jede Menschenrace in einem von der Natur so hoch begünstigten Lande auch entdeckt und genutzt haben würde [1]).« Die parteiliche Vorliebe, worin er befangen war, verschloß ihm die Einsicht, wie viel weniger zu Ansprüchen im Gebiete der Künste ein anderes Volk berechtigt war, dessen Lob er sich einmal zu einem Geschäfte gemacht hatte.

Neuntes Capitel.

Die Literatur.

Da die Kenntnisse alles dessen, was zur Hebung und Förderung des menschlichen Lebensgenusses und zur Minderung des

tionen betrachtet; sie haben den Gebrauch desselben selbst im Felde eingeführt. Viele Officiere führen auf ihren Märschen ein Gestell von Glas mit sich, welches sie während der heißen Winde windwärts in der Thür ihrer Zelte anbringen, wenn der Dienst sie in dieser Zeit in das Feld ruft.“ Ind. Recreat. I, 325. Vergl. *P. Paulini*, Voy. aux Indes, II. 403 — 404. Die Juden waren die ersten Erfinder der Kunst, Glas zu bereiten. *Tacit.* Hist. V, 7. *Plin.* V, 19. XXXVI, 26. *Strabo*, XVI. Joseph. Kriege der Juden II, 19. — Die Hindus scheinen weit zurückzustehen hinter der Vollkommenheit, welche die Japanesen in den Künsten des Nutzens erreicht haben. „In allen Arbeiten des Luxus und des Nutzens,“ sagt Kämpfer, „bedürfen sie durchaus keines Lehrmeisters. Vielmehr übertreffen sie alle andern Nationen durch das Sinnreiche und die Nettigkeit ihrer Arbeiten, vorzüglich in Bronze, Gold, Silber, Kupfer. Welche Geschicklichkeit sie in der Bearbeitung und Härtung des Eisens haben, zeigt die Güte und feine Arbeit ihrer Waffen. Kein Volk des Ostens ist so geschickt in der Bereitung, Formung, Gravirung und Vergoldung des Servaas, einer besondern Art kostbaren, schwärzlichen Metalls, welches künstlich aus einer Mischung von Kupfer mit ein wenig Gold gemacht wird. Sie weben seidene Stoffe so fein, nett und gleichmäßig, daß selbst die Chinesen sie nicht nachzuahmen vermögen.“ *Kaempfer*, Hist. of Japan, Append. 62.

[1]) Works of *Sir W. Jones*, disc. on the Chinese.

menschlichen Elends dient, die Grundlage aller Fortbildung in den Zuständen des menschlichen Lebens bildet, und da die Literatur, wenn sie mit dieser Kenntniß nicht indentisch ist, doch mit ihr Hand in Hand geht und auf's Engste mit ihr verschwistert ist: so ist die Literatur jedes Volks eine von den Quellen, aus welchen die sichersten Folgerungen über den Stand seiner Civilisation sich herleiten lassen.

Die erste Literatur ist Poesie. Poesie ist die Sprache der Leidenschaften, und die Menschen fühlen, ehe sie denken. Die frühste Poesie ist der Ausdruck der Gefühle, welche in rohen Gemüthern am mächtigsten wirken. Vor der Erfindung der Schrift führt noch ein äußerer Grund zu dem Gebrauche der poetischen Form, ihre Hülfe für das Gedächtniß. Wo Alles, auf dessen geistige Aufbewahrung Werth gelegt wird, der Tradition anheimgegeben wird, da erhält auch Alles, was die Reinheit der Tradition sichert, eine entsprechende Wichtigkeit. Kein Mittel ist zu diesem Zwecke dem Verse zu vergleichen, welcher die Gedanken aufbewahrt mit den Worten selbst. In Versen werden nicht nur die wenigen historischen Facta aufbewahrt, an welche das Interesse eines rohen Zeitalters sich knüpft; auch die Sätze des Glaubens, die Ordnungen des Gesetzes werden in Versen kund gethan. Und auch nach der Bekanntschaft mit der edlen Kunst der Schrift erhält sich die Gewohnheit, alles, was zur Dauer bestimmt ist, in Versen aufzuzeichnen, noch fort, bis die geistige Entwickelung in bestimmte neue Bahnen eintritt [1]).

1) „Es währte lange, ehe die Menschheit die Schreibkunst kannte; allein sie erfand verschiedene Mittel, um diesen Mangel zu ergänzen. Die gewöhnlichste Weise war, ihre Geschichten in Verse abzufassen und zu singen. Gesetzgeber bedienten sich dieses Mittels, um ihre Satzungen aufzuzeichnen und der Nachwelt zu überliefern. Die ersten Gesetze aller Nationen waren in Versen abgefaßt und wurden gesungen. Apollo war nach einer sehr alten Tradition einer der ersten Gesetzgeber. Dieselbe Tradition sagt auch, daß er seine Gesetze unter den Tönen seiner Leier offenbarte. Wir haben sichere Beweise, daß die ersten griechischen Gesetze eine Art von Gesängen waren. Die Gesetze der alten Bewohner Spaniens waren Verse, welche sie sangen. Tuiskon galt bei den alten Germanen als ihr erster Gesetzgeber. Sie sagten, er habe seine Gesetze in Versen und Gesängen bekannt gemacht. Diese alte Sitte erhielt sich bei verschiedenen

Die indische Literatur hat sich nie über diese erste Stufe erhoben. Jene Sitte, Jegliches in Versen auszudrücken, eine Folge der Nothwendigkeit für ein Volk, welches keine dauernde Zeichen besitzt, die aber später bis zu einer gewissen Reife der Cultur durch die Kraft der Gewohnheit selbst bei denen sich erhält, welche mit dauernden Schriftzeichen nicht unbekannt sind, verfolgen wir bei den Hindus bis auf den heutigen Tag. Alle ihre Geistes-werke, mit äußerst wenigen Ausnahmen, sind in Versen. An historischen Werken haben sie nur einige erzählende Dichtungen, welche auch jeden Anschein von Natur und Wahrheit verleugnen und offenbar mit geschichtlichen Thatsachen keine weitere Berührung haben, als den Gebrauch gewisser Namen und einige entfernte Anklänge. Ihre Gesetze sind, wie gewöhnlich bei rohen Nationen, in Versen. Ihre heiligen Bücher und ihre gelehrten Werke sind in Versen, ja sogar, was noch wunderbarer, ihre Lexica [1]).

Es ist kaum etwas der indischen Volksthümlichkeit Angehöriges mehr der Gegenstand enthusiastischer Uebertreibungen gewesen, als die Poesie der Hindus. Unter solchen, welche mehr geneigt waren, zu bewundern, als zu untersuchen, galt für ausgemacht, daß kaum irgend eine Poesie zu höhern Ansprüchen auf Bewunderung berechtigt sei. Die Hindus besitzen zwei große Dichtungen, den Ramayan und den Mahabarat, lange Erzählungen oder vielmehr Miscellaneen in Versen, bei welchen ihre Verehrer selbst in Verlegenheit gerathen, ob dieselben für Geschichtswerke oder epische Gedichte zu nehmen seien. Bei den Hindus

Völkern lange.“ *Goguet*, Or. of Laws, I. 28. Die Gesetze der Druiden waren in Versen. *Henry*, hist. of Great Britain, I. 315.

[1]) „Le dictionnaire Amarasinha est écrit en vers Sanscrit, comme tous les anciens livres, et n'est pas divisé par chapitres comme les nôtres, mais par classes de noms.... ainsi... classe *Svarggavargga*, c'est-à-dire classe de noms qui appartiennent au ciel; *Manouchavargga*, de ceux qui appartiennent à l'homme, etc.“ *P. Paulini* II, 228. „Presque tous les livres Indiens sont écrits en vers. L'Astronomie, la médecine, l'histoire, tout se chante.“ Daſ. p. 369. Daſselbe war bei den alten Germanen der Fall. Celebrant carminibus antiquis, quod unum apud illos memoriae et annalium genus est, Tuistonem, etc. *Tacit.* Germ. 10.

selbst gelten sie vielmehr als Religionsbücher, ja sogar als Gesetzbücher, und in der Gesetzsammlung, welche die Brahminen im Auftrage der britischen Regierung veranstaltet haben, werden Stellen aus diesen Gedichten in derselben Weise als Gesetzstellen aufgeführt, wie die Stellen irgend einer andern gesetzlichen Autorität. Man kann sie selbst als philosophische Bücher betrachten, und wirklich wird der Theil des Mahabarat, mit welchem Wilkins uns beschenkt hat, dem Leser dargeboten als eine der belehrendsten Proben der philosophischen Speculation bei den Hindus.

Unser gegenwärtiger Zweck gestattet uns nicht, mehr als im Allgemeinen über diese Gedichte zu reden. Sie stellen eine Reihe von Handlungen dar, in welchen eine Menge von Göttern und Menschen zusammen verwickelt sind. Diese Fictionen sind nicht nur unnatürlicher, ausschweifender und den allgemeinen moralischen und physischen Gesetzen widerstreitender, sondern auch weniger sinnreich, ungestalter und enthalten weniger von alle dem, was das Interesse fesseln, Sympathie erwecken oder Bewunderung, Ehrfurcht oder Schrecken erregen könnte, als die Dichtungen irgend eines andern, selbst des rohesten Volks, welches uns bisher bekannt geworden ist [1]). Sie sind im höchsten Grade weitschwei-

[1]) Selbst Maurice, dessen Liebhaberei für indische Wunder nicht leicht zu sättigen ist, konnte die Schönheiten ihrer historischen Muse nicht verwinden. Nachdem er in seiner Geschichte mehrere Proben dieser Art mitgetheilt, setzt er hinzu: „Ich weiß nicht, ob nicht mehrere meiner Leser unempfänglich genug sind für die Reize der indischen historischen Muse, um sich nicht zu freuen, daß der Ramayan (nur Stellen daraus waren damals im englischen Gewande vorhanden) nicht übersetzt worden ist. Denn freilich sind schwülstige Erzählungen von den Kämpfen der Riesen, welche Felsen wälzen und Schlangen auf einander schleudern, und von Ungeheuern, deren stromweise sprudelndes Blut bedeutende Flüsse bildet, nicht sehr vereinbar mit der Nüchternheit und der Würde in den Seiten der Geschichte.“ **Hist. of Hind. II, 100.** „Wir können der obigen Liste von Absurditäten noch hinzufügen: „Ungeheuer mit zehn Köpfen und hundert Händen, welche noch fortfahren zu fechten, nachdem ihnen alle Köpfe abgeschlagen sind, und ganze Heere niedermähen.“ Das. p. 248. „Die weitschweifigen Erzählungen von Bezauberungen und Riesenkämpfen, wie sehr sie auch die Literaten des Orients in Staunen setzen mögen, haben doch für den verfeinerten Geschmack occidentalischer Gelehrten keinen Reiz und werden mit Recht der Knabenlectüre überlassen.“

fig und geschmacklos. Sie sind oft lange Stellen hindurch gedankenlos und kindisch in einem Grade, der dem Kenner europäischer Poesie allein fast unbegreiflich scheint. Von dem Style, in welchem sie abgefaßt sind, ist nicht überflüssig, zu bemerken, daß alle Gebrechen, welche die Ausdrucksweise roher Nationen, besonders der asiatischen, charakterisiren, bei ihnen sich in höchster Ausbildung vorfinden. Schwulst, ewige Metaphern der gewaltsamsten, gezwungensten Art, oft die unnatürlichsten und lächerlichsten; Dunkelheit, Tautologieen, Wiederholungen, Wortschwall, Verwirrung, Mangel an Zusammenhang sind die unterscheidenden Züge des Mahabarat und Ramayan. Daß unter der Fülle der Massen, welche von einer wilden Phantasie in ihrer fesselosen, unbedachten Bahn verschwenderisch ausgeworfen werden, hin uhd wieder Einiges sich findet, das eine Spur von Vernunft und Schönheit verräth, kann nicht überraschen; vielmehr würde das Gegentheil für ein Wunder zu achten sein. Eine glückliche Beschreibung oder hier und da die lebendige Conception eines treffenden Umstandes sind nicht genügend; wir fordern Naturwahrheit und die Symmetrie eines Ganzen, wo wir die Poesie eines cultivirten Volks anerkennen sollen.

Unter den Gedichten in dialogisirter oder dramatischer Form ist Sacontala hervorgehoben worden als das günstigste Beispiel. Obgleich der Dichter Calidas nur zwei dramatische Stücke hinterlassen hat, so nennt ihn doch Jones den Shakespeare von Indien und erzählt, daß er an Berühmheit nur den großen historischen Dichtern, Valmic und Vyasa, nachsteht.

Sacontala war die Tochter eines frommen Königs, Causica, und einer Göttin des niedern Himmels; aufgezogen von einem frommen Eremiten und seiner Tochter in einem heiligen Haine. Der Herrscher des Landes kommt zufällig auf einer Jagdstreiferei

Das. 251. Dennoch konnte Jones behaupten: „Der erste Dichter der Hindus war der große Valmic, und sein Ramayan ist ein episches Gedicht über die Geschichte Rama's oder vielmehr der drei Rama's, welches an Einheit der Handlung, Pracht der Phantasie und Eleganz des Styls das gelehrte und gefeilte Werk des Nonnus weit übertrifft.“ As. Res. I, 258. Wir haben starken Verdacht, daß Sir William Jones das Gedicht gar nicht oder nur stellenweise gelesen hat.

in diesen Wald. Er sieht Sacontala mit ihren beiden Gefährtinnen, den Töchtern des Eremiten, in dem Haine, mit Wassergefäßen in den Händen, ihre Gewächse begießend. Augenblicklich wird er durch ihre Reize gefangen. Es folgt ein Gespräch mit den Mädchen, und er erweckt auch im Herzen Sacontala's eine heimliche Flamme. Der König entläßt sein Gefolge, und beschließt, im Walde zu bleiben. Der Liebende entdeckt sich bald, allein die geheime Bewegung in dem Busen Sacontala's verursacht eine Niedergeschlagenheit, welche einer Krankheit gleicht. Der König belauscht eine Unterredung zwischen ihr und ihren Gefährtinnen, denen sie auf ihre dringenden Fragen ihre Liebe gesteht. Der König entdeckt sich sogleich und erklärt seine Leidenschaft. Die beiden Freundinnen lassen die Liebenden allein, und diese vollziehen »die Art des Ehebundes, welche zwei Liebende schließen aus Verlangen liebender Umarmung.« Dies summarische Verfahren, so anstößig es auch für unsere verfeinerten Begriffe ist, ist eine Art der zahlreichen gesetzlichen Heirathen bei den Hindus. Alsbald jedoch wird der König an seinen Hof gerufen. Er verspricht, sein Weib in drei Tagen heimholen zu lassen und hinterläßt ihr einen Ring. Unterdeß kommt ein Brahmin von stolzer, jähzorniger Gemüthsart zu der Wohnung des Eremiten, dessen Töchter gerade entfernt sind, während Sacontala vom Schlafe überwältigt ist. Da er Niemand findet, ihn mit den erwarteten Ehren zu empfangen, so stößt er eine Verwünschung aus: »der, an welchen du jetzt denkst, auf welchen allein dein Herz gerichtet ist, während du einen reinen Edelstein der Frömmigkeit vernachlässigst, der Gastfreundschaft fordert, soll dein vergessen, wenn du ihn wiedersiehst, wie ein Mann, der sich ernüchtert, die Worte vergißt, welche er im Zustande der Trunkenheit geredet.« Dieser über Sacontala gesprochene Fluch wird von ihren Gefährtinnen belauscht und erfüllt sie mit Schrecken. Sie eilen, den zornigen Brahminen zu besänftigen, der ihnen sagt, seine Worte seien unwiderrufbar, allein der Zauber werde gelöst werden, wenn der Herr Sacontala's seinen Ring erblicken werde. Ihre beiden Freundinnen beschließen, das Unheil vor Sacontala geheim zu halten, welche jetzt sich härmt über ihres Gatten Vernachlässigung und sich schwanger fühlt. Der Eremit Canna, welcher zur Zeit

des königlichen Besuchs abwesend war, kehrt zurück und wird durch eine Stimme vom Himmel mit den Begebenheiten, welche sich unterdeß zugetragen, bekannt gemacht. Ermuthigt durch gute Vorbedeutungen, tröstet er Sacontala, und beschließt, sie ihrem Herrn zu senden. Ihre Freundinnen beehren sie, sollte er sie nicht sogleich erkennen, ihr den Ring zu zeigen. Angelangt im Palaste wird sie vom Könige nicht erkannt; sie gedenkt ihres Ringes und entdeckt, daß sie ihn verloren hat. Der König behandelt sie und die Boten, welche sie gebracht haben, als Betrüger und befiehlt, sie einzukerkern; allein während sie weggeführt wird, schwebt die Lichtgestalt eines Weibes hernieder, nimmt sie in ihrem Schooße auf und verschwindet. Der König betrachtet das Ganze als Zauberei und beachtet es nicht; nach einiger Zeit jedoch wird der Ring gefunden und ihm gebracht, da denn sein Weib und alle damit verknüpften Umstände augenblicklich in seinem Geiste wieder auftauchen. Er ist tief bekümmert, nicht wissend, wo Sacontala zu finden sei. In seiner Verzagtheit wird er aufgerufen von Indra, dem Gotte des Firmaments, ihm Hülfe zu leisten gegen ein Geschlecht von Riesen, welche der Gott allein nicht zu überwältigen vermochte. Nachdem er die himmlischen Wohnungen bestiegen und dem göttlichen Dienste ruhmvoll Genüge geleistet, wird er auf seiner Rückkehr zu der Erde zu dem Berge Hemacuta geführt, »wo Casyapa, der Vater der Unsterblichen, und Aditi, seine Genossin, in seliger Zurückgezogenheit weilen.« Nach diesem heiligen Orte war Sacontala durch ihrer Mutter Veranstaltung gebracht worden, und dort hatte sie ihren Sohn geboren, ein Wunderkind, das der Vater mit einem jungen Löwen spielend findet, den er seine überlegene Kraft fühlen läßt. Der König erkennt jetzt sein Weib und seinen Sohn, von denen die außerordentlichsten Dinge verkündet werden, und Alles endet in Freude und Herrlichkeit.

In der Erfindung ist nichts, was den Kräften der Phantasie in einem rohen Zeitalter nicht zuzumuthen wäre. Mit der Scenerie und den Sittenverhältnissen, welche dem Geiste des indischen Dichters stets gegenwärtig sind, und mit der Mythologie, welche mit seiner ganzen Denkweise verwachsen ist, waren die Begebenheiten die gewöhnlichsten und leichtesten zu erfinden, welche er

nur wählen konnte. Zwei Personen von himmlischer Schönheit und Vollkommenheit begegnen sich an einem einsamen Orte und entbrennen in gegenseitiger Liebe. Zur Erfindung dieser Scene war nur wenig Genialität erforderlich. Um dieser Liebe eine Interesse zu geben, war es nöthig, sie zu durchkreuzen. Gewiß kann keine Erfindung zu diesem Zwecke weniger auf Bewunderung Anspruch machen, als der Fluch eines Brahminen. Ein Ring mit der Kraft, den Zauber zu lösen, und der Verlust dieses Ringes gerade im Augenblicke der Noth, sind Mittel, eine bedeutende Lösung herbeizuführen, welche nicht nur Spuren großer Rohheit an sich tragen, sondern auch fast buchstäblich in den Dichtungen anderer ungebildeter Völker unendlich oft gebraucht worden sind. Zur Ueberwindung der Hindernisse, welche das Interesse des Plans nothwendig machte, einen Mann zum Himmel zu senden, um für einen Gott Riesen zu bekämpfen, denen der Gott nicht gewachsen war, ist eine Auskunft, zu welcher es weder Kunst noch Erfindungskraft bedurfte, und welche ein geläuterter Geschmack nicht geduldet haben würde.

Das Gedicht hat wirklich einige schöne Stellen. Die Scene der Liebeswerbung zwischen Sacontala und Dushmantu ist von der höchsten Zartheit, und die Wirkungen der Leidenschaft in zwei liebenswerthen Seelen sind lebhaft und naturgemäß gezeichnet. Die Freundschaft zwischen den drei Jungfrauen ist zart und anmuthig, und die Scene, wo Sacontala im Begriff steht, die friedliche Einsiedelei zu verlassen, wo sie ihre glückliche Jugend verlebt hat, ihr Abschied von ihren Freundinnen, von den Hausthieren, welche sie gewartet, selbst von den Blumen und Bäumen, welche ihre Freude gewesen sind, athmet eine süße, mehr als schäferhafte Poesie. Allein dies ist genau die Sphäre von Ideen und Gefühlen, welche im einfachsten geselligen Zustande unter friedlichen Umgebungen sich ganz natürlich entwickeln, wie schon die Poesieen von Arcadien und dem goldnen Zeitalter genügend bezeugen. Zu Allem, was die Schönheit dieser Scene ausmacht, finden wir das Gegenstück in dem hohen Liede Salomo's, anerkannt dem Producte einer einfachen, kunstlosen Zeit [1]). Außer diesen

[1]) Vom hohen Liede gesteht Voltaire, ungeachtet aller seiner Vorur-

einzelnen Stellen findet übrigens der gebildete Geschmack in Sacontala nichts, was ihn ansprechen könnte.

Sir William Jones, welcher zu Gunsten seiner Lieblingshypothese von einem frühen, hochcivilisirten, reichen und glücklichen Zustande unter den Hindus Alles für ausgemacht annimmt, nicht nur ohne Beweis, sondern selbst in Conflict mit allem, außer den Behauptungen der Brahminen, was ihn auf andere Vorstellungen bringen könnte, sagt: »Diese dramatischen Unterhaltungen müssen eine hohe Vollendung erreicht haben, als Vicramaditya, welcher im ersten Jahrhunderte vor Christi herrschte, Dichter, Philologen und Mathematiker begünstigte; zu einer Zeit, wo die Briten noch so roh und ungesittet waren, als das Heer Hanumats.« [1]) Sir William vergißt, daß mehr als ein Jahrhundert v. Chr. die Briten ihre Druiden hatten, bei denen sich in Charakter, Bildung und Lehrweise eine auffallende Aehnlichkeit mit den Brahminen verfolgen läßt. [2])

Man hat jedoch das bloße Vorhandensein dramatischer Dar-

theile gegen die Juden: „Après tout, ce cantique est un morceau précieux de l'antiquité. C'est le seul livre d'amour qui nous soit resté des Hébreux. Il y est souvent parlé de jouissance. C'est une églogue Juive. Le style est comme celui de tous les ouvrages d'éloquence des Hébreux, sans liaison, sans suite, plein de répétitions, confus, ridiculement métaphorique; mais il y a des endroits qui respirent la naiveté et l'amour.“ *Voltaire*, Dict. phil. Mot: Solomon. Dies Urtheil würde fast ganz auf Sacontala anwendbar sein.

[1]) Vorrede zu s. Uebers. von Sacontala.

[2]) Auf das Uebereinstimmende in ihren religiösen Lehren ist schon hingewiesen worden. Alle ihre Lehren, Sagen und selbst Gesetze wurden in Versen überliefert. „Sie hatten in mehreren Zweigen des Wissens bedeutende Fortschritte gemacht. Dies wird uns gewiß durch die anerkennenden Ausdrücke der besten griechischen und römischen Schriftsteller von ihrem Wissen. Diogenes Laertius stellt sie hinsichtlich ihrer Gelehrsamkeit und Weisheit in einen Rang mit den Chaldäern Assyriens, den Magiern Persiens und den Gymnosophisten und Brachmanen von Indien. Cäsar und Mela bemerken, daß sie große astronomische und naturphilosophische Systeme besaßen, und daß diese sammt ihren sonstigen Ansichten so voluminös waren, daß ihre Schüler nicht weniger als 20 Jahr gebrauchten, um sich derselben zu bemeistern und die unendliche Menge von Versen auswendig zu lernen, in welchen sie enthalten waren.“ *Henry*, Hist. of Great Britain, II, 5. I, 153.

stellungen als einen Beweis hoher Civilisation bei den Hindus erklärt, und Jones, dessen Phantasie den Vorzügen der Orientalen immer einen goldnen Schein verlieh, meint, die Vorstellung Sacontala's müsse jedenfalls etwas ganz ausnehmend Herrliches gewesen sein; die Scenerie müsse von überraschender Wirkung gewesen sein, »und,« setzt er hinzu, »wir haben allen Grund, anzunehmen, daß der Hof zu Avanti unter der Regierung Vicramaditya's dem Hofe keines Monarchen zu irgend seiner Zeit und in irgend einem Lande an Pracht nachstand.« [1]) Wir werden sogleich sehen, wie irrthümlich die letztere Ansicht ist. Vorläufig können wir bemerken, daß die Bekanntschaft mit dramatischen Unterhaltungen keineswegs durch eine hohe Cultur bedingt wird. Wahrscheinlich wird Niemand behaupten, daß je ein indischer Fürst an ausgedehnter Herrschaft, Macht und allen Bedingungen eines glänzenden Hofs die jetzigen Kaiser von China übertroffen habe. Die Chinesen haben ebenfalls eine wahre Leidenschaft für dramatische Spiele; allein unser britischer Gesandter und sein Gefolge fanden in ihren dramatischen Vorstellungen eine sehr rohe, geistlose Unterhaltung. [2])

1) Vorrede zu Sacontala.

2) „Miserable Dramen" nennt sie Lord Macartney. ***Barrow's* Life of L. *Macartney*, II, 286.**

Von den alten Peruanern berichtet Garcilasso de la Vega: „Die Amautas, welche für ihre besten Köpfe galten, erfanden Komödien und Tragödien, welche sie bei feierlichen Gelegenheiten vor dem Könige und den Herren seines Hofs darstellten. Der Plan oder Inhalt dieser Tragödien war, ihre kriegerischen Thaten und die Triumphe, Siege und Thaten ihrer Helden darzustellen." **Royal Commentaries. II, c. 15.**

„Dramatische wie lyrische Poesie," sagt Clavigero, „wurde sehr geschätzt unter den Mexicanern." Er beschreibt hierauf ihre Theater und setzt hinzu: „Boturini sagt, daß ihre Komödien vortrefflich waren." **Hist. of Mex. VII, s. 43. — Mais que direz-vous, si je vous assure que les Peruviens jouaient des comédies pendant ces fêtes, et qu'ils aimaient passionnément ce plaisir. Cela est cependent vrai. La comédie faisait donc un des plaisirs du Péru; mais la tragédie était préférée à Tlascala, dont le peuple étoit républicain. Chez un peuple indépendant on se plaît à produire les tyrans sur la scène, pour en inspirer la haine à la génération actuelle, qui la transmet à la suivante.... Mais on a aussi remarqué ce goût du théâtre chez plusieurs peuples des îles du Sud.** *Carli*, **Lettres Américaines, I.**

Die Poesie ist das erste Blüthe schlagende Reis der Literatur, und wir haben wenigstens ein Beispiel, daß schon unter rohen socialen Zuständen ihre lieblichsten Früchte gedeihen können: das Beispiel Homers. Auf einem tiefern Civilisationspunkte, als dem, welchen wir den Hindus zuschreiben, finden wir eine herrlichere Poesie entfaltet, als die ihrige. Nach den Wirkungen der poetischen Declamation der Druiden mußte ihnen die Kraft inwohnen, die Phantasie und die Sympathieen ihrer Zuhörer mächtig anzuregen. Die celtische Poesie, welche sich an den Namen Ossians und anderer Barden knüpft und, welches Zeitalter ihr auch die kritische Untersuchung anweisen mag, jedenfalls einem Volke angehört, dessen Ideen höchst dürftig und dessen Sitten höchst roh waren, steht in allem Betracht höher, als die sterile Abenteuerlichkeit der Hindus. Bei aller Rohheit des socialen Lebens in Dänemark, Island, Schweden zur Zeit der angelsächsischen Reiche war die Zahl und der Einfluß der Dichter doch sehr groß. [1])

296. Eine Kunst, welche den Südseeinsulanern bekannt ist, ist kein Beweis hoher Civilisation. Die Bevölkerung des birmanischen Reiches liebt dramatische Spiele leidenschaftlich; allein diese Spiele sind sehr roh.

[1]) „Die nordischen Dichter blühten vorzüglich in dieser Periode und standen in hoher Gunst bei unsern angelsächsischen Königen. Wir würden kein Ende finden," sagt ein trefflicher Alterthumsforscher, „alle die nordischen Dichter zu nennen, welche an den Höfen der Könige Englands blühten, und die Ehren und prächtigen Geschenke aufzuführen, mit welchen sie überhäuft wurden." Derselbe hat uns die Namen von nicht weniger als acht dieser dänischen, norwegischen und isländischen Dichter erhalten, welche am Hofe Kanut des Großen lebten. — Wunderbar, wird erzählt, waren die Wirkungen der Gesänge dieser altnordischen Dichter: sie erregten und besänftigten die mächtigsten Leidenschaften in der menschlichen Seele. Die unzähmbarste Leidenschaft in den Herzen kriegerischer, wildkräftiger Barbaren ist die Rache, und doch, wird erzählt, beugte sie sich vor dem süßen Zauber der Poesie. Egil Skallagrim, ein gefeierter Sänger, hatte Streit mit Eric Blodox, König von Norwegen, und im Streite erschlug er des Königs Sohn und mehrere seiner Freunde. Egil wurde gefangen genommen und dem Könige gesandt, der damals in Northumberland war. Als er vor den ergrimmten Monarchen kam, der in seiner Wuth ihn zu den grausamsten Martern verdammt hatte, begann er ein Lied zu singen zum Preise seiner königlichen Tugenden und in so süßen, schmeichelnden Weisen, daß er nicht nur Vergebung aller seiner Verbrechen, sondern auch die Gnade seines Fürsten wieder erhielt. Die

Selbst in der bilderreichen, schwülstigen Sprache, welche man für eine Eigenthümlichkeit der orientalischen Conception gehalten hat, welche aber in der That nur das Merkmal einer nicht gereiften Culturperiode ist, haben die Poesieen der nordischen Barden eine Aehnlichkeit mit denen der Hindus, Perser, Araber und anderer Orientalen. »Die Sprache dieser alten Poesieen,« sagt Mallet, »ist sehr änigmatisch und bilderreich und entfernt sich sehr von der gewöhnlichen Rede; sie ist großartig, aber schwülstig, erhaben, aber dunkel. Wenn Alles in Bildern, Figuren, Hyperbeln und Allegorien ausgedrückt werden sollte, so würden die Scandinavier den ersten Rang unter den Dichtern behaupten.« [1]) Mallet sucht

Macht der Poesie wird in einem ihrer ältesten Gesange beschrieben: „Ich weiß einen Gesang, damit ich besänftige und bezaubere die Waffen meiner Feinde und ihre Wehren zu Schanden mache. Ich weiß einen Gesang, den ich nur zu singen brauche, wenn Menschen mich mit Banden beladen haben, und im Augenblicke fallen meine Ketten in Stücke und ich wandle hin in Freiheit. Ich weiß einen Gesang, heilsam allen Menschen, denn sobald Haß die Söhne der Menschen entflammt, und ich singe ihn, so sind sie ruhig. Ich weiß einen Gesang von solcher Kraft, daß, wäre ich ergriffen vom Sturme, so kann ich machen, daß die Winde schweigen und die Luft still wird.“ — Diese alten Barden, welche einen so großen Einfluß auf die Gemüther ihrer wilden Landsleute besaßen, mußten kein gewöhnliches Theil des poetischen Feuers in sich tragen, welches die Gabe der Natur ist und nicht künstlich erworben wird.“ *Henry*, **Hist. of Great Britain. II, c. 5.**

[1]) *Mallet*, **Introd. hist. Denmark. I, 13.** Abbé Dubois giebt einen sehr milden, aber richtigen Umriß der groben Züge der indischen Poesie: „Die poetische Ausdrucksweise der Hindus wird vielleicht anstößig durch zu große Ueberschwenglichkeit und Emphase. Man kann ihre prosaischen Schriften und Reden verstehen und ihre Verse völlig unverständlich finden, bis man durch emsiges Studium sie sich vertraut gemacht hat. Gekünstelte Phrasen, beständige Allegorien, die poetischen Endungen der Wörter, abgekürzte Ausdrücke und dergl. machen den poetischen Styl dunkel und sein Verständniß schwierig, wenn man nicht daran gewöhnt ist. Ein Hauptfehler der indischen Dichter ist, daß ihre Beschreibungen gewöhnlich lang und umständlich sind. Wollen sie z. B. ein schönes Weib beschreiben, so begnügen sie sich nie mit einem Vergleiche.... Dies würde nicht stark genug sein für die groben Begriffe eines Hindu. Der Dichter muß von allen Besonderheiten Rechenschaft geben, von der Schönheit ihrer Augen, ihrer Stirn, ihrer Nase, ihrer Wangen, der Farbe ihrer Haut, der Art, wie sie jeden Theil ihres Körpers schmückt. Er wird die Bildung und

diese Erscheinung philosophisch zu erklären: »Die höchsten Flügelschläge der Phantasie scheinen mehr das Eigenthum roher Naturvölker, als hochgesitteter Nationen zu sein. Die Einbildungskraft jener steht den großen Eindrücken der Natur mehr offen, wird mächtiger von ihnen getroffen. Ihre Leidenschaften sind nicht verkümmert durch den Zwang von Erziehung und Gesetzen. Die Dürftigkeit ihrer Ideen und die Unfruchtbarkeit ihrer Sprache zwingt sie, aus der ganzen Natur Bilder zu entlehnen, worin sie ihre Conceptionen kleiden.« [1]) Die Poesie der Perser gleicht der der Araber; beide gleichen der der Hindus. Beide sind noch in höherem Maße gepriesen worden und verdienen in höherem Maße unsere Bewunderung. Die Perser haben ihr großes historisches Gedicht, den Shah Namu, entsprechend dem Mahabara oder Ramayan der Hindus. Es begreift einen Zeitraum von 3700

die Verhältnisse ihrer Arme, Beine, Lenden, Schultern, ihrer Brust, mit einem Worte aller sichtbaren und unsichtbaren Theile beschreiben, mit dem genauesten Detail der Formen, welche am besten ihre Schönheit und Regelmäßigkeit anschaulich machen. Er wird nicht eher aufhören, bis er jeden Zug und jedes Glied auf die ermüdendste Weise ausgemalt hat, aber zugleich mit der genauesten Anschaulichkeit. Die Epitheta in ihrem poetischen Style sind häufig und fast immer bildlich. — Die Kürze und Gedrängtheit vieler Ausdrücke der indischen Idiome hindern nicht, daß ihr Styl im Ganzen äußerst breit ist. — In die verschiedenen Gattungen der indischen Poesie näher einzugehen, würde den meisten Lesern wenig behagen.... Alle ihre kleinern Stücke, welche ich gesehen habe, sind im Allgemeinen sehr geistlos.“ **Description etc. of the People of Ind., p. 267.**

[1]) *Mallet*, a. a. O. Selbst im Inhalte ihrer Gedichte, so gut als in der Form, boten die scandinavischen Barden eine große Aehnlichkeit mit den Hindus. Ueber die Poesie der Scalden sagt *Mallet* **II, 183:** „Derselbe Geschmack und dieselbe Weise der Composition ist überall vorherrschend; wir haben beständig Allegorien und Kämpfe; Riesen kämpfen mit den Göttern, Loke täuscht sie durch List, Thor tritt zu ihrer Vertheidigung auf. u. s. w.“ Die Scandinavier hatten nicht nur eine poetische Literatur, sondern sogar Werke über die Kunst der Poesie; ders. **Introd. to the Edda p. XIX.** Clavigero sagt von den Mexicanern: „Ihre poetische Sprache war glänzend, rein und wohllautend, bilderreich und geschmückt durch häufige Vergleichungen mit den anmuthigsten Gegenständen der Natur, Blumen, Bäumen, Gewässern u. s. w.“ **Hist. of Mex. VII, s. 42.**

Jahren und besteht aus 60,000 gereimten Strophen. Man hat den Werth dieses Gedichts in den rühmendsten Ausdrücken anerkannt. Einen Theil desselben, der einen Zeitraum von 300 Jahren umfaßt, hebt Jones hervor als ein Ganzes für sich, als ein ächt episches Gedicht, das an poetischem Gehalte kaum der Ilias selbst nachsteht. [1]) Wir bedienen uns darüber der Worte eines Orientalisten, der der persischen Literatur ein mehr ausschließliches Studium zugewandt hat, als Sir W. Jones. »Der Shah Namu,« sagt Scott Waring, »verdankt seine Berühmtheit wahrscheinlich eben so sehr seiner Länge, als seinem innern Werthe. Wenn wir zugeben, daß er im Oriente unübertroffen ist, so müssen wir doch Bedenken tragen, ehe wir ihn mit dem göttlichsten Gedichte des Occidents in Parallele stellen. Die Erzählungen im Shah Namu,« fährt er fort, »sind so verwickelt und in einander verschlungen, daß man, da sie alle mit einander zusammenhängen, sie nur durch die Kenntniß des Ganzen verstehen kann. Episoden sind verwoben in Episoden; Krieg und Frieden folgen auf einander, und Jahrhunderte werden vorübergeführt, ohne eine Veränderung im Gange des Gedichts hervorzubringen — derselbe Fürst widersteht noch immer den persischen Waffen, derselbe Held führt sie noch immer zum Ruhme, und das Auskunftsmittel, zwei Afrasiabs oder zwei Roostums anzunehmen, verräth wenigstens die Verworrenheit des ganzen Plans. Der Charakter Nestors war höchst wesentlich im Plane des Ganzen; seine erfahrene Rede war das besänftigende Element in dem Wirrwar einer getheilten Rathsversammlung; allein das Alter eines Zal oder Roostum ist ganz bedeutungslos, denn sie haben ihr langes Leben nur mit ihren Mitgeschöpfen gemein. — In vielen Partien ist der Dichter ermüdend und ohne alles Interesse. Er ist häufig übermäßig umständlich, und seine Beschreibungen werden durch zu große Einzelheiten lächerlich. Ein Beispiel dieser Art giebt die Beschreibung des Sohns von Ukwan Deo; anstatt seine ungeheure Größe durch

[1]) Jones Worte sind: **Nobilissimum interea et longissimum (voluminis enim permagni prope dimidiam partem constituit) est sine ulla dubitatione vere epicum, et profecto nullum est ab Europaeis scriptum poema, quod ad Homeri dignitatem et quasi coelestem ardorem propius accedat.“** *Works* **II. 502.**

irgend ein kühnes Bild auszudrücken, erfahren wir sein genaues Maß: »Er war 100 Ellen hoch und 20 breit.« [1]) Ueber die Sprache der persischen Dichter erfahren wir von demselben Gelehrten: »Der Styl der bewundertsten persischen Verfasser ist wortreich und schwülstig; der Geist wird überschwemmt mit Worten und Epitheten, und man hat sicher erst eine Menge Wortspiele und sonderbare Bilder zu überwinden, ehe man zu einer Thatsache gelangt.« [2]) An einem andern Orte sagt er: »Die persischen Dichter mit all ihren Bildern und Gleichnissen stehen tief unter der Mittelmäßigkeit.« [3])

[1]) *Ed. Scott Waring*, **Tour to Sheeraz, p. 158—160, 198.**

[2]) Das. 150. Der Verfasser setzt hinzu: „Ich wähle aus der unendlichen Menge gezwungener Gleichnisse bei den persischen Historikern nur ein Beispiel; es würde den Leser ermüden, wollte ich andere anführen“ — ein Styl, von welchem mehr als eine Probe ermüden würde, kann freilich kein schöner Styl sein. — **„Nous savons assez,“ sagt Voltaire, que le bon goût n'a jamais été connu dans l'Orient. Ôtez aux Arabes, aux Persans, aux Juifs le soleil et la lune, les montagnes et les vallées, les dragons et les basilics, il ne leur reste presque plus de poesie.“ Essai sur les moeurs et l'esprit des nations. I, ch. 5.**

[3]) **Tour to Sheeraz, p. 235.** Auf die Phantasie der orientalischen Dichter, vorzüglich der Hindus, läßt sich in vielen Stücken anwenden, was Voltaire von dem Phantom Imagination im verzauberten Schloffe des Hermaphrodix sagt:

Sous les grands arcs — d'un immense portique,
Amas confus de moderne et d'antique,
Se promenait un fantôme brillant,
Au pied leger, à l'oeil étincelant,
Au geste vif, à la marche égarée,
La tête haute, et de clinquans parée.
On voit son corps toujours en action,
Et son nom est l'*Imagination*,
Non cette belle et charmante déesse
Qui présida dans Rome et dans la Grèce,
Aux beaux travaux de tant de grands auteurs,
Qui répandit l'éclat de ses couleurs;
Mais celle-là qu'abjure le bon sens,
Cette étourdie, effarée, insipide,
Que tant d'auteurs approchent de si près.
. . . . . .

Sobald die Vernunft in der Ordnung der menschlichen Verhältnisse herrschenden Einfluß gewinnt, so stellt sich als wichtigste Bestimmung des Schriftgebrauchs dar, über die Handlungen und Begebenheiten, welche fördernd oder hemmend die Interessen der Nation berührten, sichere und genaue Nachrichten zu fixiren. Allein der menschliche Geist bedarf eines gewissen Grades von Cultur, ehe er den Werth solcher Erinnerungen zu schätzen vermag. Die Thaten seiner Nation oder seiner Landsleute, welche der Barbar seiner Erinnerung einprägt, sind allein die, welche seine Verwunderung oder sein Staunen erregen, und er gedenkt ihrer allein um des Vergnügens dieser Erregungen willen. Ihm behagt daher mehr Uebertreibung, als genaue, stricte Wahrheit, Poesie mehr, als Geschichte. Geschwellt durch Fictionen und mit Phantomen der Einbildungskraft aufgeschmückt befängt die Scene seine Phantasie und entzündet seine Leidenschaften. Alle rohen Nationen, selbst wenn ihnen der Gebrauch der Schrift lange vertraut gewesen ist, vernachlässigen die historischen Wahrheiten, um sich an mythologischen und poetischen Schöpfungen zu ergötzen.

Es ist von allen Seiten anerkannt, daß in der Literatur der Hindus kein historisches Werk existirte; sie hatten den Punkt der intellectuellen Reife noch nicht erreicht, wo der Werth einer Geschichte der Vergangenheit als Leiterin der Zukunft verstanden wird. »Die Hindus,« sagt der thätige Sanskritgelehrte Wilford, »haben keine alte Civilgeschichte.« Er weis't sie auf ein Zusammentreffen dieses charakteristischen Umstandes zwischen ihnen und einem andern alten Volke: »Auch die Aegypter hatten kein historisches Werk.« [1]) Major Rennel sagt, [2]) daß keine auf indische Quellen gestützte Geschichte Hindostans bekannt ist, auch kein Be-

Prés d'elle était le Galimatias,
Monstre bavard caressé dans ses bras.
La Pucelle d'Orleans, Chant 17.

Gibbon nennt sehr richtig den Koran „eine endlos zusammenhanglose Rhapsodie von Fabeln, Vorschriften und Declamationen, welche selten ein Gefühl oder eine Idee erweckt, welche zuweilen im Staube kriecht und zuweilen sich in den Wolken verliert.“ **Chap. I, p. 269.** Dennoch steht der Koran höher, als alle Productionen der Hindus.

[1]) *Wilford*, **on Egypt and the Nile, As. Res. III, 296.**

[2]) *Rennel*, **Memoir, Introd. XL.**

richt irgend einer Art über das Geschichtliche dieses Landes vor den mahomedanischen Eroberungen; und nach dieser Zeit danken wir all unser Wissen von den mahomedanischen Eroberungen und den Begebenheiten, welche der Umschiffung des Caps der guten Hoffnung vorangingen, nicht indischen, sondern mahomedanischen Berichten. [1]) Die warmen Bewunderer des Sanscrit waren

[1]) „Daß keine indische Nation, außer den Cashmiren, uns regelmäßige Geschichtswerke in ihrer alten Sprache hinterlassen haben, müssen wir wenig beklagen.“ Jones in den As. Res. IV, 17. Was er mit jener Ausnahme der Cashmiren meint, wissen wir nicht. Man hat von ihnen nie eine Geschichte gesehen. „Obgleich wir die Sanscritdenkmäler zu Benares mehrere Jahre hindurch benutzt haben, so hat sich doch nie eine Geschichte des Landes gefunden, welche das Werk eines Eingebornen wäre.“ *Tennant* I, 10. „Ihre Dichter,“ sagt Chambers, „scheinen ihre einzigen Historiker sowohl als Geistlichen gewesen zu sein, und in diesem barocken Gewande erscheint Alles, was sie berichten, aufgeschmückt mit den unglaublichsten, absurdsten Umständen, und Alles ohne Zeitangabe, ohne eine andere Ordnung und Methode, als welche eben der Phantasie des Dichters beliebte.“ As. Res. I, 157. Dies ist der Charakter der Puranas, aus welchen Wilford mit großem Aufwande von Fleiß und Glaubwilligkeit versucht hat, einige historische Bruchstücke zu gewinnen; oder vielmehr etwas, es ist schwer zu sagen, was, worauf sich einige historische Folgerungen gründen ließen. „Das Departement der alten Geschichte im Oriente ist so durch Fabeln und Anachronismen entstellt, daß man sie als eine völlige tabula rasa in der indischen Literatur betrachten kann.“ *Wilk*, Mysore, pref. XV. Dow behauptet in seiner vorgefaßten Ansicht: „Wir dürfen nicht mit Ferishta die Hindus als aller ächten vaterländischen Annalen entbehrend betrachten, oder meinen, daß diese bändereichen Urkunden, welche sie besitzen, bloße von den Brahminen ersonnene Legenden wären.“ Vorr. zu s. Geschichte von Hindostan. Allein es hat sich gefunden, daß Alles, was Ferishta sagte, wahr, und was Obrist Dow behauptete, falsch war. — Ernstlich gesprochen, so hat die Imagination dieses Volks einen Gang und eine Richtung genommen, daß sie durch nichts angeregt werden kann, was nicht monströs ist. Natürliche Begebenheiten machen auf sie gar keinen Eindruck. Ihre Aufmerksamkeit wird nicht gefesselt ohne die Einführung von Riesen und Zwergen. Die Brahminen kannten die Neigung und benutzen sie, um einen religiösen Cultus zu erfinden, den sie listig mit ihren eignen Interessen verflochten. — Diese Leidenschaft für das Außerordentliche und Wunderbare bei den Hindus drängt sich der Bemerkung eines Jeden auf, der nur etwas ihren Charakter studirt hat. Fortwährend kommen wir auf die Bemerkung, die ich so oft wiederholt habe, daß, sobald es erforderlich

anfangs nicht abgeneigt, die Gedichte Mahabharat und Ramayan als eine Art historischer Werke zu betrachten. Eine genauere Kenntniß dieser grotesken Productionen zeigte jedoch die Unmöglichkeit, sie mit dem Gange der menschlichen Dinge in Einklang zu setzen, und bot als einzigen Ausweg, um die Masse ihrer Unförmlichkeiten zu mildern, die Theorie der allegorischen Erklärung. [1])

Die Pehlivi-Literatur der alten Perser bietet die nämliche

war, ihre grobe Phantasie zu erregen, irgend etwas ganz Ausschweifendes, mit dem Anscheine der Wahrheit, der einfachen Erzählung oder Thatsache zugesetzt werden mußte. Um ihnen den Gedanken des Wunderbaren zu geben, muß man etwas ersinnen, was die ganze Ordnung der Natur wenigstens umkehrt. Die Wunder des Christenthums, so außerordentlich sie dem gewöhnlichen Verstande erscheinen müssen, machen auf den Hindu gar keinen Eindruck. Die Thaten Josua's und seines Heeres und die Wunder, welche sie durch den göttlichen Beistand bei der Eroberung des Landes Canaan verrichteten, scheinen den Hindus gar nicht der Rede werth in Vergleich zu den Thaten ihres Rama, und den Wundern, welche er that, als er Ceylon seinem Joche unterwarf. Die Stärke eines Simson verschwindet in Nichts gegen die Kräfte ihres Bali, Ravana und ihrer Riesen. Die Wiedererweckung des Lazarus ist ihnen ganz etwas Gewöhnliches, dergleichen sie häufig sehen bei den Vishnu-Ceremonien des Pahvahdam. — Ich führe diese Beispiele an, weil sie häufig von Brahminen bei meinen religiösen Gesprächen mit ihnen mir entgegengestellt wurden." *Abbé Dubois*, p. 421.

[1]) Dies ist die Ansicht mehrerer der ersten Kenner des Sanscrit, z. B. Wilkins. Sie wurde unterstützt durch Jones in den As. Res. II, 135. Major Rennels richtiger Sinn verwarf schon früh die Ansicht, hier historische Wahrheit zu finden. Im Mahabarat hat man eine Fundgrube wichtiger historischer Materialien angenommen. Allein wenn der Vater der griechischen Poesie die Geschichte Helena's so völlig umgestaltete zum freien Spiel seiner Phantasie, welche Bürgschaft haben wir, daß ein anderer Dichter uns nicht mißleite in Sachen der Wirklichkeit." Memoir XLII. Ein genialerer Geist hatte schon vor ihm gesagt: „Es wäre thöricht, die Fabel der Ilias und Odyssee, die Sagen von Hercules, Theseus und Oedipus bei Constatirung der Facta in der Geschichte der Menscheit als Autoritäten anzuführen; allein sie können mit großem Rechte benutzt werden, um die Denk- und Gefühlsweise der Zeit zu erkennen, in welcher sie entstanden, und den Genius des Volks zu charakterisiren, mit dessen Vorstellungen sie erwachsen waren und welches sie mit Leidenschaft recitirte und bewunderte." *Ferguson*, Essay on the hist. of civil society. II, s. 1.

Erscheinung. »Ich konnte nie,« sagt Sir John Malcolm, »von der Existenz irgend eines Werks im alten Pehlivi etwas vernehmen, welches für historisch erachtet werden könnte.« [1])

Die Neuperser haben sich auch in diesem Betracht eine Stufe höher erhoben. Der erste Schritt zur Schöpfung eigentlich historischer Compositionen geschieht in der Entstehung einer Prosa, schon mit der ausdrücklichen Bestimmung, zur erinnernden Aufbewahrung wirklicher Vorgänge zu dienen, allein worin noch die Phantasie überwiegt über die objective Treue der Auffassung und eine Reihe von Begebenheiten aufgeführt wird, in welchen der Faden der Wirklichkeit nur leise verfolgt werden kann. Die Perser sind reich an historischen Werken dieser Classe; allein »die Perser,« sagt Scott Waring, »machen aus der Geschichte kein ernstes Studium; deßhalb sind ihre Geschichten angefüllt mit leeren Erzählungen und wunderlichen Sagen.« [2]) Ein anderer berühmter Kenner der persischen Literatur sagt: »Die Perser haben gleich andern Völkern sich das Vorrecht gestattet, über die Urzeit zu phantasiren. Die erste Dynastie ist daher sagenhaft verdunkelt. Ihre alten Könige werden vorzüglich gepriesen wegen ihrer Siege über die Dämonen oder Genien, Divs genannt, und mehreren wird eine Herrscherzeit von 800 bis 1000 Jahren angewiesen.« [3]) Ueber das Verhältniß der griechischen Historiker zu den nationalen Geschichtsquellen der Perser sagt er: »Die Annalen von England und Japan scheinen sich ungefähr ebenso zu einander zu verhalten, wie die europäischen und asiatischen Relationen über dasselbe Reich.« In der Zahl und den Namen der Könige, wie sie von den Historikern beider Länder aufgeführt werden, findet sich

[1]) **Hist. of Persia, I, 273.** Allein die Schriften der Hebräer erzählen, daß die Thaten der persischen Könige in Chroniken des Reichs beschrieben wurden, und Ktesias, welcher am Hofe des Artaxerxes Mnemon lebte, sagt, daß er Zutritt gehabt habe zu Büchern, welche im königlichen Archive aufbewahrt wurden. — Die Perser hatten keine Historiker vor dem Zeitalter Mahomeds. ***Kinneir's* Geogr. Mem. of the Pers. emp. 49.** — In Persien ist jetzt, wie schon seit lange, ein eigener königlicher Historiograph, dessen Geschäft ist, die Thaten des regierenden Königs zu verherrlichen. Das.

[2]) **Tour to Sheeraz, p. 152.**

[3]) ***Richardson's* Dissertations, p. 47.**

keine Analogie. Des Cyrus wird in den persischen Annalen nicht gedacht, noch auch irgend eines Königs, dessen Geschichte auf irgend eine Weise auf ihn gedeutet werden könnte. Keine Spur findet sich von Krösus, von Kambyses oder seinem Zuge gegen die Aethiopen; von Smerdis Magus oder Darius Hystaspis, »nicht eine Spur von den gefeierten Schlachten von Marathon, Thermopylä, Salamis, Platää, Mycale, oder von dem großen Heereszuge des Xerxes.« [1])

1) *Richardson's* **Dissertations, p. 47—60.** Von der Eroberung Alexanders geben die persischen Historiker folgende Erzählung: Der König Bahman hatte seine eigne Tochter geheirathet. Als er starb, hinterließ er sie schwanger und ernannte sie zur Thronerbin, wenn sie keinen Sohn gebäre; in diesem Falle aber zur Regentin. Sie wünschte zu herrschen, und da sie eines Sohnes genas, verheimlichte sie seine Geburt. Er wurde ausgesetzt, aber von einem Färber gefunden und auferzogen. Als er Mann geworden, stieß er zur Armee der Königin, welche den Griechen entgegenging, und verrichtete Wunder der Tapferkeit. Die Königin beschied ihn vor sich, erkannte ihn und entsagte. Er wurde König Darab. Er ging König Philipp entgegen und zwang ihn, sich in einen Wald zu flüchten. Er gewährte ihm Frieden unter der Bedingung, daß Philipp ihm seine Tochter geben und jährlich tausend goldene Eier entrichten sollte. Philipps Tochter fiel in Ungnade und er sendete sie schwanger wieder heim. Das Kind, welches sie gebar, war der berühmte Alexander. Darabs Sohn, der ihm folgte, war ein so schlechter König, daß die Edlen Persiens Alexander aufforderten, sein Recht auf den Thron geltend zu machen. Alexander verweigerte den jährlichen Tribut. Darab der Jüngere rückte ihm entgegen und wurde geschlagen. Nach der Schlacht wurde er von seinen Begleitern in seinem Zelte ermordet. Alexander betheuerte seine Unschuld an dem Verbrechen, und Darab ernannte ihn zu seinem Nachfolger mit der Weisung, das Land mit Hülfe der persischen Großen zu regieren, was er auch that. Richardson (a. a. O. S. 326) gesteht, daß von der Expedition des jüngern Cyrus sich bei den Persern gar keine Erwähnung findet. Die Geschichte Alexanders, wie sie John Malcolm in seiner spätern Geschichte Persiens giebt, weicht in Einzelnem ab. Gibbon bemerkt richtig: „Die Kunst und der Genius der Geschichte ist den Asiaten immer fremd geblieben.... Und vielleicht möchten die Araber in keinem einzigen Historiker eine so klare und bündige Erzählung ihrer eignen Thaten finden, als auf den folgenden Seiten.“ *Gibbon*, c. 51. Chardin sagt über die Unkunde der Perser hinsichtlich der Geographie und Geschichte: **On ne croirait jamais que cette ignorance fût aussi outrée qu'elle l'est, et je ne l'aurait pu croire moi-même, si je ne m'en étais convaincu par un long usage.... Pour**

Hinsichtlich der Geographie und Chronologie, als Theilen der indischen Literatur, folgen wir dem berühmten Kenner indischer Literatur Wilford. »Die Hindus besitzen kein rein geographisches Werk, wenigstens keins, welches zu meiner Kunde gekommen wäre. Ich befand mich in der Nothwendigkeit, meine Materialien aus ihren historischen Dichtungen, oder wie sie mit größerm Rechte zu nennen wären, ihren mährchenhaften Erzählungen zu schöpfen. — Die geographischen, chronologischen und historischen Systeme der Hindus sind alle gleich wunderlich und thöricht. Der Umfang der Erde beträgt nach ihnen 500,000,000 Yojanas oder 2,456,000,000 britische Meilen; die Berge sind 100 Yojanas oder 491 britische Meilen hoch. Deßhalb, heißt es in den Puranas, bargen die Berge im Süden von Benares die heilige Stadt in völligem Dunkel, bis Matra-deva zornig wurde über ihre Unverschämtheit. Da erniedrigten sie sich selbst zum Boden und ihr höchster Gipfel ist jetzt nur 500 Fuß hoch. In Europa herrschten einst ähnliche Vorstellungen, z. B. von den Cimmeriern, welche in ewiger Fin-

ce qui est de l'histoire du pays, les livres qui en traitent ne sont clairs et sûrs, et ne se suivent que depuis la naissance de la religion mahométane; de manière qu'on ne se peut fier à rien de ce qui est rapporté de siècles précédens, surtout en matière de chronologie, où ces gens committent les plus grossières erreurs, confondant les siècles et mettant tout pêle-mêle sans se soucier du temps. — Toutes ces histoires, jusqu'au temps de Mahomet, sont des pièces ou fabuleuses ou romanesques, remplies de mille contes où il n'y a rien de vraisemblable.“ Voy. en Perse, III. 256. Und Gibbon sagt: „So wenig ist vor Mahomed von der Geschichte im Oriente erhalten worden, daß die Perser völlig unbekannt sind mit dem Siege von Sapor, einer für ihre Nation so ruhmvollen Begebenheit.“ **Hist. of the decl. etc. c. X. p. 442.** „Als die Römer die Griechen verdrängt hatten und ihre Gewalt über ganz Europa ausdehnten, begannen zugleich ihre endlosen Kriege mit den persischen Königen der Ashkanidischen und Sassanidischen Dynastieen um diese asiatischen Provinzen. Die Begebenheiten dieser frühen Perioden sind unvollkommen beschrieben in unsern Geschichten, da wir keine sichern Nachrichten haben vor der Zeit Mahomeds; allein die Griechen, deren Geschichten bis auf 2000 Jahre zurückgehen, haben genau alle die Umstände dieser Kriege beschrieben.“ **Travels of Mirza Abu Taleb Khan, translated by *Ch. Stewart*, Esq. M. A. S. Professor of Oriental Languages, in the Hon. East Ind. Company's College, Herts. III, 23.**

sterniß lebten, weit unendlich hohe Berge das Sonnenlicht abwehrten. Im Calica Purana heißt es, daß die Berge bedeutend gesunken seien, so daß der höchste nicht über einen Yojana oder 5 Meilen hoch sei. — Von den Königen der Urzeit reden die Puranics alle auf eine gleich ausschweifende Weise. Ihnen zufolge herrschte König Yudhishthir 27,000 Jahre; König Standa besaß in seinem Schatze 1,584,000 Pfund Sterling allein im geprägten Golde, und der Werth der Silber- und Kupfermünzen und Juwelen war ganz unberechenbar; seine Armee bestand aus 100,000,000 Mann. Dergleichen Berichte können natürlich gar nicht betrachtet werden. Es scheint, daß dies wunderliche System durch die alte Periode von 12,000 Jahren entstand, welche auch bei den Persern, Etruskern und, wie mir scheint, den celtischen Stämmen angenommen war; wenigstens lesen wir von einem gebildeten Volke in Spanien, welches sich rühmte, geschriebene Geschichten von mehr als 6000 Jahren zu besitzen. [1])

Es ist eine irrthümliche Meinung, daß das Vorhandensein unfruchtbarer Speculationen über die Natur und das Wesen des Denkens durchaus eine hohe Civilisation voraussetze. Die Furcht und Hoffnung, die Vorstellungen und Speculationen über das göttliche Wesen und ein künftiges Leben führen zu Nachforschungen über die unsichtbaren Operationen des Geistes. Fragen wir nur die Geschichte, so werden wir zu dem Schlusse geführt, daß gewisse selbst abstracte, subtile, aber unfruchtbare Untersuchungen über die Geistesthätigkeiten eigenthümliche Merkmale nicht der Civilisation, sondern gerade der Uncultur sind. Es war im Zeitalter der dunkelsten Barbarei, als metaphysische Spitzfindigkeiten so leidenschaftlich von den Doctoren in Europa verfochten wurden und Beispiele des tiefsten und feinsten Scharfsinns hervorriefen. Es war ebenfalls vor dem Aufdämmern der wahren Philosophie, als die Sophisten ihre Blüthezeit in Griechenland feierten, deren Wissenschaft in einer Sammlung sinnreicher Geistesspielereien über abstracte Fragen bestand. Pythagoras blühte in sehr früher Zeit, und doch ist ein hoher Grad feiner Geistes-

1) *Wilford*, on Egypt and the Nile, As. Res. III, 295. Cronol. of the Hindus, daſ. 241.

schärfe in den Lehren, welche ihm zugeschrieben werden. Unter den rohen celtischen Bewohnern von Gallien und Britannien trieben die Druiden die Subtilitäten metaphysicher Speculation, wir wissen nicht, wie weit. »Die Druiden,« sagt Strabo, »beschäftigten sich neben der Betrachtung der Natur auch mit der Sittenlehre.« [1]) Ammianus Marcellinus meldet, daß, nachdem die Bewohner Galliens allmählig etwas Gesittung angenommen hatten, mehrere nützliche Wissenschaften unter ihnen durch die Barden, Eubaten und Druiden eingeführt wurden. Die Eubaten stellten Untersuchungen an über die Ordnung der Dinge und suchten die verborgensten Geheimnisse der Natur zu enthüllen. Die Druiden waren Männer von noch höherm und schärferem Geiste und erwarben den größten Ruhm durch ihre Speculationen, welche zugleich scharfsinnig und erhaben waren. [2]) Sehr berühmt waren die Araber durch ihre Leistungen im abstracten Wissen. Folgende Bemerkungen, welche wir einem der einsichtsvollsten Beobachter entlehnen, werden uns in den Stand setzen, über ihre metaphysische Gelehrsamkeit zu urtheilen. Ueber die Araber, sagt er, selbst in der Glanzperiode ihrer Geschichte sind die Europäer geneigt gewesen, sich zu günstige, in der That übertriebene Vorstellungen zu machen. [3]) Ihre besten Schriftsteller sind die Uebersetzer oder Nachahmer der Griechen. Ihr einziges selbstständiges Studium, welches sie noch fortwährend cultiviren, ist das ihrer eignen Sprache. Allein in den arabischen Sprachstudien dürfen wir nicht den philosophischen Forschungsgeist suchen, welcher in den Worten die Geschichte der Ideen aufdeckt, um die Kunst ihrer Mittheilung zu vervollkommnen. Das Sprachstudium hat für sie nur Bedeutung durch seine religiöse Beziehung. Weil das Wort Gottes den Gedanken Gottes enthält, so ist keine ordentliche Spitzfindigkeit je überflüssig, wo es darauf ankommt, diesen Gedanken in seiner

[1]) *Henry*, Hist. of Gr. Br. II, 4. *Strabo*, IV, p. 197.

[2]) *Ammian.* XV, 9.

[3]) Die hohe Civilisation, gebildete Literatur, schöne Sprache, tiefe Philosophie, das feine Wesen, die liebenswürdigen Sitten der Araber werden im höchsten Maße gepriesen von Boulainvilliers, Vie de Mahomet, p. 38. éd. Amst. 1731. Pythagoras reis'te, nachdem er die Weisheit der Aegypter studirt, auch nach Arabien, um die Philosophie der Araber zu erlernen. *Porphyr.* de Vit. Pythag.

göttlichen Reinheit herauszufinden. Deßhalb ist es von höchster Wichtigkeit, nicht nur die genaue Bedeutung der Worte zu bestimmen, sondern auch die Accente, Biegungen, Zeichen und Pausen, mit einem Worte, die geringsten Kleinigkeiten der Aussprache und Prosodie, und man macht sich keine Vorstellung davon, welch ein complicirtes System der tiefsinnigsten Spitzfindigkeiten sie hierüber herausgekünstelt haben, wenn man nicht ihre Declamationen in den Moscheen angehört hat. Die Grammatik allein erfordert mehrere Jahre zur Erlernung. Den zweiten Cursus bildet der Nahou, welchen wir als Lehre von den Endungen bezeichnen können. Diese Endungen, welche der Vulgärsprache fremd sind, werden den Wörtern hinten angesetzt und variiren je nach Numerus, Casus, Geschlecht und Person. Hierauf wird der Schüler, der jetzt unter die Reihe der Gelehrten eintritt, zum Studium der Wohlredenheit geführt. Hierzu sind Jahre erforderlich, weil die Lehrer, geheimnißvoll gleich den Brahminen, ihre Schätze nur stufenweise mittheilen. Endlich kommt die Zeit für das Studium des Gesetzes und des Fakah oder der Wissenschaft im speciellen Sinne, worunter sie die Theologie verstehen. Bedenkt man, daß der Gegenstand aller dieser Studien immer der Koran ist, daß es nothwendig ist, mit dem mystischen und allegorischen Sinne jeder Stelle und jedes Wortes darin bekannt zu sein, alle seine Commentare und Paraphrasen zu lesen, deren es allein 200 Bände über den ersten Vers giebt, und endlich über tausend lächerliche Gewissensfälle zu disputiren; so ist begreiflich, daß Jemand sein ganzes Leben damit zubringen kann, viel zu lernen, und nichts zu wissen. [1]) Es ist nutzlos, wie derselbe ferner bemerkt, ihre Schulen, Erziehungsanstalten und Bücher anzuführen; alle diese Worte bezeichnen bei ihnen ganz etwas Anderes, als bei uns. [2]) Die Türken, obgleich selbst unter rohen Nationen wegen ihrer Unwissenheit ausgezeichnet, sind dennoch nicht ohne Speculationen ähnlicher

[1]) *Volney*, **Travels in Egypt and Syria. II, 434.** „In zwei neuern Reisen in Aegypten schöpfen wir Ergötzung aus Savary und Belehrung aus Volney. Ich wünschte, letzterer reis'te über den Erdball.“ *Gibbon*, **IX, 448. Das. 224 nennt er ihn „den letzten und einsichtsvollsten unserer syrischen Reisenden.“**

[2]) *Volney*, **p. 443.**

Art, welche von oberflächlichen Beobachtern für Philosophie genommen sind. »Gewiß ist,« sagt W. Porter, »daß unter den Türken viele philosophische Köpfe sind. Sie haben die ganzen Systeme der aristotelischen und epicuräischen Philosophie in ihre Sprache übertragen.« [1]) Gibbon sagt: »Die metaphysischen Untersuchungen über die Attribute Gottes und die menschliche Freiheit sind in den Schulen der Mahomedaner so gut verhandelt worden, als in denen der Christen.« [2]) Und durch Elphinstone erfahren wir, daß wenn der rohe Afghane je zur literarischen Thätigkeit sich angetrieben fühlt, diese allein metaphysische Speculationen zum Gegenstande hat. [3])

Diese Thatsachen erklären sich aus einem Gesetze der menschlichen Natur, auf welches schon mehrere ausgezeichnete Denker hingewiesen haben. Die höchsten Abstractionen sind keineswegs das letzte Resultat der geistigen Cultur und des geübten Denkvermögens; wir finden vielmehr, daß mehrere unserer allgemeinsten, comprehensivsten Begriffe in sehr früher Zeit entstanden sind, wo der Geist mit wenig entwickelter Unterscheidungskraft mehr zu Combinationen selbst des Verschiedenartigsten geneigt ist; während

1) **Observations on the rel., laws, governm. and manners of the Turks, p. 39.** Die meisten, wenn nicht alle arabischen Uebersetzungen griechischer Schriften wurden von den christlichen Unterthanen der Kalipyen angefertigt, s. *Gibbon*, c. 52. Der Ursprung der türkischen Uebersetzungen ist wahrscheinlich derselbe. Welchen Gebrauch sie davon machen, läßt sich nicht errathen. Scott Waring sagt: „Das Wissen der Perser ist meiner Meinung nach äußerst beschränkt. Sie haben Uebersetzungen des Euclid, Ptolemäus, der Werke Plato's, Aristoteles, Pythagoras und mehrerer andern griechischen Philosophen, welche Wenige lesen und noch Wenigere verstehen.“ **Tour to Sheeraz, p. 254.**

2) **Hist. of the decl. etc. c. 1.** Forster erzählt von einem muselmännischen Reisegefährten, einem Wortfechter, der zum Unglücke für sich und seine Umgebung einige Bücher mit sinnreichen Sprüchen und spitzfindigen Syllogismen auswendig gelernt hatte, welche bei den modernen Mahomedanern sehr beliebt sind und einen falschen, verkehrten Geschmack bei ihnen erhalten.“ **Travels in Ind. 106.**

3) Man findet allgemein einen Mangel an wissenschaftlichem Eifer unter den Asiaten, welchen auch die Afghanen theilen, ausgenommen jedoch in der Dialektik und Metaphysik, womit sie sich lebhaft beschäftigen und worin sie nicht zu verachtende Fortschritte gemacht haben.“ *Elphinstone's* **Account of Caubul, p. 189.**

wir dagegen mehr und mehr das Allgemeine einreißen und in seine Species zerbröckeln in dem Maße, als unser Wissen sich der Besonderheiten bemächtigt und zugleich extensiver und präciser wird. Die Empfänglichkeit für abstracte Speculationen ist sonach ein natürliches Resultat der Anfänglichkeit der Geistesentwickelung. [1])

Die Vedanti-Lehre, welche die Phantasie mehrer Bewunderer des Sanscrit lebhaft beschäftigt hat, scheint nur viva voce sich fortzupflanzen. Da nie aus irgend einem Sanscritwerke eine Stelle beigebracht ist, welche darauf hindeutete, so steht zu vermuthen, wenn sie überhaupt eine besondere Lehrform ist, daß sie ganz neuern Ursprungs ist. Folgendes ist die Ansicht Jones darüber: »Der Hauptgrundsatz der Vedantischule besteht nicht in einer Leugnung der Materie, d. h. der Dichtigkeit, Undurchdringlichkeit und Ausdehnung (welches rein unsinnig sein würde), sondern in einer Berichtigung der gemeinen Vorstellung davon und in der Behauptung, daß sie keine von geistiger Wahrnehmung unabhängige Essenz besitzt, daß Existenz und Wahrnehmbarkeit gleichbedeutende Ausdrücke sind, daß äußere Erscheinungen und Sinneneindrücke illusorisch

1) Das Klarste über diese Beobachtung, welche Dugald Stewart (Elements of the phil. of the human mind, II. 231.) irrthümlich allein Turgot zuschreibt, finde ich in folgender Stelle Condillac's: **Mais il faut observer, qu'une fois qu'un enfant commence à généraliser, il rend une idée aussi étendue qu'elle peut l'être, c'est-à-dire qu'il se hâte de donner le même nom à tous les objets qui se ressemblent grossièrement et il les comprend tous dans une seule classe. Les ressemblances sont les premières choses qui le frappent, parce qu'il ne sait pas encore assez analyser pour distinguer les objets par les qualités qui leur sont propres. Il n'imaginera donc des classes moins générales, que lorsqu'il aura appris à observer par où les choses diffèrent. Le mot *homme*, par exemple, est d'abord pour lui une dénomination commune, sous laquelle il comprend indistinctement tous les hommes. Mais lorsque dans la suite il aura occasion de connaître les différentes conditions, il fera aussitôt les classes surbordonnées et moins générales de militaires, de magistrats, de bourgeois, d'artisans, de laboureurs etc.; telle est donc l'ordre de la génération des idées. On passe tout-à-coup de l'individu au genre, pour descendre ensuite aux différentes espèces qu'on multiplie d'autant plus qu'on acquiert plus de discernement, c'est-à-dire, qu'on apprend mieux à fair l'analyse des choses.“ Cours d'étude. I, 49—50. éd. à Parme 1776.** S. Anhang Anm. A.

sind und in Nichts verschwinden würden, wenn die göttliche Kraft, welche allein sie trägt, nur einen Augenblick aufhörte; eine Meinung, welche Epicharmus und Plato adoptirt haben und welche auch in unserm Jahrhunderte mit vielem Geiste behauptet wurde; freilich mit wenig öffentlichem Beifalle, theils, weil sie mißverstanden wurde, theils, weil sie gemißbraucht wurde von dem falschen Raisonnement einiger unpopulären Schriftsteller, welche die moralischen Attribute Gottes leugnen sollen, dessen Allgegenwart, Weisheit und Güte dagegen die Basis der indischen Philosophie bilden. Die Sache ist mir nicht hinreichend klar, um mich für die Lehre des Vedanta zu erklären, welche durch menschliche Vernunft vielleicht nie weder völlig erwiesen, noch völlig widerlegt werden kann. Allein es liegt am Tage, daß nichts von Irreligiosität weiter entfernt sein kann, als ein System, welches ganz auf die reinste Frömmigkeit gegründet ist.« [1])

»In mehreren dieser Ausdrücke,« sagt Dugald Stewart sehr richtig, »finden sich nicht wenige Unbestimmtheiten und selbst Widersprüche.« Zugleich zeigt er, daß Jones die Lehre Berkeley's und Hume's völlig mißversteht. [2]) Wir dürfen vermuthen, daß er nicht weniger weit die Lehre der Brahminen verfehlte und eine Theorie seiner eignen Schöpfung an das wage, sinnlose Geschwätz knüpfte, welches sie ihm mittheilten. Wenn jeder Mensch eine starke, für schwache Geister unwiderstehliche Neigung hat, durch das Medium einer Theorie zu *sehen*, so dürfen wir es nicht Wunder nehmen, wenn die Reinheit der Wahrnehmungen durch andere Sinne, z. B. das Gehör, auf dieselbe Weise getrübt wird. »Wenn die einfachste Erzählung ganz ungelehrter Menschen immer mehr oder weniger Hypothese enthält, und selten eine Amme oder ein Dorfapotheker den einfachsten Fall vortragen kann, ohne eine Phraseologie zu gebrauchen, worin jedes Wort eine Theorie ist,« [3]) dürfen wir mit Gewißheit schließen, daß dieselbe Einmischung

[1]) *Jones's* **Works I, 165.** Wir müssen bemerken, daß Sir W. Jones nach allen diesen Lobeserhebungen selbst gesteht, daß die Vedanti-Lehren irrig und abenteuerlich seien. **As. Res. IV, 164—165.**

[2]) **Elements of the phil. of the hum. mind. II, not. B.**

[3]) Diese Worte sind entnommen aus einer glücklichen Anwendung dieser Beobachtung in dems. Werke **II, 448.**

ungehöriger Begriffe sehr schwer zu vermeiden ist, wenn wir ein Gehörtes zu einer eignen Vorstellung gestalten und noch mehr, es mit unserer eignen Sprache zu bekleiden haben. Die Gedanken, welche wir wiederzugeben haben und selbst rein wiederzugeben glauben, sind oft großentheils unsere eignen und gehörten nie der fremden Vorstellungsweise an, welcher wir sie zu entlehnen glauben.

Wir haben eine klarere Darstellung dieser Lehre von James Macintosh, dessen Geist philosophischer und welcher vorurtheilsfreier und weniger leichtgläubig in Bezug auf den Orient ist, als Jones. Er theilt in einem Schreiben an Dugald Stewart eine Unterredung mit einem jungen Brahminen mit. »Er sagte mir, daß außer den Myriaden von Göttern, welche ihr Glaube annimmt, noch einer sei, welchen sie unter dem Namen Brim kennen, oder der Große, ohne Gestalt und Grenzen, dem kein erschaffner Verstand sich erkennend zu nahen vermöge; daß es nach ihrer Ansicht in Wahrheit weder Bäume, noch Häuser, noch Land, noch Meer giebt, sondern alle Außendinge sind Maia oder Täuschung, die That Brim's; Alles, was wir sehen oder fühlen, ist nur ein Traum, oder, wie er es in seinem unvollkommnen Englisch ausdrückte, Denken im Schlafe, und die Wiedervereinigung der Seele mit Brim, von welchem sie ursprünglich ausgegangen, ist das Erwachen aus dem langen Schlafe der endlichen Existenz.« [1])

Es sind nur wenige Worte erforderlich mit Beziehung auf das im Abschnitte über die Religion Beigebrachte, um zu zeigen, daß wir hier nur eine Probe jener schmeichelnden, gleichsam höfischen Ausdrucksweise in Bezug auf die Gottheit vor uns haben, worin die indische Theologie hauptsächlich besteht. Eine der Gottheiten, welche zum Hauptgegenstande der Verehrung gemacht wurde, wird erst über alle andere erhoben; sie absorbirt alle ihre Macht, absorbirt alle übrigen Götter selbst und absorbirt endlich alle Dinge überhaupt. [2]) Die Vorstellung von dem »Maia« ist nur eine Seite jenes »Aufgehens aller Dinge in Gott.« Es giebt nichts außer Gott. Alle unsre vermeintliche Wahrnehmung von

1) Mitgetheilt von Stewart in der angef. Note.
2) S. den ersten Band.

Dingen, außer Gott, ist deßhalb nur Illusion, durch Gott bewirkte Illusion. Warum aber wirkt Gott diese Illusion? Dies ist eine sehr nothwendige Frage. Würde sie aufgeworfen — und wir dürfen uns ein wenig wundern, daß sie nicht aufgeworfen worden ist — so könnten die Brahminen ganz der Wahrheit gemäß erwiedern, was Nutzen, Absicht, Zweck in den Handlungen ihres Gottes anbeträfe, so sei ihnen nie der Gedanke gekommen, ihnen dergleichen zuzuschreiben. Es beliebt ihm so, und das ist genug, unbekümmert, wie wunderlich der Geschmack ist. Zu meiner Freude finde ich eine Bestätigung meiner Ansicht in folgender Stelle desselben Schreibens ausgedrückt: »Ich beabsichtige, ein wenig die Geschichte dieser Meinungen zu ergründen; denn ich bin nicht ganz ohne Bedenklichkeit, daß wir die ganze Zeit über die hyperbolischen Ergießungen mystischer Frömmigkeit für die Terminologie eines philosophischen Systems genommen haben mögen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß brünstige Andacht so lange und so warm sich in den Gedanken der Niedrigkeit und Unwürdigkeit der geschaffenen Dinge und der Allgenügsamkeit des höchsten Wesens versenkt, daß sie aus der comparativen in die absolute Redeweise übergleitet und in der Heftigkeit ihres Eifers, die Gottheit zu erheben, alles Andere zu annihiliren scheint. Um die verschiedene Bedeutung derselben Worte im Munde eines Mystikers und eines Skeptikers auszuscheiden, ist mehr philosophische Distinction erforderlich, als die meisten unserer Sanscritgelehrten bisher gezeigt haben [1]).«

Sir James hätte über den bloßen Verdacht hinausgehen können schon nach den reinen Worten der Unterredung, welche er mittheilt. Das menschliche Leben wird darin nicht mit einem Schlafe verglichen, sondern es heißt buchstäblich, es sei ein Schlaf, und die Menschen handelten und dächten nicht, sondern träumten. Mit welchem philosophischen Systeme läßt sich dies vereinigen? Wir erwachen nur, wenn wir mit der Gottheit wieder vereinigt werden, das heißt, wenn wir in der That ein Theil des göttlichen Wesens werden, also in der gesonderten Existenz aufhören zu sein. Dann hören wir natürlich auf zu träumen, und dann, ist anzu-

1) Stewart, a. a. O.

nehmen, hört die Maia auf. Wird es dann eine Erkenntniß geben, irgend eine Realität? Oder ist es einerlei, ob wir wachen oder schlafen? Doch die Sache verdient nicht, länger dabei zu verweilen, und ich bedaure nur, daß Macinstosh zwischen den beiden angeführten Stellen, freilich in der Nachlässigkeit einer Privatcorrespondenz, folgende Worte einschieben konnte: »Alles dieses haben Sie früher als indische Speculation gehört und gelesen. Was mich nur wunderte, war, daß so verfeinerte und abstruse Speculationen im Laufe der Jahrhunderte eine so große Kluft durchfallen konnten, vom Genius des ursprünglichen Erfinders bis zum Geiste dieses schwachen, beschränkten Mannes. Die Namen der ursprünglichen Erfinder sind verloren gegangen; allein ihre genialen, schönen Theorieen sind, vermischt mit dem monströsesten Aberglauben, Menschen anheim gefallen, welche nur wenig über der unwissendsten Volksklasse stehen, und von ihnen als eine Art Glaubensartikel angenommen, ohne eine Ahnung ihres philosophischen Ursprungs, ohne die Fähigkeit, etwas von den Prämissen zu begreifen, von welchen sie abgeleitet sind.« Und doch hat er selbst ihre Entstehung angegeben, nämlich die »hyperbolischen Ergießungen einer mystischen Frömmigkeit,« und sicher mögen die Brahminen heutigen Tages diese Ergießungen eben so wohl verstehen, als ihre unwissendern Vorfahren [1]).

[1]) Ein anderer Umstand ist nie zu vergessen. Wenn die Brahminen einmal mit europäischen Ansichten bekannt gemacht sind, so tragen sie die größte Sorge, die ihrigen denselben anzupassen. „Was die echten Glaubenssätze der Hindus über theologische Gegenstände betrifft, so muß man dieselben mehr aus ihren alten Büchern, als aus den mündlichen Erklärungen der gelehrtesten Brahminen jetziger Zeit entnehmen, welche gefunden haben, daß die Meinungen der Christen über die göttliche Natur weit vernünftiger sind, als die ihnen geläufigen, und daß die grobe Idolatrie der Hindus von den einsichtigern Eingebornen der westlichen Welt verdammt wird. Bernier scheint seiner Zeit dieselbe Bemerkung gemacht zu haben; denn nachdem er eine Unterredung mit mehreren gelehrten Pandits erzählt hat, worin diese die Grobheit ihres Bilderdienstes wegzuklügeln versuchten, sagt er: „**Voilà, sans ajouter ni diminuer, la solution qu'ils me donnèrent; mais, à vous dire le vrai, cela me semblait un peu trop bien concerté à la Chrétienne, aux prix de ce que j'en avais appris de plusieurs autres pandits.**“ *Grant's* **Observations on the State of Society among the As. Subjects of Gr.**

Ueber Moral und Pflichtenlehre scheint bei den Hindus nie eine Theorie aufgestellt worden zu sein. Hinsichtlich des paränetischen Theils gleicht ihre Ethik ganz der aller andern uncultivirten Völker; vortreffliche Vorschriften und ganz alberne und absurde wechseln ab, oder sind fast zu gleichen Theilen unter einander gemischt in allen ihren Büchern der Art. Als Proben ihrer ethischen Vorschriften ist es genügend, auf das unter dem Capitel der Religion Beigebrachte zu verweisen. Wenn man alle guten Vorschriften aus den übrigen aussonderte und rein für sich zusammenstellte, so würden sie einen ganz erträglichen Codex der allgemeinen moralischen Pflichten bilden. Da mehrere Schriftsteller hierauf eine große Bedeutung gelegt haben, daß vereinzelte gesunde Moralmaximen allen Menschen bis auf die niedrigste Stufe des socialen Lebens gemein sind, so ist nothwendig, von den ethischen Grundsätzen anerkannt barbarischer Nationen einige Proben zu geben. Es würde vielleicht genügen, auf die Sprüche Salomo's und andere paränetische Theile der jüdischen Literatur hinzuweisen, welchen die entsprechenden Schriften der Hindus weit nachstehen. Allein wir ziehen noch ein anderes Beispiel vor, welches weniger Widerspruch zu erwarten hat. Im Havamaal

Britain, p. 73. Papers on India, ordered to be printed by the House of Commons, 15. June, 1813. — Dieses, wie man meint, künstlich raffinirte Lehrsystem fand Elphinstone ganz so auch unter den rohen Afghanen. „Eine andere Secte in Caubul ist die der Sufis, welche vielleicht eher als eine philosophische, als eine religiöse Classe zu betrachten ist. So weit ich ihre mysteriöse Lehre verstehen kann, scheint ihr Hauptgrundsatz zu sein, daß die ganze belebte und unbelebte Schöpfung eine Illusion sei, daß nichts existire außer dem höchsten Wesen, welches sich unter einer Unendlichkeit von Gestalten der Seele des Menschen darstellt, die selbst nur ein Theil des göttlichen Sein's ist. Die Contemplation dieser Lehre bringt die Sufis auf den höchsten Gipfel der Extase. Sie bewundern Gott in jedem Dinge, und durch Betrachtung seiner Attribute, indem sie ihn durch alle seine Formen verfolgen, glauben sie sich zu einer unaussprechlichen Liebe zur Gottheit zu erheben und selbst zu einer gänzlichen Vereinigung mit seiner Substanz.“ **An acc. of the kingdom of Caubul, by M.** *Elphinstone*, **p. 207.** Ueber eine ähnliche Secte in Persien s. *Malcolm*, **hist. of Persia. II, 385.** Wie weit entfernt ist dies Alles von den tiefsinnigen Resultaten des geistreichen Denkers Berkeley! Welche Oberflächlichkeit, sie zu vermengen!

oder dem hohen Worte Odin's, einem scandinavischen Werke von hohem Alter, ist eine Reihe von Sittensprüchen in 120 Stanzen, mit welchen, als einem Ganzen, in der ganzen Hindu-Literatur nichts nur entfernt verglichen werden darf. Folgendes ist eine Probe:

»Den Gast, der deine Wohnung betritt mit erstarrten Knieen, laß sich wärmen an deinem Feuer; wer über die Berge gereist ist, bedarf der Speise und trockner Gewänder.«

»Ein Mann kann auf seine Reise keinen bessern Reisevorrath nehmen, als einen feinen Verstand. Im fremden Lande wird er ihm nützlicher sein als Schätze, und wird ihn sitzen lassen an dem Tische der Fremden.«

»Es ist nichts Unnützeres für die Söhne der Zeit, als zu viel Bier trinken; je mehr der Säufer verschlingt, je kleiner wird sein Witz, bis er seine Vernunft verliert. Der Vogel der Vergessenheit singt vor denen, so sich berauschen, und stiehlt hinweg ihre Seelen.«

»Ich habe noch nie einen Mann so edel und großmüthig gefunden, daß das Empfangen in seinem Hause nicht ein Empfangen wäre, noch so frei und hochsinnig in seinen Gaben, um ein Geschenk zu verschmähen, wenn es ihm erwiedert wurde.«

»Sie laden mich auf und ab zu Festschmausen, wenn ich nur eines schlichten Mahles bedarf; mein wahrer Freund ist, der mir ein Laib giebt, wenn er deren nur zwei hat.«

»Wo wäre zu finden ein tugendhafter Mann, der nicht einen Fehler hätte, oder ein so schlechter, daß er nicht eine Tugend hätte? [1]).«

Unter den Theilen der indischen Gelehrsamkeit, welche von ihren Bewunderern mit ganz besonderem Applause gefeiert worden sind, finden wir auch die Spitzfindigkeiten, die zahllosen, verwickelten Subtilitäten der indischen Grammatik. Wir erfahren durch einen ausgezeichneten Sanscritgelehrten, daß in einem einzigen grammatischen Werke der Regeln nicht weniger sind, als 3996. Der Leser bemerke, daß diese Zahl aus der Ziffer 3 und

[1]) *Mallet*, II. Wir verweisen noch ferner auf die Sprüche des Confucius und Zoroaster.

ihren Vervielfältigungen besteht, welchen die Hindus besondere Eigenschaften zuschreiben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Regeln sich mehr nach der Zahl, als die Zahl nach den Regeln habe bequemen müssen. Nichts desto weniger hören wir von Colebrooke, daß »diese Regeln mit der äußersten Schärfe abgefaßt sind, der Folge höchst scharfsinniger Methoden. Allein dazu kommt, daß die studirte Kürze der Paniniya Sutras sie im höchsten Grade dunkel macht, daß selbst mit der Kenntniß des Schlüssels zu ihrer Interpretation der Schüler sie zweideutig findet, daß die Anwendung derselben, selbst wenn man sie versteht, manche scheinbare Widersprüche aufdeckt, und daß man mit dem geübtesten Gedächtnisse die größten Schwierigkeiten findet, die in anscheinender Verwirrung durch verschiedene Theile von Paninis und Leseabschnitten verstreuten Regeln zu combiniren. Die Commentare über die grammatischen Bücher sind ungeheuer zahlreich und viele von ihnen sehr voluminös [1]).«

Dieser endlose Wust von Regeln, welcher eher zu jedem andern Behufe dienen mag, als dazu, die Sprache zu einem leichtern und genauern Mittel der Communication zu machen, liefert eine recht auffallende Probe von dem kindisch-barbarischen Geiste einer rohen Zeit, welche nicht wenigen Gefallen findet an Gaukeleien und Spielereien des Geistes, als des Körpers [2]). Es konnte nicht fehlen, daß die Hindus mehr als jede andere Nation diese unnützen Subtilitäten auf die Spitze trieben. Bei ihnen war eine ganze Volksclasse secernirt und aller gewöhnlichen Sorgen und Mühen des Lebens überhoben; schon die Pein der Geschäftlosigkeit zwang sie zu einer Geistesbeschäftigung, und die Nothwendigkeit, ihr Ansehen beim Volke durch den Glauben an ihre überlegene Wissenschaft zu behaupten, führte sie zu allerlei Grübeleien, um wenigstens durch den Schein derselben zu täuschen. Diese Stellung der Brahminen erklärt manche Erscheinungen und Färbungen in den indischen Zuständen. Allein in ihren gramma-

[1]) *Colebrooke* on the Sanscrit and Pracrit languages, As. Res. VII.

[2]) Colebrooke bemerkt noch, daß die Hindus scholastische Disputationen sehr lieben, und daß ihre Commentare über grammatische Controversen hiervon zahlreiche Beweise liefern. Ebendas.

tischen Grübeleien entdecken wir nur den allgemeinen Charakter des Kindheitszustandes in Bildung und Wissenschaft. Wir haben schon bemerkt, daß die Araber hierin kaum den Brahminen selbst etwas nachgeben [1]). Sogar die Türken, sonst gerade keine raffinirende Raçe, machen sich viel hiermit zu schaffen [2]). Und eine Lieblingsübung der europäischen Scholastiker in den Zeiten des Dunkels bestand darin, grammatische Distinctionen und Subtilitäten auszubreiten [3]).

Nicht nur die Grammatik; die Sprache selbst ist als das Zeichen eines hochgesitteten, feinsinnigen Volks angepriesen worden. »Sie ist reicher, als die lateinische. Sie hat zur Bezeichnung

[1]) S. oben S. 60 — 62.

[2]) **Tout ce que le mauvais goût peut inventer pour fatiguer l'esprit, fait leur délice et ravit leur imagination. Mém. du Baron *de Tott* sur les Turcs et les Tartares. I, 28.**

[3]) Folgende merkwürdige Stelle aus dem berühmten Briefe des (mit einer Ausnahme) großen Thomas More an Martin Dorpius erweist und bezeichnet ihre Verfahrungsweise: „**At nunc absurda quaedam portenta, ad certam bonarum artium nata perniciem, et luculenter ab antiquis distincta, commiscuerunt, et veterum purissimas traditiones suis adjectis sordibus infecerunt omnia. Nam in grammatica (ut omittam Alexandrum, atque id genus alios; qui quamquam imperite, tamen grammaticam utcunque docuerant) Albertus quidam, grammaticam se traditurum professus logicam nobis quandam aut metaphysicam, immo neutram, sed mera somnia, mera deliria grammaticae loco substituit; et tamen hae nugacissimae nugae in publicas academias non tantum receptae sunt, sed etiam plerisque tam impense placuerunt, ut is propemodum solus aliquid in grammatica valere censeatur, quisquis fuerit Albertistae nomen assequutus. Tantum auctoritatis habet ad pervertenda bonorum quoque ingeniorum judicia, semel ab ineptis tradita magistris, dein tempore corroborata persuasio. Quo fit ut minus mirer, ad eundem modum in dialecticae locum nugas plus quam sophisticas irrepsisse, quae cultoribus suis argutiarum nomine tam vehementer arrident.**“ Caramuel sagt von Scotus, dem **Doctor subtilis: „Vix alibi subtilius scripsit quam cum de grammaticis modis significandi.**“ Horne Took bemerkt hierüber jedoch, sein Werk „**de modis significandi**“ sollte eigentlich betitelt sein: „Muster und Beispiel der subtilen Kunst,“ den Schein zu wahren und tief und gelehrt über Dinge zu reden, welche wir gar nicht verstehen. **Quid enim subtilis et magis tenue, quam quod nihil est? (Diversions of Purley, Introd. p. 12.)**

eines Begriffs verschiedene Wörter. Die Sonne hat mehr als dreißig Namen, der Mond mehr als zwanzig. Ein Haus hat zwanzig, ein Stein sechs oder sieben, ein Baum zehn, ein Blatt fünf, ein Affe zehn, eine Krähe neun Benennungen [1]).«

Ein Fehler und Gebrechen einer Sprache wird auf diese Weise als eine Vollkommenheit gepriesen [2]). Der größte Vorzug

[1]) Le Père *Paulini (Bartolomeo)*, Voy. aux Indes. II, 201.

[2]) Gibbon sagt sinnreich: „In Arabien wie in Griechenland wurde die langsamere Cultur überholt von der aufschließenden Fülle der Sprache; und ihre Rede konnte spielen mit den achtzigfachen Benennungen des Honigs, den zweihundert der Schlange, den fünfhundert des Löwen, den tausend eines Schwerts, zu einer Zeit, wo ein noch ungelehrtes Volk sein Gedächtniß mit dieser Wortfülle beschwerte.“ *Gibbon*, IX, 240. Der deutsche Förster sagt in seiner Note zu der angeführten Stelle des P. Paulini sehr richtig: „Ce n'est pas de cette manière-là qu'on doit juger de la richesse d'une langue. On a coutume de dire que la langue Arabe est riche, parceque elle a je ne sais quel nombre de synonymes pour exprimer le mot *épée*. Un de ces synonymes, par exemple, signifie le meutrier des hommes. Ce n'est là, dans la realité, qu'une expression métaphorique et figurée, telle qu'on en peut former dans toutes les langues tant soit peu cultivées. On pouvait de même trouver plus de trente noms pour exprimer le soleil dans les poètes Grecs; mais il n'est venu dans l'esprit de personne, de faire valoir cela pour prouver la richesse de la langue Grecque.“ *Paulini*, Voy. aux Indes. III, 399. Der scharfsinnige, in manchem Betracht sehr philosophische Wilkins bezeichnet Bedeutsamkeit, Klarheit, Kürze und daraus folgende Leichtigkeit als die Vorzüge einer Sprache und sagt über die Menge von Regeln in der lateinischen Sprache: „Es deutet auf die Unvollkommenheit dieser Sprache, daß sie solcher und so vieler Regeln bedarf, welche in der Philosophie der Sprache ihren Grund nicht finden.... Sind diese Regeln der Sprache nicht nothwendig und naturgemäß, vielmehr die Worte ohne sie genugsam und besser den Sinn ausdrückend, so verräth sich mehr Verstand darin, daß man sie bei Seite legt und eine Sprache ohne sie bildet.“ **Essay towards a real character etc. p. 448.** Und ein anderer Schriftsteller, welcher mit eben so viel Kühnheit spricht, als er kräftig denkt, sagt: „Personen, welche zu beschränkt oder zu träge sind, um die Sache zu verstehen, können oder wollen nicht begreifen, welch ein großes Unglück zu viel Worte sind und rühmen ihre **copiam verborum**, als wenn ein Gichtischer oder Wassersüchtiger sich seiner großen Gelenke und seines dicken Leibes rühmen wollte.“ Ferner: „Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß eine überflüssige **varietas** und **copia** nicht Vorzüge, sondern Fehler sind. Ein-

einer Sprache würde darin bestehen, daß sie eine Bezeichnung für jeden Gegenstand hätte, der einer Bezeichnung bedürfte, aber nur eine. Uebermaß ist nicht weniger ein Fehler, als Mangel. Philosophie und gesunder Menschenverstand entscheiden dafür, daß Alles, was eine Sprache vereinfacht, ohne ihre Vollständigkeit und Bestimmtheit zu schmälern, als ein Vortheil zu betrachten ist. Nur eine unwissende, phantastische Zeit kann einen Ruhm darin finden, seine Sprache schwierig und verwickelt zu machen.

Die übrigen am Sanscrit gerühmten Vorzüge sind die Weichheit oder der Wohllaut dieser Sprache und ihre Fügsamkeit zur Poesie. Ueber ihre Vollständigkeit und Präcision konnten selbst ihre eifrigsten Bewunderer kein Urtheil wagen aus Mangel an erschöpfender Kenntniß. Vollständigkeit und Präcision würden unleugbare Beweise geistiger Vollkommenheiten des Volks, welches sich der Sprache bediente, gewesen sein; während eine große Menge unnützer Worte und grammatischer Regeln gerade auf das Gegentheil deuten. Es steht immer zu vermuthen, daß eine Sprache, welche zu viel Worte einer Art hat, deren zu wenig hat von einer andern und so in gleichem Grade die Fehler des Ueberflusses und der Dürftigkeit vereinigt. Das Biegsame einer Sprache für das Ohr und den Versbau ist kein Beweis von Civilisation. Sprachen, welchen man ganz dieselben Lobsprüche ertheilt hat, wie nur irgend dem Sanscrit, sind die Sprachen von anerkannt ganz unwissenden, uncultivirten Völkern. Nichts übersteigt die Bewunderung, welche man oft dem Neupersischen gezollt hat. Molina, der einsichtige, philosophische Geschichtschreiber von Chili, versichert uns, daß die chilesische Sprache eine so vollkommene Grammatik hat, als die griechische und lateinische, und daß keine Sprache glücklichere, geistreichere Wendungen und Formationen entfaltet [1]). Die malayische Sprache wird als höchst sanft und

fachheit mag dem verbildeten Urtheile Dürftigkeit scheinen; allein sie ist immer von großem Nutzem, und für den wahren Richter ist sie immer voll Schönheit und Würde.“ **Philosophic etymology, or rational grammar, by *J. Gilschrist*, p. 110, 170.** Wenn das Sanscrit bewundert wird wegen seiner umfangreichen Grammatik, so sollte man das Aethiopische bewundern wegen seiner 202 Buchstaben; s. *Wilkins'* **Essay, p. 14.**

[1]) „Die eingebornen Chilesen bilden eine einzige Nation, welche in

zur Poesie geeignet beschrieben [1]). Clavigero weiß in seiner Bewunderung für die mexicanische Sprache gar kein Ende zu finden [2]). »Viele übertriebene Dinge sind behauptet worden über

verschiedene Stämme zerfällt; alle haben die nämlichen Gesichtszüge und die nämliche Sprache, von ihnen Chiledugu genannt, das heißt chilesische Sprache. Diese Sprache ist sanft, klangreich, ausdrucksvoll, regelmäßig und sehr reich an Ausdrücken zur Bezeichnung nicht nur der allgemeinen und besondern physischen Gegenstände, sondern auch der moralischen und abstracten Begriffe.“ **Saggio sulla storia naturale del Chili del Signor Abate *Giovanni Ignazio Molina*, IV, p. 334.**

[1]) ***Marsden*, Sumatra p. 197 ed. 3.**

[2]) „Sie ist so reichhaltig, gebildet und ausdrucksvoll, daß sie von Vielen höher gestellt ist als die lateinische und selbst die griechische. Sie ist reicher als die toscanische an Diminutiven und Augmentativen, reicher als die englische an Verbal- und abstracten Begriffen; denn es ist kaum ein Verbum, von welchem sie nicht mehrere Verbalia, und kaum ein Substantiv oder Adjectiv, von welchem sie nicht einige Abstracte bildete. Sie ist nicht weniger reich an Verben, als an Nominibus, indem von jedem einfachen Verbo andere von verschiedenen Bedeutungen abgeleitet werden. Chihua heißt thun, chichihua oft oder mit Sorgfalt thun, chihuilia einem Andern thun, chihualtia thun lassen, chihuatiuh gehen, um zu thun, chiuaco kommen, um zu thun, chiuhtiuh im Begriffe sein, zu thun u. s. w.“ Nachdem er die außerordentliche Mannichfaltigkeit erwähnt hat, womit die Mexicaner die verschiedenen Grade der Hochachtung ausdrücken, indem sie Adverbien oder andere Partikeln den Namen hinzufügen, fährt er fort: „Diese Mannichfaltigkeit, welche der Sprache so viel Civilisation giebt, macht sie jedoch nicht schwierig, weil sie festen, einfachen Regeln unterworfen ist; auch kennen wir keine regelmäßigere, methodischere Sprache. Die Mexicaner haben, gleich Griechen und andern Nationen, den Vortheil, Zusammensetzungen von zwei, drei, vier einfachen Wörtern bilden zu können, allein mit mehr Oekonomie als die Griechen, indem die Griechen die ganzen Wörter zu Zusammensetzungen nehmen, die Mexicaner aber Sylben oder wenigstens mehrere Buchstaben davon nehmen. Tlazotti heißt geschätzt, geliebt, mahuitzic verehrt, tespixqui Priester, tatli Vater. Um diese fünf Wörter zu verbinden, nehmen sie acht Consonanten und fünf Vocale und sagen z. B. Notlazomabuitzteopizcatalzin, d. h. mein sehr würdiger Vater, verehrter Priester, wobei das Präfixum no das Pronomen mein ausdrückt und das Affixum tzin eine Partikel zum Ausdrucke der Ehrfurcht ist. Sie setzen Begriffe zusammen bis zu funfzehn oder sechszehn Sylben.... Kurz, Alle, welche die Sprache kennen und über ihren Reichthum, ihre Regelmäßigkeit und ihre schönen Wendungen urtheilen können,

das hohe Alter und die große Vortrefflichkeit der angelsächsischen Sprache. Nach der Behauptung Einiger wäre es die älteste und vortrefflichste in der Welt und schon von den ersten Stammeltern im Paradiese geredet, daher aus ihr die Namen Adam, Eva, Kain, Abel und aller antediluvianischen Patriarchen abzuleiten wären [1]).

Dasselbe heilige Buch, aus welchem wir die authentischsten Materialien schöpfen über die Ansichten der Hindus von den geistigen Phänomenen, liefert uns auch Mittel, die Art kennen zu lernen, wie sie die Erscheinungen der Materie erklären. Am Ende der Nacht Brahma's »vollbrachte der Verstand, zur Thätigkeit berufen durch seinen Willen, Welten zu schaffen, wiederum das Werk der Schöpfung; und daraus geht hervor zuerst der feine Aether, welchem die Weisen die Eigenschaft zuschreiben, den Schall zu leiten [2]).« Unkundig, daß die Luft der große Träger des Schalles ist, nahmen die Hindus ihre Zuflucht zu einer Fiction, der Einbildung eines Etwas, für dessen Existenz sie keinen Beweis haben. Gleich gedankenlos ist ihre Erklärung der Luft. »Aus dem Aether, durch eine Umwandlung der Gestalt, entspringt die reine, mächtige Luft, die Trägerin aller Gerüche; und die Luft wird gehalten für begabt mit der Eigenschaft des Gefühls [3]).« Das Wort Gefühl könnte zweideutig sein, entweder könnte es heißen, die Luft ist fühlbar, oder, sie hat die Fähigkeit, den Sinn des Gefühls. Letzteres ist, wie ich vermuthe, die Meinung des Originals; denn ich kann nicht glauben, daß ein solcher Meister der Sprache, als W. Jones, den Sinn, daß die Luft fühlbar ist, so sonderbar ausgedrückt haben würde, sie sei begabt mit der Eigenschaft des Gefühls. Weniger schwierig ist mir wegen anderer Beispiele die Annahme, daß er einen höchst absurden

sind der Meinung, daß eine solche Sprache nicht von einem barbarischen Volke gesprochen werden konnte." *Clavigero* VII, s. 41.

[1]) *Henry* IV, 365. — „Ich kenne keine Sprache in Europa, welche Worte von mehr Weichheit zugleich und Kraft hätte, als die ihrige." Penn's Brief über die amerikanischen Indianer in *Clarkson's* Life of *Penn*. I, 385.

[2]) Gesetze Menu's I, 75.

[3]) Ges. M. I, 76.

Gedanken durch eine zweideutige Uebersetzung habe bemänteln wollen.

Ueber Licht und Wärme heißt es in der unmittelbar folgenden Stelle: »Denn aus der Luft, indem sie einen Wechsel vollbringt, erhebt sich das Licht oder Feuer, machend die Dinge sichtbar, prächtige Strahlen ausbreitend; und wird erklärt, daß es die Eigenschaft der Gestalt habe [1]).« Es erweist sich genügend aus diesen verschiedenen Stellen, daß diese Erklärungen, womit sie sich behelfen, nur aus einem blinden, tappenden Rathen hervorgegangen sind. Aus dem Verstande ging der Aether hervor, aus dem Aether die Luft, aus der Luft Feuer und Licht. Sie betrachten hiernach Licht und Wärme als absolut identisch, obgleich der Mond ihnen ein Beispiel gab von Licht ohne Wärme und sie in unzähligen andern Beispielen Wärme ohne Licht hätten beobachten können. Welchen Sinn hat die Erklärung, daß Feuer oder Licht die Eigenschaft der Gestalt habe? daß Feuer oder, was das Nämliche, Licht selbst gestaltet sei, ist eine Behauptung, worin wenig Sinn aufzufinden ist. Daß Feuer oder Licht die Ursache der Gestaltungen in allen Körpern sei, ist eine Behauptung, welche, ungeachtet ihrer Ungereimtheit, ganz in Einklang steht mit ihrer Weise eines träumerischen Rathens über die Erscheinungen der Natur, welche man als tiefe Philosophie bewundert.

Ihre Ansicht über Erde und Wasser ist ein Glied derselben Kette. »Aus dem Lichte durch Bewirkung einer Wandlung kommt das Wasser mit der Eigenschaft des Geschmacks, und aus dem Wasser wird die Erde niedergesetzt mit der Eigenschaft des Geruchs [2]).« Wie aus dem Aether die Luft hervorgeht, so aus der Luft das Licht, aus dem Lichte das Wasser, aus dem Wasser die Erde. Es wäre nutzlos, zu fragen, welcher Connex stattfindet zwischen Wasser und Licht oder zwischen Erde und Wasser. Nach Zusammenhang, Gründen, Wahrscheinlichkeit dürfen wir hier nicht fragen. Eine Theorie successiver Production gefiel dem Schreiber; von Untersuchung war weiter nicht die Rede. Es begegnet uns hier dieselbe Schwierigkeit, wie bei der Lufttheorie; die Luft war

1) Ges. M. 77.
2) Das. I, 78.

begabt mit der Eigenschaft des Gefühls; Wasser und Erde haben die Eigenschaften des Geschmacks und Geruchs. Wir finden hier einen höchst wunderlichen Gedanken: Dem Wasser wird die Eigenschaft des Geschmacks zugeschrieben, der Erde die Eigenschaft des Geruchs, dem Feuer die Eigenschaft der Gestalt (ich vermuthe, es sollte übersetzt werden des Sehens); der Luft die Eigenschaft des Gefühls, und dem Aether die Eigenschaft (nach Jones), den Schall zu leiten, wie ich vermuthe: des Gehörs.

Dies sind ihre Speculationen über Ursprung und Eigenschaften der Grundbestandtheile der unbelebten Natur. Dasselbe göttliche Buch giebt uns eine Probe ihrer Vorstellungen über den Ursprung wenigstens eines Theils der belebten Natur. »Aus heißer Feuchtigkeit werden geboren beißende Mücken, Läuse, Flöhe und gemeine Fliegen; diese und Alle derselben Art werden hervorgebracht durch Hitze [1]).« Ist dies eine dem ungebildeten Beobachter ganz natürliche Vorstellung, so ist sie wenigstens kein besonderer Beweis von Gelehrsamkeit und Civilisation.

Von der launenhaft willkürlichen Weise des nicht gebildeten Geistes, ohne Frage sich an eine Meinung hinzugeben, finden wir ein merkwürdiges Beispiel in dem indischen Dogma, daß Pflanzen sowohl als Thiere »inneres Bewußtsein haben und empfänglich sind für Freude und Schmerz [2]).«

Wilford, der unermüdliche Forscher in der Literatur dieses alten Volks, macht uns die Mittheilung: »Die Hindus waren nur oberflächliche Botaniker und gaben Pflanzen von ganz verschiedenen Gattungen dieselben Namen [3]).« Das Ordnen und Classificiren scheint zu allen Zeiten über die geistige Cultur der Hindus hinausgelegen zu haben.

Keine Seite des indischen Culturlebens jedoch ist in höherem Grade erhoben worden, als die Astronomie der Brahminen. Bailly, der berühmte Geschichtschreiber der Astronomie, mag als der Erste betrachtet werden, der den Lobgesang anstimmte, worin alle Andern wetteifernd einfielen. Den Grund dazu gaben einige astro-

1) Daf. 45.
2) Daf. 49. Vergl. IX, 143 — 46.
3) On Egypt and the Nile, As. Res. III, 310.

nomische Tafeln, aus welchen er nicht nur auf eine große Ausbildung der Wissenschaft selbst schloß, sondern auch auf ein Alterthum derselben, welches mit der Chronologie der hebräischen Schriften ganz unverträglich war. Der Mann, welcher eine Theorie erfand von einem alten, hoch civilisirten, jetzt untergegangenen Volke in den Steppen der Tartarei und diese mit dem höchsten Eifer und allen Mitteln seines Scharfsinns verfocht, ist gewiß nicht der Mann, dem wir als Führer auf dem Felde der Conjectur uns anzuvertrauen hätten. Noch ein anderer Grund des Mißtrauens erhebt sich gegen Bailly. In ihrem Hasse gegen die Uebel des Katholicismus arbeiteten Voltaire und Andere daran, das Ansehen der Bücher, worauf er sich gründete, zu untergraben. Mit der größten Leichtgläubigkeit und einem wahren Enthusiasmus ergriffen sie deßhalb alle Erzählungen von dem hohen Alterthume der Chinesen und Hindus als eine gänzliche Widerlegung der mosaischen Berichte von der Dauer des gegenwärtigen Menschengeschlechts. Bot sich die Gelegenheit, diese ihre Lieblingsansicht auf astronomische Beobachtungen und unumstößliche mathematische Beweise zu stützen, so war ihre Sache gewonnen. Das Argument wurde mit äußerster Mühe Bailly's herzustellen gesucht, mit unbegrenztem Applause aufgenommen und eine Zeitlang als ein formeller Beweis von der Falschheit des Christenthums betrachtet.

Der bedeutendste unter den Mathematikern, welche Bailly für seine Ansicht gewann, war Playfair, Professor der Mathematik an der Universität zu Edinburgh. Wahrscheinlich übte das Ansehen Bailly's, dessen Verdienst in seiner Wissenschaft er selbst als ein Meister vorzüglich zu schätzen wußte, eine große Gewalt über ihn aus; und jedes Gefühl dieser Art mußte noch verstärkt werden durch das allgemeine Geschrei, welches seine Landsleute, sowohl die, welche noch in Indien waren, als die, welche von daher zurückkehrten, in jener Zeit einmüthig erhoben über die wunderbare Gelehrsamkeit, die wunderbare Civilisation und die wunderbaren Einrichtungen der Hindus; ein Geschrei, welches selbst Männer zu einem blinden Glauben fortriß, wie seinen berühmten Collegen, den Verfasser der historischen Untersuchungen über die Kunde der Alten von Indien [1]). In einer Schrift, welche in den Verhand-

lungen der königlichen Societät zu Edinburgh erschien, setzte Playfair mit Kenntniß und Geschicklichkeit die Beweisgründe aus einander, worauf jene Ansicht sich stützte [1]). In einem später im Edinburgh Review [2]) veröffentlichten Artikel werden die Argumente bestritten, mit welchen Bentley seine Behauptung hatte umstoßen wollen; allein es wird hier nur ein Aufschub der Entscheidung gefordert, bis eine weitere Nachforschung den genügenden Beweis liefern würde.

Dies ist jedoch zu viel gefordert und den Principien des wissenschaftlichen Verfahrens zuwider. Steht eine Meinung geradezu in Widerstreit mit einer großen Reihe von Umständen, und wird nicht durchaus festgestellt durch den speciellen Beweis, auf welchen sie ihre Ansprüche gründet, so ist sie unbewiesen; und was unbewiesen ist und außer der bekannten Ordnung der Natur liegt, das verdient nicht nur nicht geglaubt zu werden, sondern ist einfach zu verwerfen.

Wer bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft das Geschäft übernimmt, die Höhe der indischen Bildungszustände nach den vorhandenen Mitteln gründlich zu bestimmen, der kann zu keinem andern Resultate gelangen, als daß Alles, wenn nicht die Astronomie eine Ausnahme bildet, das klare, übereinstimmende, unleugbare Zeugniß trägt von der Unwissenheit der Hindus und dem niedrigen Civilisationsstande, in welchem sie fortwährend beharren. Daß ein solches Volk eine Meisterschaft in der Astronomie erlangt haben sollte, wie nur hoch cultivirte Völker je sie erreicht haben, ist sicher nicht anzunehmen ohne vollständigen Beweis [3]).

In wie fern dieser Beweis die Schlüsse rechtfertigt, welche

[1]) Historical disquisition concerning the knowledge which the anc. had of India.

[1]) Transact. of the r. society of Edinb. II.

[2]) Playfair galt allgemein für den Verfasser, s. weiter unten.

[3]) Playfair hat uns selbst ein hinreichendes Criterium seiner Ansicht gegeben. Er sagt am Schlusse seiner Abhandlung (Edin. Trans. II, 192.): „Diese Schlüsse sind freilich außerordentlich und haben weiter keinen Anspruch auf unsern Glauben, als daß ihre Falschheit noch weit wunderbarer sein würde, als ihre Wahrheit.“ Hiernach wäre die Frage entschieden; denn es ist ein sehr kleines Wunder, daß sie falsch sind, wäre aber ein sehr großes, wenn sie wahr wären.

man darauf gegründet hat, ist daraus abzunehmen, daß Bentley die Bücher der indischen Astronomie genau geprüft und gefunden hat, daß alle modernen Ursprungs sind und ihre Ansprüche auf hohes Alter nur auf Fälschung beruhen [1]). Da man jedoch seine mittelmäßigen mathematischen Kenntnisse und selbst die Schwächen seines Styls sarkastisch benutzt hat, um seine Untersuchungen in Mißcredit zu bringen, so müssen wir hinzufügen, daß zwei Mathematiker ersten Ranges, Laplace und eine Zierde unseres Vaterlandes, nicht nur die Annahme eines hohen Alters und einer hohen Vollkommenheit der indischen Astronomie verwerfen, sondern aus den vorhandenen Erweismitteln gerade den entgegengesetzten Schluß ziehen, nämlich, daß diese Wissenschaft sich bei den Hindus in demselben Zustande der Kindheit befindet, wie alle übrigen Bildungszweige. Der Surya Sidhanta ist die große Niederlage des astronomischen Wissens der Hindus. Ich bin durch die Mittheilung unseres Landmanns ermächtigt, zu erklären, daß dies Buch selbst der genügendste Beweis ist von dem niedrigen Stande der Wissenschaft unter den Hindus und der Rohheit des Volks, unter welchem es entstanden ist; daß seine absurden Träumereien echt indisch sind; daß wir daraus nichts lernen können, als einige wenige Facta, die Resultate von Beobachtungen, welche durchaus keine Kenntniß erforderten, daß die vaguen Allegorieen und wunderlichen Reflexionen in dem Buche Alles, oder Nichts beweisen, und daß ein entschlossener Bewunderer freilich das ganze astronomische Wissen der neueren Zeit darauf bauen kann, daß jedoch Jemand, der sich der Erinnerung der europäischen Entdeckungen entschlägt und fragt, was ein mit der Wissenschaft unbekanntes Volk aus dem Surya Sidhanta würde lernen können, so viel als Nichts finden würde [2]).

[1]) **As. Res. VI, 577.**

[2]) **Dr.** Adam Smith sagt mit seinem bekannten Scharfsinne: „Es sind verschiedene Ursachen, welche die Astronomie gerade zur frühsten Wissenschaft eines rohen Volks machen, obgleich wegen der Entfernung der Objecte und der daraus folgenden Dunkelheit ihrer Natur und ihrer Bewegungen man dies am wenigsten erwarten sollte. Unter allen Naturphänomenen machen die Erscheinungen des Himmels auf den menschlichen Geist den gewaltigsten Eindruck, regen den Forschungsgeist am

Die indische Astronomie zeigt eine wirklich große Genauigkeit hinsichtlich der mittleren Bewegungen. Sonst hat sie durchaus keine Ansprüche auf Genauigkeit und Richtigkeit. Hinsichtlich der mittleren Bewegungen ist eine große Genauigkeit möglich

stärksten auf. Allein nicht nur durch ihre Größe und Schönheit werden sie die frühsten Gegenstände der speculativen Forschung. Die Arten der himmlischen Körper sind nur wenige: Sonne, Mond, Planeten, Fixsterne. Die Veränderungen, welche an ihnen wahrgenommen werden, entstehen augenscheinlich aus einer Verschiedenheit in der Schnelligkeit und Richtung ihrer Bewegungen. Alles dies bildet einen sehr einfachen Stoff der Betrachtung. Dagegen die Objecte, welche die irdischen Theile der Schöpfung dem Auge bieten, die Erde und die unmittelbar sie umgebenden Körper, obgleich dem Geiste weit vertrauter, waren mehr geeignet, ihn zu verwirren und zu betäuben durch ihre Mannichfaltigkeit und die Verwickelung und scheinbare Unregelmäßigkeit der Gesetze und Ordnungen ihrer Aufeinanderfolge. Die Mannichfaltigkeit der Lufterscheinungen, der Wolken, Regenbögen, Donner, Blitz, Winde, Regen, Hagel, Schnee ist ungeheuer, und der Gang ihrer Aufeinanderfolge scheint höchst unregelmäßig und unbeständig. Die Gattungen der Fossilien, Minerale, Pflanzen, Thiere im Wasser und nahe der Erdoberfläche, bieten eine noch verwirrendere Verschiedenheit, und betrachten wir die verschiedenen Arten ihrer Entstehung, ihren gegenseitigen Einfluß auf ihre Veränderungen, ihre Erhaltung und Zerstörung, so scheint der Gang ihrer Aufeinanderfolge eine fast unendliche Mannichfaltigkeit zuzulassen. Wird die Imagination deßhalb schon bei der Betrachtung der Himmelserscheinungen oft übertäubt und aus ihrer natürlichen Bahn bewegt, so würde sie dieser Verwirrung noch weit mehr ausgesetzt sein, wenn sie sich auf die Objecte richtete, welche die Erde ihr bieten, und deren Gang und successive Revolutionen zu verfolgen trachtete.“ Essays, p. 97 — 98. Von den Persern sagt Scott Waring: „Ihre verkehrte Vorliebe für gerichtliche Astrologie führt sie zum Studium der Astronomie, rein zu dem Zwecke, die Conjunctionen der Planeten vorhersagen zu können; vermögen sie dies mit einiger Genauigkeit, so gelten sie für Leute von achtbarer Gelehrsamkeit. Sie haben zwei Arten von Ephemeriden; die eine enthält die Conjunctionen und Oppositionen der Lichtkörper, die andere die Verfinsterungen, die Längen und Breiten der Sterne u. s. w.“ **Tour to Sheeraz, p. 254.** Da die Seiten eines Geschichtswerks eine mathematisch-astronomische Discussion nicht gestatten, so habe ich eine Prüfung der Argumente für das Alterthum und den hohen Werth der indischen Astronomie, womit die Freundschaft des genannten großen Mathematikers mich ermächtigte, den Gegenstand zu beleuchten, einem Anhange vorbehalten. Siehe den Anhang I. am Schlusse des Capitels.

ohne alle feineren, schärferen Beobachtungen, ehe man überhaupt sagen kann, daß die Wissenschaft existirte. Sind alle Gründe dafür und keiner dagegen, daß die mittleren Bewegungen in der indischen Astronomie allmählich berichtigt wurden in derselben Weise, wie die Kalender der alten Völker ihre Verbesserungen erhielten, so kann über den rechtmäßigen Schluß kein Zweifel obwalten.

So weit wir auf den Zustand der Astronomie der Hindus, aus der Beschaffenheit ihrer Instrumente zur Beobachtung schließen können (und beide stehen in so enger Beziehung zu einander, daß sich jedenfalls eine Analogie erwarten läßt), so sehen wir hier bestätigt, was schon in allen übrigen Umständen des indischen Lebens sich angedeutet findet. Das Observatorium zu Benares, der große Sitz der indischen Astronomie und Gelehrsamkeit, fand man von der rohesten Bauart und die Instrumente darauf von der gröbsten Erfindung und Arbeit.

Playfair selbst bemerkt: »Regelmäßige Beobachtungen wurden zuerst in Chaldäa gemacht: die frühsten, welche die Beachtung der spätern Zeiten verdienten.« Die darauf folgende Bemerkung ist wichtig und echt philosophisch. »Die Wißbegierde der Griechen richtete sich bald nachher auf denselben Gegenstand, und dies begabte Volk war das erste, welches die verschiedenen Himmelserscheinungen theoretisch zu erklären und in einen Zusammenhang zu bringen suchte [1].« Dies war ein bedeutender Fortschritt; alles Frühere war bloße Beobachtung und Empirie, noch nicht einmal der Anfang der Wissenschaft [2]. Er fährt fort: »Die indische Astronomie giebt keine Theorie, nicht einmal eine Beschrei-

[1] **On the astron. of the Brahmens, Trans. Roy. Soc. Edin. II, 135.**

[2] Smith sagt: „Die Natur scheint der gemeinen Beobachtung nach ein Chaos von streitenden, disharmonischen Erscheinungen, in welches die Philosophie Ordnung einzuführen sucht, indem sie die unsichtbaren Ketten nachweist, welche alle diese vereinzelten Objecte zusammenhalten. So giebt sie der Imagination Beruhigung und dem Schauspiele der Natur durch den Zusammenhang die Großartigkeit. Menschen in primären Culturstadien haben nicht diesen Wissensdrang, die verborgenen Verkettungen aufzufinden, wodurch die scheinbar isolirten Naturerscheinungen vereinigt werden. Der Wilde findet kein Gefallen daran, etwas zu suchen, was nur dazu dient, der Natur eine Einheit zu geben für seine Anschauung.“ **Essays hist. of astron. p. 20, 21, 23.**

bung der Himmelserscheinungen, sondern begnügt sich mit der Berechnung gewisser Veränderungen am Himmel, vorzüglich der Sonnen- und Mondfinsternisse, und mit den Regeln und Tabellen, nach welchen diese Berechnungen geschehen. Der Brahmin setzt sich auf den Boden, legt seine Muscheln vor sich in Ordnung, wiederholt die Verse und Formeln, welche seiner Rechnung als Leitfaden dienen, und nimmt aus seinen kleinen Täflein und Palmblättern die Zahlen, deren er bedarf. Er gewinnt sein Resultat mit wunderbarer Bestimmtheit und Schnelligkeit; allein da er nur wenig weiß von den Gründen, worauf seine Regeln beruhen, auch durchaus nach tieferer Belehrung keinen Drang spürt, so ist er völlig zufrieden, wenn, wie es gewöhnlich trifft, der Anfang und die Dauer der Verfinsterung, auf einige Minuten mit seiner Vorhersagung zutrifft. Weiter erstrecken sich seine astronomischen Forschungen nie, und seine Observationen, wenn er dergleichen macht, gehen nicht weiter, als den Meridian oder die Tageslänge des Orts zu bestimmen, wo er beobachtet [1])«

Es läßt sich kaum ein stärkeres Gemälde entwerfen von dem ganz rohen, anfänglichen Zustande der Astronomie. Der Brahmin macht seine Berechnungen mit Muscheln, ganz wie der rohe Amerikaner dieselbe Operation durch Knoten in einem Faden verrichtet, und beide zeigen eine Praxis, welche nur da zu finden ist, wo entweder die bequemere oder sinnreichere Weise, mit geschriebenen Zeichen zu zählen und zu rechnen, unbekannt ist, oder wo der menschliche Geist zu roh oder zu schwach ist, die Gewalt einer eingewurzelten Gewohnheit zu durchbrechen [2]).

Allein es wird angenommen, daß diesem rohen Zustande der

1) *Playfair*, Trans. R. S. E. II, 138 — 39.

2) Goguet sagt bei Gelegenheit der peruanischen Quipos: „Das Nämliche ist bei den Negern an der Küste von Juida. Sie wissen nichts von der Schreibkunst und rechnen doch die größten Summen mit Leichtigkeit aus vermittelst einiger Schnüre und Knoten, welche ihre besondere Bedeutung haben.“ Hist. gén. des Voyages. IV, 283, 373, 393. Origin. of Laws. I, 224. Durch Herodot erfahren wir, daß die Egypter, gleich den Brahminen, mit Muscheln rechneten, und in einer Zeit wenigstens, auch die Griechen. Allein die Griechen rechneten und schrieben von der Linken zur Rechten, die Egypter von der Rechten zur Linken. *Herod.* II, 36.

Astronomie bei den Brahminen der jetzigen Zeit eine Periode vorangegangen sei, in welcher sie unendlich höher gestanden habe. Es ist vergeblich, zu fragen, wann diese Periode war und wo die Beweise ihres Daseins sich finden. Diese Fragen würden keine Antwort erhalten. W. Jones selbst gesteht: »Es ist nicht wahrscheinlich, daß die indischen Astronomen in sehr früher Zeit genauere Beobachtungen gemacht haben sollten, als die von Alexandrien, Bagdad oder Maraghah; noch weniger wahrscheinlich, daß sie ohne offenbaren Grund in Unwissenheit zurückgefallen wären [1]).«

Davis, einer der Orientalisten, welchen wir am meisten unsere Kenntniß der indischen Astronomie verdanken, sagt: »Ich war mit vielen Andern geneigt, zu glauben, daß die Brahminen nicht mehr von der Astronomie wüßten, als was von ihren Vorfahren in schon fertig berechneten Tabellen auf sie vererbt sei, und daß von den Gründen der Wissenschaft wenige Spuren bei ihnen zu

[1]) As. Res. II, 115. Schätzbar ist folgende Notiz aus der Feder Delambre's: **M. *La Place*, qui avait quelque intérêt a soutenir la grande ancienneté de l'astronomie Indienne, et qui avait d'abord parlé des mouvemens moyens et des époques des Hindous de la manière la plus avantageuse, a fini pourtant par croire et imprimer que leurs tables ne remontent pas au-delà du 13me siècle. Mr. *Playfair*, en répondent à l'objection de M. *de la Place*, ne la détruit pas. Peu importe que *Bailly* ait affirmé plus ou moins directement et positivement la conjonction générale des planètes, qui a determiné l'époque; ce qu'il fallait éclaircir est un fait. Les tables indiquent-elles en effet cette conjonction, l'époque alors est fictive, et l'astronomie Indienne est beaucoup plus moderne. Les tables n'indiquent-elles pas cette conjonction, alors l'objection de M. *de la Place* tombe d'elle-même. C'est ce que ne dit pas M. *Playfair*, et c'est ce que je n'ai pas le tems de vérifier. Mais quand même l'objection serait sans force, il resterait bien d'autres difficultés. Ce ne sont pas quelques rencontres heureuses parmi une foule de calculs erronés ou incohérens, qui suffiraient pour prouver l'antiquité de l'astronomie Indienne. La forme mystérieuse sur leurs tables et de leurs méthopes suffirait pour donner des soupçons de leur véracité. C'est une question qui probablement ne sera jamais décidée, et qui ne pourrait l'être que par de nouvelles découvertes dans les écrits des Hindoos.** Aus einem Briefe Delambre's vom 21. Juli 1814, mitgetheilt in den **Researches concerning the Laws etc. of India, by Craufurd, Esq. Append. not. D.**

finden seien. Allein nachdem ich mehrere Sanscritbücher eingesehen, habe ich mich veranlaßt gefunden, meine Meinung zu ändern. Ich glaube, daß von astronomischem Wissen noch eben so viel jetzt unter ihnen zu finden ist, als jemals früher [1]).« Mit andern Worten, die Unwissenheit der jetzigen Zeit ist die nämliche, als die Unwissenheit aller früheren Zeiten [2]).

Da aus Allem, was von indischer Astronomie bekannt ist, weder das hohe Alterthum, noch die hohe Vortrefflichkeit derselben sich erweisen läßt, so könnte man fragen, ob nicht auch die Kenntnisse, welche die Hindus besitzen, großentheils von andern höher gebildeten Völkern entlehnt seien. Die indische Astronomie besitzt einiges Eigenthümliche, welches auf völlige Originalität schließen lassen könnte und zum Theil für einen vollständigen Beweis derselben genommen worden ist. Allein es ist sehr wohl anzunehmen, daß in einer Wissenschaft, welche so natürlich die Aufmerksamkeit selbst eines rohen Volks beschäftigt, die Hindus selbst bis zu einer gewissen Höhe gelangten, und selbst wenn sie den bedeutendern Theil ihres Wissens entlehnten, dies doch nicht geschah, ohne das Fremdartige mit ihren eigenen Methoden und Entdeckungen in Uebereinstimmung zu bringen und ihm den Charakter ihrer Eigenthümlichkeit aufzudrücken. Thatsache ist überdies, daß, wenn die indische Astronomie Eigenthümlichkeiten vor andern Systemen hat, sie doch, ihre Originalität vorausgesetzt, doch weit mehr höchst auffallende Beispiele von Uebereinstimmung zeigt. »Die Tage der Woche sind bei den Brahminen wie bei uns den sieben Planeten geweiht und, was noch auffallender, sie sind genau auf dieselbe Weise geordnet. Die Ekliptik wird, wie bei uns, nach den zwölf Sternbildern, jedes von 30 Graden, eingetheilt. Diese Theilung ist rein ideell und bloß Behufs der Berechnung gemacht. Die

1) As. Res. II, 226 — 28.

2) Man nehme folgende Proben: „Im Bhagavat wird, wo über das Weltganze geredet wird, der Mond über die Sonne placirt und die Planeten über die Fixsterne.“ „Der Fürst der Schlangen trägt ewig die Last dieser Erde,“ Sacontala, Anf. des fünften Acts. „Einige unter ihnen,“ sagt Orme, Hist. of Ind. I, 3., „sind fähig, eine Finsterniß zu berechnen; dies scheint aber auch die Grenze ihres mathematischen Wissens.“

Namen und Sinnbilder sind fast die nämlichen, als bei uns, und da in der Natur der Dinge nichts ist, was dies Zusammentreffen bestimmt haben könnte, so muß es, gleich der Ordnung der Wochentage, die Folge irgend einer frühen, unbekannten Communication sein [1].« Aus diesem überraschenden Umstande schloß Montucla, der Geschichtschreiber der mathematischen Wissenschaften, daß der indische Zodiacus von den Griechen entlehnt sei, und bei der Nachbarschaft des griechischen Reichs in Bactrien, so wie bei den Berührungen der Inder mit den Arabern und Persern ist es klar, wie leicht die Kenntniß der griechischen Astronomie bis Indien gelangen konnte. W. Jones kehrt das Verhältniß um, daß die indische Ekliptik von den Griechen angenommen sei; er behauptet, daß sie von den Chaldäern herstammte [2]. Allein dies läuft zuletzt auf das Nämliche hinaus [3].

[1]) *Playfair*. Trans. R. S. E. II, 140 — 41. Vergl. *Colebrooke*, on the Indian and Arab. divisions of the Zodiac, As. Res. IX, 323, 376.

[2]) As. Res. II, 289.

[3]) Die Eintheilung des Zodiacus unter den Birmanen sowohl als Brahminen, gleicht der unsrigen ursprünglich chaldäischen. „Mein Freund Sangermano gab Capt. Symes ein silbernes Becken, auf welchem die zwölf Sternbilder in erhabener Arbeit abgebildet waren. Er vermuthete, meiner Meinung nach, mit Recht, daß die Birmanen diesen Zodiacus von Chaldäa überkommen hatten durch Vermittelung der Brahminen. Ich finde, daß diese Vermuthung unterstützt wird von Jones in den As. Res. II, 306. Beide indessen, fürchte ich, werden den Zorn der Brahminen auf sich laden, welche immer zu stolz gewesen sind, sich von einer Nation belehren zu lassen, welche die Vedas nicht kannte. Daß sie zu stolz sein werden, ihre Verpflichtungen einzugestehen, bezweifle ich nicht; daß sie ihn jedoch von den Chaldäern angenommen haben, welche die Vedas nicht kannten, hat Jones selbst bewiesen. Wie konnte aber dieser den Gründen Montucla's das spöttische Lachen stumpfer Pandits entgegensetzen, wenn dieser Gelehrte behauptete, daß die Hindus von Griechen und Arabern astronomische Kenntnisse empfangen haben? (As. Res. II, 303, 289.) Der Ausdruck der Brahminen, welchen er als Beweis anführt, nämlich: „daß keine niedere Creatur niedriger sein kann, als ein Yavan oder Grieche, beweist nur ihre elende Ignoranz und widrige Illiberalität.“ *Buchanan*, As. Res. VI, 204. Bei diesem Stolze, der es verschmäht, sich belehren zu lassen (das echte Zeichen der Barbarei), ist noch zu bemerken, daß Seleukos mit Sandrakottos durch ein Ehebündniß verwandt war, bei den Hindus das allerheiligste Band. „Ueber diese Schwierigkeit,“ sagt Wilford, „befragte ich die Pundits zu Benares

Zu einer Zeit zeigte sich ein Bestreben, die Kenntnisse der Hindus in der reinen Mathematik sehr hoch zu setzen.

Die indischen Astronomen haben eine sehr passende, selbst

und erhielt von Allen die nämliche Antwort, nämlich, daß zur Zeit Chandragupta's die Yavanas sehr geachtet und selbst als eine Art Hindus betrachtet wurden." **As. Res. V, 286.** Was konnte die Brahminen in dieser Zeit hindern, von den Griechen Astronomie zu lernen? Wilford behauptet, daß im Alterthum ein großer Verkehr stattfand zwischen den Hindus und dem Westen. Sir William scheint dies wenig bekannt gewesen zu sein. Sueton (vit. Octav.) berichtet, daß die Inder Gesandte an den Augustus sandten. In Syrien kam zu ihm eine Gesandtschaft des Königs Porus, wie er genannt wird, mit einem Schreiben in griechischen Charakteren, welches, wie üblich, eine hyperbolische Beschreibung von der Größe des Monarchen enthielt. *Strab.* **XV, p. 663.** Unter den Gesandten war ein Brahmin, welcher Augustus nach Athen folgte und sich daselbst verbrannte. S. daselbst und *Dio Cass.* **LIII, p. 527.** Eine andere glänzende Gesandtschaft kam an Constantin. *Cedreni* **Annal. p. 242 ed. Basil. 1566.** *Maurice* **Hist. III, 125.** „Ich habe lange eine Vermuthung mit mir herumgetragen," sagt Gibbon **VII, 294.**, „daß alle scythische und einige, vielleicht ein großer Theil der indischen Bildung von den Griechen Bactriana's herstammte." Eine Bestätigung dieser wichtigen Vermuthung fand Lord Macartney und sein Gefolge in China, welche entdeckten, daß die in Peking und Nanking vorhandenen mathematischen Instrumente nicht für die geographische Breite dieser Oerter berechnet waren, sondern für den 37sten Breitengrad, die Lage von Balk oder Bactrien; *Barrow's* **China p. 289.** Die Gewißheit des Umstandes, daß nicht lange nach der apostolischen Zeit eine christliche Kirche in Indien existirte, ist ein Beweis, daß die Hindus die Mittel hatten, von den Griechen zu lernen. — Durch **Dr.** Buchanan erfahren wir folgenden sehr wichtigen Umstand. Der größte Theil der bengalischen Manuscripte muß wegen der Schlechtigkeit des Papiers wenigstens alle zehn Jahre abgeschrieben werden, indem sie wegen des Klima's sich nicht länger erhalten, und der Verdacht ist gegründet, daß jeder Copist dabei Alles, was er etwa entdeckt, einschiebt, indem er den unmittelbaren Ruhm der Gelehrsamkeit dem großen, ergiebigen Berufe seiner Secte zum Opfer bringt, die Menge zu täuschen. **As. Res. VI, 174.** Anquetil Duperron, welcher schon sehr früh eine Uebersiedlung griechischer Wissenschaft nach Indien annahm, beharrte bei dieser Meinung bis an sein Ende. S. **Recherches hist. et phil. sur l'Inde.** Er sagt zu der französischen Uebersetzung der Reisen des Pater Paulini **III, 442: „N'est il pas avoué que de tout temps, sans conquête, avec conquête, par terre comme par mer, l'Asie, l'Inde et l'Europe, ont eu des relations plus ou moins actives; que les savans, les sages de ces contrées se sont visités,**

sinnreiche Weise der Entwerfung von Approximationstabellen. »Allein,« sagt Professor Leslie, »völlig unbekannt mit den Gründen dieser Operation, begnügen sich diese elenden Rechner damit, blindlings einer sclavischen Routine zu folgen. Die Brahminen müssen deßhalb diese Kenntniß von einem höher gebildeten Volke von kühnerem, schöpferischerem Genius erhalten haben. Trotz allen Behauptungen dieser passiven Raçe hat ihre Kenntniß der trigonometrischen Rechnung keinen Anspruch auf ein hohes Alterthum. Wahrscheinlich kam sie vor dem Wiedererwachen der Wissenschaften in Europa mit der Fluth der Eroberung nach dem Osten. Die Eingebornen Hindostans mochten ihre Belehrung von den persischen Astronomen empfangen, welche selbst von den Griechen in Constantinopel unterwiesen waren und durch die Bildung und Liberalität ihrer arabischen Eroberer zu diesen wissenschaftlichen Forschungen angeregt wurden [1]).«

ont pu se faire part de leurs découvertes, et qu'il n'est pas hors de vraisemblance que quelques-uns auront fait usage dans leurs livres, même sans en avertir, des nouvelles lumières qu'ils avaient reçues de l'étranger? De nos jours, le Rajah d'Amber, dans ses ouvrages astronomiques, parle des tables *de la Hire*. Le Rajah Djessingue aura profité des leçons du P. *Boudier*, qu'il avait appelé auprès de lui. Si l'astronome Brahme, avec lequel M. *Le Gentil* a travaillé à Pondicherri, écrit sur l'astronomie, sans abandonnner le fond de ses principes, du système Indien, il adoptera des pratiques qu'il aura remarquées dans son disciple, calculera, quoique Indou, à la Française, et donnera comme de lui, du pays, des resultats réellement tirés de ses rapports avec l'astronomie Française. Nier ces probabilités, c'est ne pas connaître les hommes.“ — „Il y a différentes époques dans les sciences Indiennes, dans la mythologie, les opinions religieuses de cette contrée. Les Indiens ont reçu ou imprunté diverses connaisances des Arabes, des Perses en tel temps; des Grecs dans tel autre.“ Daſ. 451.

[1]) **Elements of Geometry etc. by *J. Leslie*, prof. of moral philos. in the univers. of Edinb., not. 34.** Alles, was zu Gunsten der indischen Mathematik gesagt werden kann, ist sachkundig zusammengestellt von W. Wallace, Professor der Mathematik zu Edinburgh. „Die Forschungen der Gelehrten haben in Indien astronomische Tafeln aufgefunden, welche nach geometrischen Grundsätzen entworfen sein müssen, deren Alter jedoch durchaus nicht sicher bestimmt werden kann. Einige sind der Meinung, daß sie nach Beobachtungen einer sehr entfernten Zeit gemacht

Unter andern Erfindungen, deren Ehre für die Hindus angesprochen worden ist, ist auch die der Zahlencharaktere. Ob die bei den Hindus üblichen Zeichen so eigenthümlich sind, um eine besondere Erfindung wahrscheinlich zu machen, oder ob das Gegentheil wahrscheinlicher ist, sind Fragen, welche bei der Bestimmung

seien, nicht weniger als 3000 Jahre vor der christlichen Aera, und ist diese Ansicht begründet, so muß die Geometrie in Indien lange vor der Periode ihrer Entstehung im Westen schon in einer bedeutenden Ausdehnung angebaut worden sein, so daß viele ihrer Elementarsätze von Indien nach Griechenland gebracht sein können. Die Hindus haben ein Werk, den Surya Sidhanta, welches sich selbst als eine himmlische Offenbarung giebt, mitgetheilt dem Meya, einem großen Heiligen, vor vier Millionen Jahren. Allein diesen fabelhaften Ursprung bei Seite gesetzt, so hat man ihm ein hohes Alter beigelegt und seine Abfassung auf nicht weniger als 2000 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung zurückdatirt. Unterwebt mit vielen Absurditäten enthält dies Buch ein rationelles System der Trigonometrie, welches durchaus von dem zuerst in Griechenland oder Arabien bekannten, abweicht. In der That gründet es sich auf einen geometrischen Lehrsatz, der den europäischen Geometern nicht bekannt war vor der Zeit Vieta's, etwa vor 200 Jahren. Dann wird darin der den Griechen unbekannte Sinus des Bogens angewandt, da diese nur die Sehne des doppelten Bogens kannten. Die Erfindung des Sinus hat man den Arabern zugeschrieben; allein es ist auch möglich, daß sie diese Vervollkommnung der Trigonometrie sowohl als die Zahlenzeichen aus Indien erhielten." **Edinb. Encycl., art. Geometry p. 191.** Das einzige hier behauptete Factum, welches für die Frage über die indische Civilisation in Betracht kommt, ist ihre Anwendung der Sinus des Bogens statt der Sehnen der doppelten Bogen. Angenommen, daß sie diese Methode erfanden, so beweist dies nichts weiter, als was Jedermann glaubt, daß die Hindus früh einige Schritte thaten zur Civilisation und sich mit metaphysischen und mathematischen Speculationen beschäftigten, zu welchen ein halbbarbarisches Volk stark inclinirt. Die Araber waren nie mehr, als halbe Barbaren. Die Griechen waren es nicht weniger in der frühen Zeit, als sie mit den Elementarsätzen der Geometrie bekannt wurden. Wenn Griechen oder Araber in halber Barbarei jene Rechnungsweise erfanden, warum sollten die Hindus nicht ebenfalls als halbe Barbaren die Rechnungsweise mit den Sinus des Bogens erfinden? Vorausgesetzt nämlich, daß die trigonometrische Anwendung der Sinus und die Elementarsätze, worauf sie beruhen, wirklich ursprünglich ist. Dies ist aber durchaus nicht genügend dargethan, wenn es nur daraus gefolgert wird, daß die Griechen die Sehne anwandten, und es wird nur die Möglichkeit behauptet, daß die Araber ihre Kenntniß von den Hindus erhalten hätten.

des Gehalts und Grades ihrer Civilisation nicht von Gewicht sind. »Die Erfindung numerischer Charaktere,« sagt Goguet, »muß sehr alt sein. Denn, wenn auch Feuersteine, Kiesel, Getreidekörner u. s. w. genügten, um arithmetische Berechnungen zu machen, so konnte man sich damit die Resultate der Berechnungen nicht aufbewahren. Es war aber bei vielen Gelegenheiten nothwendig, das Ergebniß arithmetischer Operationen aufzubewahren, und deßhalb war es sehr früh nothwendig, Zeichen zu diesem Zwecke zu erfinden [1]).«

Unter diesen Motiven wird ein Volk, welches mit einem andern, mit den numerischen Zeichen schon bekannten Volke Berührungen hat, dieselben annehmen; ein von solchem Verkehre abgeschlossenes Volk wird durch das Bedürfniß gezwungen, sie zu erfinden. Die weit schwierigern alphabetischen Zeichen wurden in der Urzeit des socialen Lebens erfunden; mit der Erfindung der arithmetischen Charaktere ist deshalb kein sicherer Beweis von Civilisation gewonnen. Die europäischen Zahlenzeichen, welche von den Arabern stammen, sind eigentlich hieroglyphisch. Goguet sagt: »Aus den erhaltenen mexicanischen Monumenten geht hervor, daß dies Volk Hieroglyphen hatte als Buchstaben und Zahlenzeichen.« Derselbe sagt im Allgemeinen: »Der Ursprung der Ziffern oder numerischen Charaktere verliert sich in der Hieroglyphenschrift. Bis diesen Tag sind die arabischen Ziffern wirkliche Hieroglyphen und bezeichnen nicht Worte, sondern Dinge. Deßhalb bringen diese Charaktere, wenn auch die Nationen, welche sich ihrer bedienen, verschiedene Sprachen reden, doch die Vorstellungen derselben Zahlen im Geiste aller hervor [2]).«

Die Algebra, welche aus Arabien nach Europa kam, konnte, sagt man, aus Indien stammen. Arabische Schriftsteller versichern, im Jahre 959 sei ein arabischer Mathematiker nach Indien gegangen, dort Belehrung zu suchen. Es ist damit nicht gesagt, daß er sie fand. Es ist klar, daß auf diesen Grund kein sicherer

[1]) **Origin of Laws. I, 221.**

[2]) **Or. of Laws. I, 224.** Gilchrist macht es sehr wahrscheinlich, daß nicht nur die Ziffern, sondern auch die Buchstaben des Alphabets Hieroglyphen sind. **Philos. Etymology, p. 23.**

Schluß gebaut werden kann. Wäre aber auch erwiesen, daß die algebraische Rechnung aus Indien kam, so beweis't eine Erfindung, welche die Araber machen konnten, keine große Civilisation, wo sie auch gemacht wurde. Und die Gestalt, in welcher sie aus Arabien kam, überhebt uns schon der Untersuchung. Sie wird kurz und bündig von Playfair beschrieben. »Die Charaktere, wie sie aus Arabien kamen, sind reine Abbreviaturen von Worten. So ist die erste Gestalt der Algebra weiter nichts, als eine Art Abbreviaturenschrift, eine Abkürzung der gewöhnlichen Sprache, auf die Lösung arithmetischer Probleme angewandt. Es war eine Erfindung bloß zu dem Zwecke, Mühe zu sparen.« [1])

Die Bücher der Hindus sind voll vom Preise der Gelehrsamkeit. Die Liebe und Bewunderung der Wissenschaft ist ein Zeichen von Bildung und Gesittung; allein diese Lobsprüche in den Büchern der Hindus beweisen nicht, daß viel vorhanden war, was Bewunderung verdiente. Der unbegrenzte Einfluß der Brahminen hing großen Theils von der Geltendmachung ihrer Gelehrsamkeit ab, welche sie als ein ausschließliches Recht sich vorbehielten. Es lag daher in ihrem Interesse, das Ansehen derselben, also ihr eigenes, auf jede Weise aufrecht zu erhalten. Betrachten wir jedoch die Kenntnisse und Leistungen, welchen die meisten dieser Lobeserhebungen gelten, so kann unser Urtheil über ihre Gelehrsamkeit und die Motive, welche den Anpreisungen derselben

[1]) Second dissertation, supplement to the Encyclopedia Brit., p. 12. Es ist zu bemerken, daß Diophantus, ein griechischer Mathematiker zu Alexandrien um 150 n. Chr., eine ähnliche Methode anwandte. „Die von ihm gelösten Aufgaben," sagt Playfair S. 13, „sind von bedeutender Schwierigkeit. Der Ausdruck ist eine Abkürzung der gewöhnlichen Sprache mit Hülfe einiger Zeichen." In einem Codex des Diophantus, welchen Bombelli in der vaticanischen Bibliothek sah, werden nach seinem Berichte häufig indische Autoren citirt. In dem Werke des Diophantus, welches etwa 3 Jahre nach der Zeit, da Bombelli schrieb, edirt wurde, findet sich jedoch nichts hiervon, und außerdem ist nichts von Diophantus bekannt. Außerdem ist zu bedenken, daß die Griechen das Wort *indisch* in einem sehr ausgedehnten Sinne gebrauchten. Sie gebrauchten es nicht nur von den Völkern jenseit des Indus, sondern auch von einem Volke am Pontus Euxinus, von einem Volke in Aethiopien, überhaupt von den Völkern des Ostens. Diophantus konnte recht gut die Araber selbst so nennen. S. den Anfang II. am Schlusse des Capitels.

zu Grunde lagen, nicht zweifelhaft sein. Die Vedas lesen zu können, war das allerhöchste Verdienst; sie wirklich gelesen zu haben, erhob den Schüler über alle Sterblichen. »Ein Priester,« sagt der heilige Text Menu's, »welcher gegangen ist durch den ganzen Veda ist gleich einem Könige der ganzen Welt.« [1]) Der

[1]) Ges. Menu's IX, 245. „Seit der Zeit Halheds und Sir W. Jones ist die Existenz kostbarer Manuscripte der Sanscritgelehrsamkeit wie der Chorus eines Volksliedes von Autor zu Autor wiedergehallt; welche, obgleich nichts vom Sanscrit verstehend, doch eine augenscheinlich vague Vermuthung mit dem Stempel der Glaubwürdigkeit versahen; denn was haben wir bis jetzt gesehen, das diese übertriebenen Lobsprüche rechtfertigte?“ *Scott Waring*, Tour to Sheeraz, p. 5. Wilford, welcher unter den Europäern wohl die genauste Kenntniß der Puranas hat, spricht von ihnen mit wenig Achtung. Er äußert sich über „die unwissenden Compilatoren der Puranas, welche diese heterogene Masse ohne Methode und ohne das geringste Urtheil zusammengeworfen haben.“ As. Res. VI, 471. Bernier, welcher unter allen Europäern die günstigste Gelegenheit hatte, die gegenwärtigen wirklichen Leistungen der Brahminen zu beobachten, welcher mit Schärfe und Umsicht beobachtete, und zwar, ehe sich eine Theorie hatte bilden können, also noch ganz unbefangen, sagt: Après le Purane quelques-uns se jettent dans la philosophie ou certainement ils réussissent bien peu; — je l'ai dejà dit, ils sont d'une humeur lente et paresseuse, et ne sont point animé dans l'espérance de parvenir à quelque chose par leur étude.“ Suite des Mém. sur l'emp. du Grand Mogol, I, 184. „Leurs plus fameux Pendets,“ sagt er, „me semblent très-ignorans.“ Das. 185. Ueber ihre kosmogonischen Meinungen sagt er: „Il y en a aussi qui veulent que la lumière et les ténèbres soient les premiers principes, et disent là-dessus mille choses à vue de pays sans ordre ni suite, et apportent de longues raisons *qui ne sentent nullement la philosophie*, mais souvent la façon ordinaire de parler du peuple.“ Das. 187. Obgleich die Hindus aus religiösem Bedenken nie sich mit Anatomie befassen, so behaupten sie doch höchst zuversichtlich, anatomische Kenntnisse zu haben. „Ils ne laissent pas d'assurer qu'il y a cinq mille veines dans l'homme, ni plus ni moins, comme s'ils les avaient bien comptées.“ Das. p. 190. Nach einer Musterung ihres ganzen Wissens, welche auch bei den bestunterrichteten Beobachtern unsrer Zeit als ein treffender Umriß gelten würde, setzt er hinzu: „Toutes ces grandes impertinences que je viens de vous raconter m'ont souvent fait dire en moi-même, que si ce sont là les fameuses sciences de ces anciens Bragmanes des Indes, il faut qu'il y ait eu bien de monde trompé dans les grandes idées qu'on en a conçues.“ Das. 193.

wahre Werth der Wissenschaft konnte wenig verstanden werden, wo Handlungen dieser Art eine solche Bedeutung beigelegt wurde.

„Eine Zeitlang waren durch die Anpreisungen der indischen Schriftwerke sehr unrichtige Vorstellungen allgemein geworden. Zuerst wurden dieselben von Seiten ihres Alterthums weit über die christlichen Religionsurkunden hinausgerückt; die Schriften Mosis nannte man von gestern in Vergleich zu denen der Bramhŭns. Dann betrachtete man den Inhalt dieser Bücher mit der größten Ehrfurcht; die ursprüngliche Religion, wurde gesagt, enthielte die erhabensten Lehren und prägte die reinste Moralität ein. Wir wurden angewiesen, den strengsten Unterschied zu machen zwischen der alten und neuern Religion der Hindus; denn die Apologisten des Hinduismus liebten nicht, daß man ihn nach dem gegenwärtigen Augenscheine beurtheilen sollte. Einige suchten uns zu überreden, die Hindoos wären gar keine Götzenanbeter, denn sie behaupteten die Einheit Gottes; da sie doch das Werk ihrer eigenen Hände als Gott verehrten und die Zahl ihrer Götter 330,000,000 war. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Einheit Gottes ein Gedanke der Philosophen aller Zeiten gewesen ist, und daß sie verstanden wissen wollten, sie verehrten den einen Gott, mochten sie nun vor dem Bilde des Moloch, Jupiter oder Kali sich beugen; allein die Menschen haben immer geschlossen, daß der, welcher ein Bild anbetet, ein Götzendiener sei, und ich meine, sie werden immer so denken, wenn nicht in dieser Zeit der Vernunft etwa dem gesunden Menschenverstande die Thür gewiesen werden sollte. — Jetzt hat jedoch die Welt einige Mittel erhalten, über die Ansprüche der Hindooschriften sowohl hinsichtlich ihres Alters, als ihres Werths zu urtheilen. Colebrooke's Versuch über die Védŭs und seine andern wichtigen Uebersetzungen, der Bhŭgŭvŭt Gēēta von Wilkins, die Uebersetzung des Ramayŭnŭ, mehrere schätzbare Papiere in den **Asiatic Researches** nebst andern Uebersetzungen verschiedener Sŭngskritŭ-Gelehrten haben ein helles Licht hierüber verbreitet, und dieses Licht ist noch täglich im Wachsen. Viele Dinge erscheinen schön in der Entfernung und durch einen Nebel; wenn man aber hinzugeht und der Nebel fällt, so lacht man der Täuschung. Dies ist genau der Fall mit diesen Büchern und diesem Systeme der Götzendienerei. Weil das Publicum aus Mangel an Vertrautheit mit dem Gegenstande den Zeitpunkt nicht ermitteln konnte, wann die Shastrŭs der Hindoos geschrieben sind, so glaubte man den Behauptungen der Bramhŭns und ihrer Freunde, ihr Alter sei unergründlich.“ **Ward on the Hindoos, introd., p. 99.** „Es ist bei näherer Bekanntschaft kaum eine Seite im Hinduismus, woran der Gelehrte Gefallen finden oder welche der Wohlgesinnte billigen könnte; und ich bin völlig überzeugt, daß hierüber bald nur eine Stimme sein wird, und zwar, daß das indische System jünger ist, als das ägyptische, und daß es das kindischste, schmu-

Die Hindus haben Erziehungsanstalten, und die Brahminen unterweisen in der Kunst des Lesens und Schreibens, indem sie die Charaktere mit einer Ruthe auf Sand schreiben. [1]) Wie weit diese elementare Bildung verbreitet ist, ist uns noch wenig oder gar nicht bekannt. Es zeugt dies von dem Mangel an Einsicht und Interesse, mit welchem unsre Landsleute in Indien die eingeborne Bevölkerung betrachten. Die Beamten, welche auf die Anfragen der Regierung im J. 1801 über den Sittenzustand des Volkes Bericht erstatteten, schilderten den Zustand des Erziehungswesens in allgemeinen Ausdrücken als im höchsten Grade beklagenswerth. Hr. J. Stracey, Friedensrichter von Momensing, sagt: »das gemeine Volk ist ganz unwissend.« Hr. Paterson, Friedensrichter von Dacca Jelalpore, räth zu einer völligen Umänderung des Erziehungswesens, wo überhaupt eine Erziehung zu finden sei; setzt aber hinzu, daß die große Masse des niedern Volks buchstäblich gar keine Erziehung habe. Die Richter des Districts- und Appellationsgerichts von Moorshedabad gaben ein: »Der moralische Charakter eines Volks kann nur durch Erziehung gebessert werden. Aller Unterricht ist dem armen Arbeiter verschlossen, dessen eigne Noth den Beistand seiner Kinder verlangt, sobald ihre

tigste, blutigste System der Idololatrie ist, welches je auf Erden bestand.“ Das. 103.

[1]) Anquetil Duperron, welcher eine Nacht in einem Mahrattadorfe, etwas nördlich von Poona, im Hause eines Schulmeisters zubrachte, entwirft eine komische Schilderung von der Unterrichtsscene. „Die Schüler, in zwei Reihen auf ihren Fersen kauernd, malten mit den Fingern die Buchstaben oder Wörter auf schwarze, mit weißem Sande bestreute Tafeln; andre lasen die Namen der Buchstaben laut ab wie Wörter. Die Inder sagen nämlich nicht wie wir **a, b, c,** sondern — **Avam, Banam, Kanam.** Der Schulmeister beschäftigte sich während der halben Stunde, so lange die Classe noch währte, damit, mit einer langen Ruthe den nackten Rücken der armen Kinder zu bearbeiten. In Asien ist dies nämlich der Theil, welcher zahlen muß; der Theil, welchen unsre Schulmeister ihrer Rache opfern, wird geschont wegen einer in diesen Gegenden leider sehr verbreiteten Leidenschaft. Ich hätte mich gern mit dem mahrattischen Herrn Scholarchen unterhalten, oder wenigstens ein Alphabet von seiner Hand zu erhalten gewünscht; allein seine Amtswürde gestattete ihm nicht, meinen Höflichkeiten Beachtung zu schenken.“ *Zendav.* **disc. prel. p. 230.**

zarten Glieder der geringsten Arbeit fähig sind. Bei der mittleren Classe von Handelsleuten, Handwerkern, Krämern hört die Erziehung auf mit dem zehnten Jahre und erstreckt sich nie weiter, als auf Lesen, Schreiben (eine kaum lesbare Hand, auf Pisangblätter) und die einfachsten Regeln der Arithmetik.« [1]) Allein wären auch die indischen Erziehungsanstalten weit vollkommner, als sie je gewesen zu sein scheinen, so wäre dies dennoch ein sehr ungenügender Grund, um daraus auf einen hohen Civilisationsstand zu schließen. Weit vollkommnere, künstlichere Erziehungsanstalten, als die der Hindus, finden wir in der Kindheit der Civilisation. Unter den Türken sind Anstalten und Schulen in aufsteigender Ordnung für die verschiedenen Unterrichtsstufen. [2]) Und fast bei keiner Nation scheint die Erziehung mehr die Sorge der Regierung beschäftigt zu haben, als bei den Amerikanern in Mexico und Peru. [3])

[1]) **Papers on India Affairs, n. III, ordered to be printed by the House of Comm. 30. Apr. 1813.**

[2]) „Es waren um diese Zeit (die Zeit Aliverdi's, Nabobs von Bengalen) zu Azimabad viele Personen, welche Wissenschaften und Gelehrsamkeit liebten und sich ein Geschäft machten, zu lehren und gelehrt zu werden; und ich erinnere mich, in dieser Stadt und Gegend allein 9 oder 10 namhafte Professoren und 3 oder 400 Schüler gesehen zu haben; woraus man schließen mag auf die Zahl derer, welche in den großen Städten und den entlegnern Districten sein mußten.“ **Seer Mutakhareen, I. 705, 4to. Calcutta 1789. NB.** Hier ist nur von den Muselmännern in Bengalen die Rede. Der Uebersetzer sagt in der Note: „Der Leser hat alle diese Studenten und alle diese Ausdrücke im gehörigen Sinne zu nehmen; ihr einziges Studium war der Koran und seine Commentare; dies ist dem Mahomedaner seine Religion und Gesetz.“ Ein Wink, wie wir sie sonst nicht gewohnt sind von unsern Führern in der indischen Literatur. Vgl. oben die Bemerkungen Volney's. Chardin, der die Perser zu seinem Steckenpferde gemacht hatte, wie Jones die Hindus, sagt freilich: „**Le génie des Persans est porté aux sciences, plus qu'à toute autre profession; et l'on peut dire que les Persans y réussissent si bien, que ce sont, après les Chrétiens-Européens, les plus savans peuples du monde.... Ils envoyent les enfans aux collèges, et les élèvent aux lettres autant que leurs moyens le peuvent permettre.**“ **Voy. en Perse III, 130.** Er setzt hinzu, daß Schulen in großer Anzahl durch Persien vertheilt und höhere Lehranstalten sehr zahlreich sind.

[3]) „Inca Roca wurde genannt als der Erste, welcher Schulen in Cozco

Als Probe der thörichten Leichtgläubigkeit, welcher man eine Zeitlang in Allem, was Indien betraf, huldigte, müssen wir noch eine Angabe Sir W. Jones erwähnen. Er theilt uns nämlich ganz ernstlich und gläubig mit, er habe von einem Philosophen gehört, »dessen Werke, wie erzählt wurde, ein Weltsystem enthielten, welches sich auf das Princip der Attraction und die Centralität der Sonne gründete.« [1]) Dies erinnert an das Bestreben vieler Bewunderer der altclassischen Literatur, und unter diesen eines Mannes wenigstens von keineswegs schwachem oder leichtgläubigem Geiste, die Entdeckungen der modernen Philosophie in den Schriften der Classiker finden zu wollen. Middleton in seinem Leben Cicero's sagt: »Viele der Hauptgrundsätze der modernen Philosophie, welche für originale Entdeckungen unserer Zeit galten,

errichtete, in welchen die Amautas unterrichteten in solchen Dingen, die geeignet waren, den Geist der Incas, der Fürsten und des hohen Adels zu bilden. Nicht, daß sie auf schriftlichem Wege unterrichteten, denn noch hatten sie diese Kenntniß nicht erlangt, sondern allein auf praktische Art und durch tägliche Unterredungen. Ihre andern Lehrzweige waren über Religion und über die Gründe und Weisheit, worauf ihre Gesetze beruhten, und über die Anzahl und wichtige Auslegung derselben; denn auf diesem Wege lernten sie die Kunst der Regierung und militairischen Ordnung; sie unterschieden die Zeiten und Eintheilungen des Jahrs, und durch Lesen ihrer Knoten lernten sie die Geschichte und Thaten der vergangnen Zeiten. Sie übten sich in schöner, geschmückter Rede und erhielten Regeln und Weisungen für die Verwaltung ihres Hauswesens. Diese Amautas, welche Philosophen waren und in hoher Achtung standen, lehrten auch Einiges von Poesie, Musik, Philosophie, Astrologie" u. s. w. *Garcilasso*, IV, c. 19. Derselbe Inca gab auch eine Verordnung, welche Vielen unter uns sehr weise dünken wird: „Er ordnete an, daß die Kinder des gemeinen Volks nicht in den höhern Künsten und Wissenschaften unterrichtet werden sollten, indem dies nur diente, sie stolz, eingebildet und unlenkbar zu machen; sondern solche Bildung sollte allein ein Vorrecht des Adels sein, um ihn in der Achtung zu heben und zum Dienste des gemeinen Besten fähig zu machen." Das. „Nichts bewundere ich mehr," sagt *Acosta* VI, c. 27, „und halte es der Erwähnung und Aufzeichnung würdiger, als die Ordnung und Sorgfalt, womit die Mexicaner ihre Jugend auferzogen." Er erzählt, daß sie in ihren Tempeln Schulen hatten und Lehrer unterhielten, um den Jüngling zu unterrichten „in allen lobenswerthen Uebungen, im guten Betragen" u. s. w.

[1]) As. Res. I, 430. IV, 169.

sind nur die wiederaufgelebten Gedanken der Alten und schon von mehreren der frühsten Philosophen, welche wir in der Geschichte kennen, aufgestellt worden, z. B. die Bewegung der Erde, die Antipoden, das Vacuum, die allgemeine Gravitation oder Attractionskraft der Materie, wodurch die Welt in ihrer gegenwärtigen Gestalt und Ordnung gehalten wird.« [1]) Es ist ein wohlbekanntes Kunststück der Brahminen, welche nie zugeben würden, daß irgend ein Wissen ist, womit sie unbekannt wären, oder welches nicht in einem ihrer Bücher stände, den unbestimmten, gedankenlosen Phrasen ihrer Bücher alle die Ideen unterzuschieben, auf welche sie Werth gelegt sehen, oder selbst dieser Lieblingsneigung zu Gefallen zu interpoliren. [2]) So war es höchst natürlich, daß

[1]) *Middleton's* **Life of Cicero, s. 12.** Starke Verbreitung fand ein gelehrtes Werk von Dutens, einem Geistlichen der englischen Kirche, welcher beweisen wollte, daß alle Entdeckungen der neuern Zeiten in Künsten und Wissenschaften schon in den Schriften der Alten klar und deutlich anzutreffen seien.

[2]) Anquetil Duperron giebt einen merkwürdigen Belag hierzu. Die Brahminen verschmähen es nicht, selbst ihre heiligen Urkunden durch Fälschung den europäischen Ideen zu accommodiren. „Hätte ich nicht gewußt, daß der Anfang des Amerkosh die Beschreibung des Lingam enthält, so hätte ich unmöglich entdecken können, daß meine Brahminen, welche den Schleier ihrer Mysterien nicht lüften wollten, mehr paraphrasirten und bemäntelten, als übersetzten.“ **Zendav. disc. prel. I, 369.** Buchanan fand allgemein das Bestreben, ihn in ihren Nachrichten sowohl über ihre Religion, als ihre Geschichte zu hintergehen. **Journey II, 76, 79—80.** „Fragt man die Brahminen nach Daten und Autoritäten, so sagen sie, sie müßten ihre Bücher befragen, was leicht geschehen konnte; allein wenn ich meinen Dolmetscher sende, der auch ein Brahmin ist, um die Angaben zu citiren, so geben sie vor, ihre Bücher seien verloren gegangen.“ Das. **I, 335.** Alle Nachrichten, welche man von Brahminen erhält, weichen gewöhnlich sehr ab nach den verschiedenen Berichterstattern. S. das. **II, 306.** Die Erzählung eines Betrugs, welchen die Pundits dem Capt. Wilford spielten, s. bei Lord Teignmouth in der Einleitung zum Leben Jones; ebenfalls bei Wilford selbst. **As. Res. VIII, 253.** — In seinem Briefwechsel sagt Jones einmal: „Ich ertrage es nicht länger, der Gnade dieser Pundits preisgegeben zu sein, welche das indische Recht ausgeben, wie es ihnen gefällt, und ohne Umstände es selbst machen, wo sie es nicht gleich fertig finden.“ **Life of Sir *W. Jones* by Lord *Teignmouth*, 4to. p. 307.** Obrist Wilkes beschuldigt den indischen Verfasser der Digesten des indischen Rechts, welche Coolebrooke übersetzt

Sir W. Jones, dessen Pundits mit den europäischen Ansichten über das Weltsystem nicht unbekannt waren, von ihnen zu hören bekam, dies Alles stände schon in ihren Büchern; das Wunder war nur, daß er ihnen ohne Weiteres glaubte. [1])

hat, ein falsches Rechtsprincip statt des ächten substituirt zu haben „rein aus Höflichkeit und Respect vor den höhern Orts geltenden Ansichten, wie sie den Eingebornen Indiens eigenthümlich sind.“ **Hist. Sketches, p. 116.**

[1]) Beweise, wie die, welche sie ihm auftischten, hatte er auch haben können, z. B. dafür, daß Plato den Umlauf des Bluts gekannt hätte; er gebraucht nämlich von diesem Fluidum den Ausdruck περιαγεσθαι, d. h. umgetrieben werden. — Es ist zu bemerken, daß der Philosoph, von welchem Jones hörte, und dessen Werke so wichtige Entdeckungen enthalten sollten, Yavan Acharya hieß, d. i. Heide oder Grieche. Nach der Beweisart Jones könnten wir glauben, daß die Griechen Newton anticipirten. Als Copernicus, unbefriedigt mit der erhaltenen Erklärung der Bewegung der Himmelskörper, damit umging, ein neues Himmelssystem zu entdecken, werden wir berichtet, „prüfte er alle die dunkeln Traditionen von allen andern Hypothesen, welche die Alten aufgestellt hatten. Er fand in Plutarch, daß mehrere alte Pythagoräer die Erde sich vorgestellt hatten als im Mittelpunkte des Universums sich drehend wie ein Rad um ihre eigne Achse; und daß Andre aus derselben Schule sie aus dem Centrum entfernt und vorgestellt hatten als sich drehend in der Ekliptik gleich einem Sterne um das Centralfeuer. Unter diesem Centralfeuer verstanden sie nach seiner Vermuthung die Sonne,“ u. s. w. **Dr. *Ad. Smith*, Essay on hist. astron. 51.** Wir konnten beweisen, daß Parmenides eine richtige Vorstellung hatte von der Gestalt der Erde. Nach Plato's Erzählung lehrte er, das Weltall sei

Einer Kugel gleich ringsum gerundeter Wölbung,
Ueberall vom Mittelpunkt gleich weiter Entfernung,
Größer nicht noch schwächer. ***Plat.* Sophista, p. 171.**

Herodot erwähnt die Meinung eines Naturphilosophen seiner Zeit, welcher lehrte, der Ocean fließe rund um die Erde (ein kühner Schritt zur richtigen Vorstellung von ihrer Gestalt), *τον ωκεανον γην περι πασαν ρεειν*, **II, 22.** Dr. Vincent macht in Betreff der Kenntniß der Alten von der Kugelgestalt der Erde und dem Ausspruche Strabo's, daß nichts der Schifffahrt von Spanien nach Indien entgegenstände, als die Unermeßlichkeit des atlantischen Oceans, die Bemerkung: „Aristoteles scheint der Urheber dieser Vermuthung, wie noch vieles Außerordentlichen, was wir in den Kenntnissen der Alten finden. S. ***Bochart*, Phaleg. 169.** *Συναπτειν τον περι τας Ηρακλειους πηλας τοπον τω περι την Ινδικην*, die Gegenden um die Säulen des Herakles berühren die um Indien.

Dies ist noch ein näherer Schritt; doch beide Vermuthungen gründen sich auf die Vorstellung von der Erde als einer Kugel. — Aristoteles hat ebenfalls die Meinung der Pythagoräer aufbewahrt, welche die Sonne zum Mittelpunkte unsers Systems machten, mit Erde und Planeten um sie herum sich drehend; eine Hypothese, welche Copernicus adoptirte und Newton begründete. Ebenfalls Strabo, welcher die Himmelserscheinungen und die Gestalt der Erde den Mathematikern überließ, dachte sich doch die Erde als eine Kugel und beschreibt unser Sonnensystem ganz übereinstimmend mit der Theorie, welche später von Ptolomäus angenommen wurde; er verbindet aber damit eine ganz besondre Vorstellung von der Gravitation. *Σφαιροειδης μεν ὁ Κοσμος και ὁ Ουρανος. Ἡ ΡΟΠΗ δ'επι το μεσον των βαρεων..... ὁ δ'ουρανος περιφερεται περι τε αυτην και περι τον αξονα, απ' ανατολης επι δυσιν*, Erde und Himmel sind kugelförmig. Der Schwerpunkt ist gegen die Mitte der Last... Der Himmel dreht sich um denselben und um seine Achse vom Aufgange zum Niedergange. II, 110. Ein Weiteres lese man nach bei *Stobaeus*, tom. II, 25, ed. Heeren und Diogenes Laertius im Anaximander, Pythagoras und Zeno VII, 155." Periplus of the Erythraean Sea II, 517. — W. Jones erzählt uns in s. Disc. on the Hindu zodiac., daß der Pundit Ramachandra eine ganz richtige Vorstellung von der Gestalt der Erde hatte. Es war auch eine Lehre des ältern Hermes, die Erde sei eiförmig, daher die ovale Form vieler der ältesten ägyptischen Tempel. Die Erde wurde genannt Ei Brahma's. As. Res. I, 360. Ramachandra mochte auch wohl nur wieder erzählen, was er von W. Jones gelernt hatte. — Die Europäer werden endlich lernen, richtig über die Hindus zu denken. Buchanan sagt von den Brahminen: „Kein nützliches Wissen haben sie ihren Schülern überliefert; die Geschichte haben sie ausgelöscht; die Moralität haben sie erstickt; die Würde und Macht des Altars haben sie erhoben auf den Trümmern des Staats und der Rechte des Unterthanen." As. Res. VI, 166.

Anhang I.

Die Beweise für das Alterthum der indischen Astronomie.

Was in Europa über indische Astronomie bekannt ist, gründet sich hauptsächlich auf mehrere Partieen astronomischer Tafeln, welche zu verschiedenen Zeiten nach Europa gelangten. Alle diese Tafeln hängen offenbar mit einander zusammen; sie sind sämmtlich nach demselben Meridiane entworfen; die mittleren Bewegun-

gen sind in allen dieselben, und ihre Hauptepochen gehen alle durch Berechnung von einer Originalepoche aus. Die älteste der indischen Epochen ist auf das Jahr 3102 vor der christl. Zeitrechnung fixirt, als dem Anfange des Cali-yug. Bei der offenbaren gegenseitigen Beziehung der drei übrigen Epochen unter einander genügt es, nur noch die eine näher zu untersuchen, welche die wichtigste scheint. Sie ist von vergleichsweise jüngerem Datum und geht nicht weiter zurück als zum Jahre 1491 der christlichen Aera.

Bailly in seiner **Astronomie Indienne** hat zu beweisen gesucht, daß die ältere dieser beiden Epochen sich auf wirkliche Beobachtungen gründete; eine Behauptung, welche, wäre sie erwiesen, der indischen Astronomie das höchste Alterthum vindiciren würde. In einem Hefte der **Edinburgh Transactions** hat Playfair nach dem Vorgange Bailly's in klarer, gedrängter Uebersicht alle Argumente zu Gunsten dieser Behauptung zusammengefaßt. Laplace, der Einzige außer ihm, welcher seit Bailly's Werke von der indischen Astronomie Kenntniß genommen hat, tritt der Meinung seines akademischen Bruders nicht bei. In einer sehr kurzen Stelle seines **Système du monde** erklärt Laplace sich dahin, daß die alte Epoche der Brahminen fingirt sei zu dem Zwecke, alle Himmelsbewegungen von demselben Punkte des Zodiacus beginnen zu lassen; die Gründe, auf welche seine Meinung sich stützt, werden nur angedeutet. In dem Folgenden werden wir die Bemerkungen Laplace's stets im Auge behalten.

1. Gehen wir aus von der Epoche von 1491 und berechnen danach die Stellung der Sonne, des Mondes und der Planeten für die alte Epoche von 3102 a. C., so ergiebt sich für diesen Zeitpunkt die Stellung aller Himmelskörper in der mittlern Conjunction mit der Sonne im Anfange des beweglichen Zodiacus. Somit haben wir ein astronomisches Factum, auf welches die indischen Tafeln nothwendig sich bezogen haben müssen, und welches allerdings sehr geeignet scheint, die Authenticität der alten Epoche zur Evidenz zu bringen. Denn obgleich unsre jetzigen astronomischen Tabellen bei all ihrer hohen Vervollkommnung uns nicht gestatten, weiter als 2000 Jahre mit völliger Sicherheit zurückzugehen, so können wir darnach doch mit hinreichender Genauig-

keit bestimmen, ob die in den indischen Tafeln angenommene allgemeine Conjunction ein wirklich beobachtetes Phänomen war oder nicht. Nun hat Bailly nach den Tabellen Lalande's die Stellungen der Planeten zur Zeit der alten Epoche der Inder, bei'm Anfange des Cali-yug berechnet, und obgleich alle Planeten, mit Ausnahme der Venus, danach fast in Conjunction mit der Sonne gestanden haben, so sind sie doch keineswegs so nahe zusammen gewesen, um es wahrscheinlich zu machen, daß diese Epoche durch Beobachtung fixirt war. Bailly weis't darauf hin, daß die Conjunction nicht durch directe Beobachtung gefunden werden konnte, indem die Planeten im Sonnenlichte verschwinden mußten; er weis't nach, daß 15 Tage nach der Epoche alle Planeten, mit Ausnahme der Venus, innerhalb 17° des Zodiacus standen. Allein dies ist nicht genügend. Playfair gesteht ein, daß die indischen Tafeln in dieser Beziehung nicht völlig zu retten seien. Laplace legt auf dies Argument alles Gewicht, welches es verdient.

Die Fiction einer allgemeinen Conjunction im Anfange des beweglichen Zodiacus ist um so bemerkenswerther, weil sie genau mit der Erklärung übereinstimmt, welche Bailly von der Bildung der indischen astronomischen Systeme giebt.

Die Triftigkeit der von dem Kritiker im **Edinburgh Review** beigebrachten Bemerkungen kann, so weit sie die Genauigkeit der mittleren Bewegungen und andere astronomische Elemente betreffen, welche von den Epochen unabhängig sind, nicht bestritten werden. Es giebt nur einen Weg, die mittleren Bewegungen zu bestimmen, indem man nämlich wirkliche Beobachtungen der Stellungen der Planeten zu verschiedenen, hinreichend von einander entfernten Zeiten anstellt und mit einander vergleicht. Fingirte oder angenommene Epochen sind zu diesem Behufe durchaus unbrauchbar. Auch behauptet Bentley nicht, daß die Brahminen ihre angenommenen Epochen hierbei gebraucht hätten. Die künstlichen Systeme der indischen Astronomie setzen nothwendig voraus, daß die mittleren Bewegungen und andere Elemente schon bestimmt und bekannt waren. Allein Bentley scheint in gewisser Hinsicht die Natur der Argumente, durch welche die Europäer das Alterthum der indischen Astronomie zu beweisen suchen, verkannt zu

haben. Er scheint geglaubt zu haben, daß zur Widerlegung dieser Raisonnements weiter nichts nöthig sei, als eine Auseinandersetzung über die Entstehung der künstlichen brahminischen Systeme.

Betrachten wir indeß die genaue Bekanntschaft Bentley's mit der Astronomie des Orients und besonders mit den literarischen Quellen derselben, so kann das Gewicht seines Zeugnisses bei der gegenwärtigen Untersuchung nicht zurückgewiesen werden. Er erzählt, daß, wenn die Brahminen ein astronomisches System entwerfen wollen, so gehen sie zurück zu einer entfernten Epoche und nehmen an als Basis ihres Systems, daß alle Gestirne in gleicher mittlerer Conjunction mit der Sonne im Anfange des Widders stehen. Nun nehmen die indischen Tafeln wirklich eine solche Conjunction bei'm Anfange des Cali-yug an, und zwar in Widerstreit mit den genauesten unserer astronomischen Tabellen. Ist es daher nicht im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Aera des Cali-yug eine fingirte, angenommene Epoche ist?

Ist die alte Epoche von 3102 a. C. eine fingirte, so verlieren zugleich die übrigen Argumente für das Alterthum der indischen Astronomie eine bedeutende Stütze. Eine Beweisführung, welche sich allein noch auf die Bestimmung eines astronomischen Elements von ungewissem Datum stützt, welche überdem mit Mängeln der Beobachtung behaftet ist, deren Größe wir gar nicht mehr beurtheilen können, kann nur in hohem Grade vague und ungenügend ausfallen.

2. Die Mittelpunktsgleichung der Sonne nach den indischen Tafeln ist 2° $10\frac{1}{2}'$, wogegen dieselbe Größe nach den neuern Beobachtungen nur 1° $55\frac{1}{2}'$ ist. Es ist eine Folge der gegenseitigen Planetenstörungen, daß die Excentricität der Sonnenbahn, von welcher die erwähnte Gleichung abhängt, in frühern Zeiten größer war, als gegenwärtig. Aus der Größe, welche die Hindus diesem astronomischen Elemente zuschreiben, hat Bailly ein Argument für das Alterthum der indischen Tafeln abgeleitet. Man muß einräumen, daß dasselbe von großem Gewichte ist, sobald man die Differenz der indischen und europäischen Bestimmungen als aus der allmähligen Veränderung der Planetenbahnen entstanden betrachtet. Allein Laplace hat bemerkt, daß die Gleichung, welche in den indischen Tafeln 2° $10\frac{1}{2}'$ beträgt, eigentlich aus 2 Theilen

besteht, nämlich aus der Mittelpunktsgleichung der Sonne und der Jahresgleichung des Mondes, deren beide auf gleiche Weise durch die Excentricität der Sonnenbahn bestimmt und in gleichen Perioden vollendet werden. Die Inder verbanden beide Unregelmäßigkeiten ganz natürlich mit einander, indem der Hauptzweck ihrer Astronomie die Berechnung der Verfinsterungen war und die relativen Stellungen der Sonne und des Mondes zu einander aus der Summe beider hervorgehen. Die Jahresgleichung des Mondes beträgt fast 11′; dies hinzugefügt zu der Mittelpunktsgleichung der Sonne, differirt die Summe nicht bedeutend von der in den indischen Tafeln angesetzten Größe. Somit wird die Beweiskraft von Bailly's Argumente völlig neutralisirt.

Allein die Bemerkung Laplace's entkräftet nicht nur das Argument für das Alterthum der indischen Astronomie, sondern liefert zugleich der entgegengesetzten Ansicht einen bedeutenden Anhalt. Es gleicht einem abtrünnigen Alliirten, der nicht nur seine Freunde verläßt, sondern auch noch die Reihen der Feinde verstärkt. Die Summe beider von den Hindus verbundenen Irregularitäten ist gegenwärtig 2° 6½′; gehen wir aber zurück bis zum Anfange des Cali-yug, so müssen noch etwa 13′ addirt werden, wegen der damals größern Excentricität der Sonne, und so müßten wir 2° 20′ finden anstatt der 2° 10½′ in den indischen Tafeln, wenn ihr vermeintliches Alterthum zugestanden werden soll. Wenigstens würde, wenn man die indischen Tafeln auf die alte Epoche beziehen will, eine auffallende Discrepanz mit dem damaligen Himmelszustande nicht abzuleugnen sein.

3. Die Größen, welche die indischen Tafeln für zwei andere astronomische Elemente annehmen, nämlich für die mittleren Bewegungen des Jupiter und Saturn, finden wir in genauster Uebereinstimmung nicht mit unsern gegenwärtigen Beobachtungen, sondern mit dem, was, nach dem Gesetze der Gravitation zu schließen, im Anfange des Cali-yug stattgefunden haben muß. Dies auffallende Zusammentreffen zwischen den indischen Tafeln und der abstrusesten Theorie des neuern Europa wurde von Laplace entdeckt nach dem Erscheinen der **Astronomie Indienne** und von ihm in einem im **Journal des Savans** eingerückten Schreiben Bailly mitgetheilt. Das Argument, welches sich hieraus zu Gun-

sten der Ansicht Bailly's entnehmen läßt, ist von Plaifair nicht übersehen worden; auch der Recensent im **Edinburgh Review** thut desselben Erwähnung.

Allein diese Entdeckung Laplace's, obgleich sie nicht bestritten werden kann, gewährt jener Ansicht durchaus keinen Vortheil. Es läßt sich nämlich aus derselben durchaus kein Schluß ziehen, der nicht auf die neue Epoche von 1491 unsrer Zeitrechnung gleich anwendbar wäre.

Die Theorie der Astronomie verdankt Laplace eine Menge interessanter Entdeckungen. Unter diesen gehören zwei Gleichungen in Betreff der mittleren Bewegungen des Jupiter und Saturn nicht zu den unerheblichsten. Diese Unregelmäßigkeiten sind periodisch, beide verlaufen in einem Zeitraume von $917\frac{3}{4}$ Jahren; während die eine die Bewegung des einen Planeten beschleunigt, vermindert die andere die Bewegung des andern. Es ist eine Folge dieser Entdeckung, daß jedesmal nach einem Zeitraume von $917\frac{3}{4}$ Jahren die mittleren Bewegungen des Jupiter und Saturn dieselben sind, als im Anfange dieser Periode. Rechnen wir nun von der Epoche von 1491 5 Mal diese Periode Laplace's zurück, so erhalten wir das Jahr 3095 **a. C.**, fast genau die alte Epoche der Hindus, so daß wir mit Recht schließen dürfen, daß ein Beobachter des Jahres 1491 in seinen Bestimmungen über die mittleren Bewegungen des Jupiter und Saturn mit einem Astronomen, der 46 Jahrhunderte vorher im Anfange des Cali-yug gelebt hätte, würde übereingestimmt haben.

Dies Argument hat daher für das Alterthum der indischen Tafeln durchaus keine Beweiskraft. Im Gegentheil, da die frühern Gründe es höchst wahrscheinlich machen, daß die alte, rein fingirte Epoche entwede raus religiösen Gründen oder der bequemern Berechnung wegen angenommen ist, so tritt dies Argument noch auf die Seite der frühern, um der indischen Astronomie ein jüngeres Datum anzuweisen.

4. Bailly hat gezeigt, daß die Bestimmung der Lage des Apheliums der Jupitersbahn in den indischen Tafeln für den Anfang des Cali-yug von den, durch die theoretischen Gleichungen La Grange's berichtigten, Lalandischen Tabellen bestätigt wird. Dasselbe ist der Fall mit der von den Hindus angenommenen

Mittelpunktsgleichung Saturns. Allein es erfordert nur wenig Skepticismus, um gegen die Gültigkeit der auf dies Zusammentreffen gegründeten Folgerungen Zweifel zu erheben. Zuvörderst haben wir gar keinen Maßstab für die Fehler, welche den indischen Bestimmungen anhaften mögen. Dann sind die Data der Beobachtungen, auf welche die astronomischen Elemente der Hindus sich gründen, unbekannt und rein muthmaßlich. Diese Data sind aber nothwendig, um die Correctionen zu berechnen, deren die neuern Tafeln bedürfen, um vermittelst derselben den alten Zustand des Himmels herzustellen. Drittens ist nicht anzunehmen, daß die theoretischen Formeln selbst, nach welchen die Correctionen berechnet werden, uns befähigen sollten, mit Sicherheit bis zu einer so entfernten Epoche, als das Cali-yug, zurückzugehen; ein Umstand, welcher durchaus auf keiner Unvollkommenheit der Theorie beruht, sondern darauf, daß wir nicht genau genug das Verhältniß der Planetenmassen zu einander kennen, welche unser System bilden. Dies wohlerwogen, so erregt gerade diese auffallende Uebereinstimmung der indischen Elemente mit den durch Berechnung gefundenen Größen (welche weit größer ist, als nach vernünftiger Wahrscheinlichkeit zu erwarten stand) den Verdacht, daß das Ganze nur aus einem glücklichen Zusammentreffen sich gegenseitig ergänzender Irrthümer entstanden sein möchte.

Die Unbefangenheit der Untersuchung erfordert, daß auf ein Zusammentreffen dieser Art nicht mehr Gewicht gelegt werde zu Gunsten der einen Seite der Streitfrage, als wir einer Unvereinbarkeit unter ähnlichen Verhältnissen zu Gunsten der andern gestatten wollen. Bailly gesteht ein, daß alle übrigen Elemente der planetarischen Bewegungen in den indischen Tafeln keineswegs so wohl mit den aus der Gravitationstheorie abgeleiteten Bestimmungen übereintreffen. Die für die Mittelpunktsgleichungen des Jupiters und Mars angenommenen Größen sind ganz unvereinbar mit der Annahme eines so hohen Alterthums, als der Anfang des Cali-yug. Eine solche Unvereinbarkeit der Resultate muß das ganze Argument unentschieden machen.

5. Ein andres zu Gunsten des Alterthums der indischen Astronomie geltend gemachtes Resultat ist aus der Schiefe der Ekliptik entnommen, welche die Inder zu 24° angeben.

Sowohl Theorie als Beobachtung haben ein allmähliges Abnehmen der Schiefe der Ekliptik bewiesen. Zu Anfang des Cali-yug war dies astronomische Element nach der Theorie 23° 51′, welches für die indische Angabe noch nicht zureicht. Zwölf Jahrhunderte vor dem Cali-yug würde nach unsrer Theorie die Differenz bis auf 2′ reducirt werden und bei noch weiterem Zurückgehen ohne Zweifel ganz verschwinden. Nichts kann freilich ungenügender sein, als diese Art des Raisonnements.

Zugegeben, daß die Hindus die Schiefe der Ekliptik 4300 Jahre vor unsrer Zeitrechnung bestimmten und also nur um 2° irrten, wie können wir annehmen, daß sie eine Größe, welche sie doch zu einer Zeit mit solcher Genauigkeit zu bestimmen vermochten, während einer Periode von fast 6000 Jahren unverändert beibehielten, während welcher der Irrthum der ersten Bestimmung fast um einen halben Grad zunahm? Läßt sich annehmen, daß unmittelbar nach dieser Epoche die Kunst der astronomischen Untersuchung ganz unterging? Dies konnte, wie wir wissen, nicht der Fall sein, weil viele andere astronomische Elemente nothwendig Beobachtungen von viel jüngerem Datum voraussetzen, z. B. die Mittelpunktsgleichung der Sonne.

Weit leichter und natürlicher können wir nach Bentley's Vorgange die indische Bestimmung für die Schiefe der Ekliptik erklären. Nach seiner Behauptung haben die indischen Astronomen die Regel, bei ihren Beobachtungen statt gebrochner Zahlen immer die nächste runde Zahl anzunehmen, außer in Fällen, wo eine besondere Genauigkeit erfordert wird. Der Beobachter, welcher die Schiefe der Ekliptik bestimmte, brauchte daher nur mehr als $23\frac{1}{2}°$ zu finden, um 24° anzunehmen.

Die Länge des tropischen Jahres beträgt nach den indischen Tafeln 365 Tage, 5 Stunden, 50′, 35″, also 1′ 46″ mehr als nach der Bestimmung La Caille's. Dies ist freilich sehr genau und deutet auf ein großes Alterthum und eine Vergleichung von in sehr entfernten Zeiträumen angestellten Beobachtungen. Ueber die Länge der Zeit, welche zu einem solchen Grade von Genauigkeit erforderlich war, können wir urtheilen, wenn wir die Fehler mehrerer unsrer ältern Tafeln betrachten, welche erschienen, ehe man die astronomischen Instrumente in ihrer jetzigen Vollkommenheit an-

zufertigen verstand. In den alphonsinischen Tafeln um 1252 ist die Länge des tropischen Jahres angegeben zu

365 Tag. 5 Std. 49′ 16″

Durch Copernicus (um 1530) zu 365 = 5 = 49′ 6″

Durch Kepler (um 1627) zu 365 = 5 = 48′ 57½″

Diese Bestimmungen gründen sich auf Beobachtungen, welche in Zeiträumen von 1500 — 1600 Jahren angestellt waren, und die Differenzen zwischen ihnen und dem Jahre La Caille's betragen etwa den vierten Theil von dem Irrthume der Inder.

Nehmen wir an, daß die Länge des Jahres in den indischen Tafeln wirklich auf Beobachtungen im Anfange des Cali-yug sich gründete, so würde der Irrthum, den wir zu 1′ 46″ angegeben, sich auf 1′ 5″ reduciren lassen. Der Grund liegt darin, daß die Jahreslänge seit jenem Zeitpunkte, in 49 Jahrhunderten, nach theoretischer Berechnung um 40½″ abgenommen haben muß, welche Größe also der gegenwärtigen Jahreslänge hinzugefügt werden müßte. Allein Argumente dieser Art haben nur wenig Beweiskraft. Die Zeit der Beobachtungen, welche der Jahresbestimmung der Hindus zu Grunde lagen, ist völlig unbekannt. Aus frühern Gründen ist aber höchst wahrscheinlich, daß der Anfang des Cali-yug gar keine durch Beobachtung fixirte Epoche ist. Wenn daher überdies der Fehler der Beobachtung, welcher nicht unter 1′ 5″ reducirt werden kann, jedenfalls fast das Doppelte der angewandten Correction beträgt, so ist kein Grund vorhanden, weßhalb er nicht noch mehr betragen sollte.

Es ist zu bemerken, daß die indischen Tafeln nur die siderische Bewegung der Sonne angeben, nicht ihre Bewegung hinsichtlich des beweglichen Aequinoctiums, wie unsre Tabellen. Nehmen wir zu unsrer Vergleichung das siderische, statt des tropischen Jahrs, so lautet das Resultat keineswegs so günstig für die Genauigkeit der indischen Astronomie. Die siderische Revolution der Sonne beträgt den Indern zufolge 365 Tage 6 Stunden 12′ 30″; nach der neuern Beobachtung 365 Tage 6 Std. 9′ 11″; der Fehler ist 3′ 19″, fast das Doppelte des frühern. Diese Differenz entspringt aus der Größe, welche sie für das Vorrücken der Aequinoctien annehmen, 54″ anstatt 50½″.

7. Das stärkste und directeste Argument für das Alterthum

der indischen Astronomie stützt sich auf einen alten Zodiacus, welchen Le Gentil aus Indien mitbrachte. Es verdient daher unsre besondre Aufmerksamkeit.

Es ist zu bemerken, daß die Stärke eines Arguments dieser Art, welches sich auf die Bestimmung einer astronomischen Größe gründet, die sehr langsam zunimmt und erst nach einem langen Zeitraume bemerkbar wird, gänzlich von der Authenticität der Beobachtungen und Thatsachen abhängt und von der Sorgfalt und Genauigkeit, womit sie aufgezeichnet sind. Jede Ungewißheit, Willkürlichkeit, Muthmaßlichkeit in diesen Fundamentalpunkten lähmt die Kraft des Arguments. Playfair führt an, daß die Länge des Sterns Aldebaran im Zodiacus Le Gentils zu 3° 20′ angegeben sei. Mit der Aechtheit und Sicherheit dieses Factums steigt und fällt die Kraft seiner Beweisführung. Wenden wir uns nun zu der von ihm citirten Stelle in der **Astronomie Indienne**, so ergiebt sich, daß diese Stellung des Aldebaran mehr eine Vermuthung Bailly's ist, als eine authentische, sicher vorhandene Beobachtung.

Der indische Zodiacus bewegt sich westwärts mit den Fixsternen und theilt sich in 27 Sternbilder, jedes von 13° 20′. Der Punkt des Frühlingsäquinoctiums im Anfange des Cadi-yug war 54° östlich vom Anfange des Zodiacus; er war also im fünften Sternbilde, 40′ vor dem vierten voraus. Die Inder bezeichnen das vierte Sternbild, Rhonini genannt, durch fünf Sterne, deren östlichster, weitester im Zodiacus, der sehr glänzende Stern Aldebaran ist. Bailly fährt, nachdem er dies vorausgeschickt, foldermaßen fort: »Es ist natürlich, daß dieser schöne Stern das Ende oder den Anfang einer Constellation bezeichnete. Ich nehme an, daß er wirklich das Ende des Rhonini, des vierten indischen Sternbildes, und den Anfang des fünften bezeichnet. Aus dieser Annahme folgt, daß der Aldebaran im indischen Zodiacus um 1 Z. 23° 20′ vom Anfange des Zodiacus stand.« Man sieht, daß dies ganze Argument, welches von Plaifair und auch vom Kritiker im **Edinburgh Review** so entschieden angenommen ist, sich rein auf eine Vermuthung Bailly's gründet, der Aldebaran habe genau das Ende des vierten und den Anfang des fünften Sternbildes im indischen Zodiacus gebildet. Es wird hierfür

durchaus kein anderer Grund angeführt, als der helle Glanz des Sternes, welcher allerdings einer der leuchtendsten am Himmel ist. Können wir aber auf dies Argument hin annehmen, daß die Lage des indischen Zodiacus ganz nach dem Aldebaran bestimmt war? Denn sobald der Anfang eines Sternbildes fixirt ist, so sind damit alle übrigen gegeben. Oder dürfen wir annehmen, was noch unwahrscheinlicher ist, daß der Anfang des fünften Sternbildes nur durch einen günstigen Zufall genau auf dieses hervorleuchtende Gestirn fiel?

Allein die Inder selbst geben uns die Mittel an die Hand, die Annahme Bailly's zu berichtigen. Nach Bentley's Berichte giebt Bromhu Gupta die Länge des Gestirns **Spica Virginis** im beweglichen Zodiacus der Hindus an zu 6 Z. 3°. Nach De la Caille war die Länge desselben Sterns i. J. 1750

6 Z. 20° 21′ 18″

Die Länge des Aldebaran 2 Z. 6° 17′ 47″

Die Differenz . . . . 4 Z. 14° 3′ 31″

welches subtrahirt von 6 Z. 3° für die Länge des Aldebaran im indischen Zodiacus 1 Z. 18° 56′ 29″ giebt anstatt 1 Z. 23° 20′, wie Bailly annimmt. Der Irrthum beträgt 4° 23′ 31″, welches sehr gut vereinbar ist mit der Configuration des Sternbildes Rhonini, während es hinreichend zeigt, daß die Inder den Anfangspunkt ihres Zodiacus zu Anfang des Cali-yug durch Zurückrechnung von einer neuern Epoche aus fixirt haben konnten.

Und in der That finden wir bei den Brahminen eine neuere Epoche angegeben, welche durch die Präcession in derselben Beziehung steht zu der Aera des Cali-yug, als die andere moderne Epoche, 1491, durch die mittleren Bewegungen. Bentley berichtet, daß nach Varaha das Jahr 3601 des Cali-yug (499 nach Chr.) genau im Frühlingsäquinoctium begann; welches anzeigt, daß der Anfang des indischen Zodiacus damals mit dem Aequinoctialpunkte zusammentraf. Ziehen wir nun 1 Z. 24°, die indische Präcession für 3600 Jahre, von 12 Z. ab, so erhalten wir 10 Z. 6° für den Anfang des Zodiacus ostwärts gerechnet von dem Frühlingsäquinoctium nach der Annahme unsrer Astronomen: ganz, wie die indischen Tafeln es bestätigen.

Die Epoche 3601 des Cali-yug liegt allen indischen Tafeln zu Grunde, so daß Bailly durch Calcul auf ihre Entdeckung geführt wurde. Und in der That ist nur dann ein Grund vorhanden, den Anfang des indischen Zodiacus im Cali-yug zu 10 Z. 6° anzusetzen, wenn man von jener Epoche nach der indischen Präcession zurückrechnet.

Es ist augenscheinlich, daß das aus dem Zodiacus Le Gentils entnommene Argument für das Alterthum der indischen Astronomie, genauer betrachtet, nicht nur nichts für diese Ansicht beweis't, sondern selbst unsre frühere Meinung bestätigt, daß der Anfang des Cali-yug nur eine fingirte, durch Calcul erhaltene Epoche sei. Der Anfangspunkt des indischen Zodiacus in der Aera des Cali-yug ist durch die in den indischen Tafeln bestimmte Präcession an die Epoche 3601 dieser Zeitrechnung geknüpft, wie überhaupt alle alten wie neuern Epochen der Brahminen hinsichtlich der Präcession sich an diese Fundamentalepoche anlehnen. Die angebliche Stellung des Aldebaran ist reine Vermuthung Bailly's und in Widerstreit mit der Ortsbestimmung, welche Bromha Gupta und andere indische Astronomen von dem Gestirne **Spica Virginis** geben.

8. In den vorhergehenden Bemerkungen sind alle für das Alterthum der indischen Astronomie vorgebrachten Argumente in Prüfung gezogen worden, so weit die Untersuchung rein astronomischer Art war. Uebergangen ist nur ein Beweis, welchen man aus der Stellung der Sonne und des Mondes im Anfange des Cali-yug, Mitternacht vom 17 — 18 Februar des Jahrs 3102 **a. C.** hat ableiten wollen. Hinsichtlich des ersten Punkts ist eine Schwierigkeit, welche auch Playfair bewog, das Argument ganz aufzugeben. Freilich nahm der Kritiker im **Edinburgh Review** es wieder auf und führte es weiter aus, ohne der Schwierigkeit zu gedenken, welche nach Playfairs Meinung es unentscheidend machte. Nach dem, was wir gegen die Behauptung Bailly's, daß die alte Epoche der indischen Tafeln sich auf Beobachtung gründe, beigebracht haben, ersparen wir uns die Mühe, auf das letzte Argument aus der Stellung des Mondes weiter einzugehen. Auch wenn wir demselben Alles einräumen, was die sanguinischsten Verfechter des Alterthums nur wünschen können, ist es doch von

wenig Gewicht gegen so viele schlagende Beweise, welche sich für das Gegentheil vereinigen. [1])

9. Wenn es dem Verfasser der **Astronomie Indienne** gelungen ist, eine seiner Behauptungen zu begründen, so ist es die, daß die Astronomie der Brahminen originell, oder wenigstens, daß sie von keinem der uns bekannten astronomischen Systeme entlehnt ist. Dies war ein Präliminarpunkt, dessen Erledigung jeder Entwickelung seiner Lieblingshypothese vorangehen mußte; denn hätte die indische Astronomie eine Verwandtschaft mit den astronomischen Systemen der Araber und Griechen verrathen, so war jede weitere Frage nach ihrem Alter unnütz. Allein was beweis't dies für das Alterthum der indischen Astronomie? Es beweis't nur, daß auch die Bewohner der östlichen Welt in ihrer Abgeschlossenheit nicht ganz ohne die Anfänge einer Cultur geblieben sind, welche dagegen in der westlichen Welt zu einer weit höhern, freiern Entfaltung gedieh.

Anhang II.

Colebrooke über das Sanscrit-Algebra.

Während die Bogen über die indische Wissenschaft noch unter der Presse waren, erhielten wir ein Werk unter dem Titel: »Algebra nebst Arithmetik und Meßkunst, aus dem Sanscrit Brahmegupta's und Bhascara's übersetzt von Henry Thomas Colebrooke, Esq.« [2]) Niemand, der ein Interesse nimmt an der Geschichte des menschlichen Geistes, kann das neue große Verdienst verkennen, welches Colebrooke sich dadurch erworben hat, indem

---

[1]) Laplace hat bemerkt, daß die mittleren Bewegungen der Mondsbahn in den indischen Tafeln rascher sind, als in denen des Ptolomäus; welches anzeigt, daß jene einer spätern Zeit angehören, als die des griechischen Astronomen. Dies Argument ist wenigstens eben so schlagend, als alle die, welche man für das Alterthum derselben geltend gemacht hat.

[2]) **Algebra, with Arithmetic and Mensuration, from the Sanscrit of Brahmegupta and Bhascara; translated by *H. Th. Colebrooke*.**

er nicht nur das gerühmteste Werk im Sanscrit über Algebra allgemein zugänglich machte, sondern auch in einer Vorrede mit Scharfsinn und Sachkenntniß die Materialien zusammenstellte, welche zu einem Urtheile sowohl über die Entstehung dieser Wissenschaft unter den Hindus, als über ihre Leistungen in derselben befähigen.

Meine beschränkten mathematischen Kenntnisse gestatten mir nicht, tiefer in das streng Mathematische des Gegenstandes einzugehen; allein es wird auf der Oberfläche schon genug sichtbar werden, um die einzige Frage zu lösen, welche hier in Betracht kommt.

Colebrooke hält es für möglich, ja für wahrscheinlich, daß die Hindus ihre erste Kenntniß der Algebra von den Griechen erhielten, daß sie mit den Schriften des Diophantus bekannt waren, ehe sie eine Selbstthätigkeit in dieser Wissenschaft entwickelten, und daß also ihr Verdienst nur in der weitern Ausbildung bestand, welche die Algebra unter ihrer Hand erhielt. [1]) Daß

[1]) „Wenn man darauf besteht, daß ein Wink oder eine Hinweisung als ein Samenkorn ihres Wissens den indischen Astronomen entweder unmittelbar von den alexandrinischen Griechen, oder mittelbar durch die Griechen Bactriens zugetragen wurde, so muß man doch einräumen, daß der schwache Keim mächtig emporwuchs und Früchte trug und auf indischem Boden zur Vollreife gedieh. Mehr soll hier nicht behauptet werden, da es nicht unmöglich ist, daß der Wink zu einer Lösung von den Mathematikern einer andern Nation kam; selbst nicht unwahrscheinlich in Betracht der Argumente, welche auf einen wahrscheinlichen Austausch des astrologischen Wissens deuten.“ Dissertation, p. 22. Dies ist ein wichtiger Umstand, den wir von Colebrooke eingeräumt erhalten, und den er zu wohl unterrichtet war, zu übersehen, und zu gewissenhaft, zu verleugnen. Seine einseitige Vorliebe verleitet ihn jedoch zu einer sehr unnützen Bemühung, ihn zu verkleinern. Warum die Kenntniß, welche die Hindus von der Diophantischen Methode erhielten, einen Wink nennen? Warum wäre es nur ein Wink gewesen? Wenn sie erwiesener Maßen einen Wink erhalten konnten, so konnten sie auch das Ganze erhalten. Der Verkehr zwischen den Indern und den Griechen Aegyptens und Bactriens war unbehindert und unbeschränkt, und die Hindus hatten die Mittel, von den Griechen alle Kenntnisse sich anzueignen, für welche sie ihrer Bildung nach empfänglich waren. Was auf der andern Seite von dem Wachsen und Früchtetragen des Keims und seiner

die Hindus die Astronomie und die ihr dienstbaren mathematischen Wissenschaften nur zum Behufe der Astrologie trieben, ist von Niemand geleugnet worden und am wenigsten von Colebrooke. Dieser sorgsame, wahrheitsliebende Forscher hat die Thatsache an's Licht gezogen, daß selbst im Fache der Astrologie, worin man ihnen noch am ehesten Originalität zugemuthet hätte, die Hindus Schuldner der Griechen waren. [1]) Verbindet man hiermit, daß die Hindus den Thierkreis in zwölf Zeichen theilten, die sie durch dieselben Thierfiguren und durch Namen von derselben Bedeutung bezeichneten, als die Zodiacalzeichen der Griechen, und betrachtet dabei die Aehnlichkeit, wenn auch nicht die Identität des ptolomäischen Systems mit dem indischen Systeme der excentrischen Deferenten und Epicyklen, so kann kein Zweifel bleiben, daß die Hindus leitende Winke aus den astronomischen Schulen der Griechen erhielten. [2])

Wollte man daher aus diesen von Colebrooke übersetzten Vollreife auf indischem Boden und dergl. übertreibende Redensarten Colebrooke's zu halten sein, werden wir noch näher beleuchten.

[1]) Er hatte schon früher angenommen, „daß die Astronomie unter den Hindus ursprünglich nur der Astrologie diente, daß ihre astrologische Weisheit zum Theile, wo nicht ganz, von den Arabern entlehnt war, und daß folglich ihre astronomische Kenntniß eben daher stammte.“ As. Res. IX, 376. Bei dieser Gelegenheit sagt er: „Die Annahme, daß die Astrologie Indiens zum Theil fremden Ursprungs ist, daß also die Hindus Vieles aus der Astrologie einer westlichern Nation entlehnt haben, ist begründet, sowie dasselbe auch hinsichtlich eines andern Zweigs der Divination aus mehreren Ausdrücken, welche in beiden gebraucht werden, zu folgern ist. Die Weissagungsart, welche Tájaca heißt, verräth schon durch ihren Namen den arabischen Ursprung; die astrologische Weissagung aus der Stellung der Planeten zeigt ebenfalls noch in ihrem indischen Namen die griechische Abstammung. Sie heißt Hórá und bezeichnet den zweiten der drei Theile, welche den vollständigen Cursus der Astronomie und Astrologie ausmachen; das Wort kommt in diesem Sinne bei frühen indischen Astrologen vor.... Derselbe Ausdruck kehrt wieder bei den indischen Astrologen in der Bedeutung Stunde, welche noch genauer zu dem griechischen Etymon paßt. Die Aehnlichkeit eines einzelnen Worts würde freilich nicht genügen, um einen gemeinschaftlichen Ursprung zu beweisen; allein noch eine Menge andrer Ausdrücke finden sich in der indischen Astrologie“ u. s. w. p. 80.

[2]) Das. 24.

Werken einen hohen Stand der indischen Civilisation erweisen, so müßten zuvörderst folgende 3 Sätze festgestellt werden:

1. Daß die von den Griechen den Hindus überlieferten Kenntnisse geringer waren, als die, welche sich in den erwähnten Werken vorfinden.

2. Daß diese Werke so alt sind, daß sie auch nicht aus einer neuern Quelle geschöpft sein konnten.

3. Daß die weitere Ausbildung der von den Griechen erhaltenen Kenntnisse so bedeutend und schwierig war, daß sie nur von einem hochgebildeten Volke geschehen konnte.

Werden alle diese Punkte nicht vollständig erwiesen, so fällt damit die ganze Behauptung zusammen. Bei näherer Prüfung ergiebt sich aber, daß für keinen einzigen derselben ein genügender Beweis vorhanden ist.

1. Colebrooke räumt ein, daß die Hindus von den Griechen alle Kenntnisse erhielten, welche diese selbst besaßen. Ebenfalls räumt er ein, »daß Diophantus mit der directen Auflösung unreiner quadratischer Gleichungen bekannt war und der unbestimmten Aufgaben des ersten Grades; daß er in einzelnen Auflösungen außerordentlichen Scharfsinn entwickelt, und daß eine gewisse Routine darin nicht zu verkennen ist.« [1]) Unglücklicherweise ist Diophantus über die Leistungen der Griechen in dieser Art unsre einzige Quelle, und von den 13 Büchern, welche er schrieb, sind nur 6 oder vielleicht 7 uns erhalten. Woher weiß Colebrooke, daß Diophantus in den übrigen Büchern nicht noch schwierigere Materien behandelte? [2]) Er sagt, wir haben kein Recht, dies anzunehmen.

[1]) Das. p. 10 und 21.

[2]) Dr. Hutton sagt: „Diophantus kannte die Zusammensetzung des Cubus einer binomischen Größe..... Aus einigen Stellen des sechsten Buches ergiebt sich, daß ihm die Bildung der vierten Potenz der binomischen Wurzel bekannt war, da er alle Glieder derselben angiebt, so wie überhaupt noch andre Theile der Algebra, als die hier behandelten.... Im Ganzen verräth dies Werk eine höchst angemessene, meisterhafte Behandlung und die größte Gewandtheit und Kenntniß in den Auflösungen; man überzeugt sich, daß der Verfasser eine tiefe Kenntniß der Algebra besaß, von der mehrere der abstrusesten Materien darin zur Sprache kommen. Da er jedoch alle seine Vordersätze auf eine einfache, wenigstens eine einfache quadratische Gleichung zurückführt, so läßt

Wahr; allein er hat eben so wenig das Recht, das Gegentheil anzunehmen. Allein es ist noch eine andere, weit wichtigere Möglichkeit, welche Colebrooke ganz übersehen hat. Zugegeben, daß den Griechen zur Zeit des Diophantus nichts weiter bekannt war, als was wir in den 7 von 13 uns erhaltenen Büchern desselben finden; ist es denn gewiß, oder ist es nur wahrscheinlich, daß die Griechen, nachdem sie so bedeutende Fortschritte gemacht, auf einmal stationär wurden? Daß dies geistreichste, regsamste Volk der Welt, welches gerade damals sich abstracten und mathematischen Wissenschaften zugewandt hatte, nicht über das hinausging, was Diophantus es gelehrt hatte?

2. Colebrooke wendet eine sehr künstliche, complicirte und in einigen Partieen unklare Beweisführung an, um das Alter einiger Theile der indischen Algebra zu eruiren. Daß dieselbe nicht beweisend ist, kann sehr bestimmt nachgewiesen werden; es ist nur Schade, daß so viele Worte dazu nöthig sind.

Es kam darauf an, das Alterthum einiger Schriften zu beweisen, welche im Besitze Colebrooke's sind, ein Theil unter dem Namen des Mathematikers Bhascara, ein andrer unter dem Namen Brahmegupta's. Er beginnt mit Bhascara.

Es sind zwei astronomische Abhandlungen, welche den Namen Bhascara's führen und selbst eine Zeitangabe an der Stirn tragen, wonach sie um die Mitte des zwölften Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung abgefaßt wären. Das Werk über Algebra, welches Colebrooke besitzt, wäre demnach um dieselbe Zeit entstanden. Einen directen Beweis haben wir weiter nicht.

Zuvörderst ist zu merken, daß diese Zeitangabe nur auf die astronomischen Schriften sich bezieht, nicht auf die algebraische. Letztere steht freilich vor den beiden astronomischen Schriften; allein einer der Commentatoren und Colebrooke selbst nimmt an, daß sie später ihnen beigefügt sein kann. Um wie viel später und durch wessen Hand dies geschah, sind Fragen, auf welche wir keine Antwort finden.

Die eignen Behauptungen dieser Schriften, irgend einem sich nicht bestimmen, wie weit sein Wissen ging in der Auflösung der zusammengesetzten und unreinen quadratischen Gleichungen." **Mathematical Dictionary, art.** ***Diophantus.***

Zeitpunkte anzugehören, können bei der bekannten Gewohnheit der Hindus, die Data zu verfälschen und alles ihrer Geschichte und ihren Culturzuständen Angehörige durch den Schein des Alters heiligen zu wollen, durchaus von keinem Gewichte sein, wenn sie nicht durch andre Umstände bestätigt werden. Colebrooke führt keinen einzigen Umstand dieser Art an.

Die Frage nach dem Alter des Werks führt zu der Frage nach dem Alter der Commentare desselben. Keiner derselben reicht nach Colebrooke über 200 — 300 Jahre hinaus. Die Richtigkeit dieser Bestimmung zugegeben, welchen Grund hat Colebrooke, das Werk, welches sie erklären, für 400 Jahre älter zu halten. Durchaus keinen. Und ferner, welchen Grund haben wir, diese Annahme für die Zeit dieser Commentare für die richtige zu halten? Ebenfalls keinen, der eine Prüfung aushielte. Die Zeitbestimmung des ältesten stützt sich auf ein astronomisches Beispiel, wobei ein besondrer Zustand des Himmels beschrieben wird; dies kann jedoch rein zufällig sein, und dann verstanden sich die Hindus sehr wohl darauf, zurückzurechnen. Die Zeit zweier andern wird auf ihre eigne Behauptung hin angenommen, die, wie wir gezeigt, von gar keinem Gewichte ist. Bei zwei andern ist die Zeit nach Angabe anderer Bücher angesetzt, die, wo möglich, noch weniger Werth hat. Für drei andre findet sich gar keine Angabe, und endlich sind noch zwei Commentare, für deren Alter nur ihre eigne Behauptung Gewähr leistet.

Es findet sich weder in dem Werke, welches in Colebrooke's Händen ist, noch in den Commentaren dazu irgend eine Spur, welche mit einiger Sicherheit auf ein bestimmtes Zeitalter hinwiese. Man könnte auch annehmen, daß sie allesammt noch kein Jahrhundert alt sind.

Außer den Sanscrit-Commentaren ist noch eine persische Uebersetzung von beiden Schriften Bhascara's. Im Allgemeinen ist den persischen Zeugnissen weit mehr Glauben zu schenken. In den persischen Schriften war mehr Oeffentlichkeit, während das Sanscrit als esoterische Geheimsprache einzelner, zu allen Verfälschungen geneigter Brahminen durchaus keine Bürgschaft gewährt, sobald diese ein wirkliches oder eingebildetes Interesse daran fanden, zu ändern. Könnten wir daher das Alter der persischen

Uebersetzungen ermitteln, so ließe sich hierauf weiter bauen; allein es scheint auch in ihnen keine bestimmte Hindeutung sich zu finden. Colebrooke nimmt an, ohne einen bestimmten Grund zu erwähnen, die eine sei auf Befehl des Kaisers Akber, die andere unter Shah Jehan angefertigt worden. Wahrscheinlich fußte er dabei auf irgend einer im Buche befindlichen Angabe, von der Niemand weiß, von wessen Hand, aus welcher Zeit sie stammt.

Dies ist Alles, was Colebrooke für das Alterthum Bhascara's anführt. »Das Alter seiner Vorgänger,« setzt er hinzu, »kann nicht mit gleicher Genauigkeit bestimmt werden;« will sagen, der Beweis für das Alter der andern Schrift, der des Brahmegupta, ist noch weit mangelhafter und ungenügender. Da wir gesehen haben, daß der stärkere Beweis nichts beweist, so ersparen wir dem Leser die nähere Beleuchtung des schwächern, welche überdies, da er sehr lang und künstlich ist, einen ungebührlichen Raum erfordern würde.

3. Wir kommen zum dritten Satze, daß nämlich, im Fall die Hindus ihre algebraischen Kenntnisse, welche sich nicht in dem Fragmente des Diophant finden, ihrer eigenen Entdeckung verdanken, deßhalb nothwendig ein hoher Grad von Civilisation bei ihnen anzunehmen sei. Ich führe die Worte Colebrooke's an, mit welchen er gleichsam die Summe der indischen Gelehrsamkeit zieht. »Sie kannten die Berechnung irrationaler Wurzeln; den ins Unendliche fortlaufenden Quotienten aus der Division endlicher Zahlengrößen; die allgemeine Auflösung von Gleichungen des zweiten Grades. Sie lösten selbst die Gleichungen höherer Grade in den einfachsten Fällen, wo die Auflösung auf dieselbe Art, wie bei den quadratischen Gleichungen, ausführbar ist. Sie hatten eine allgemeine Auflösung unbestimmter Aufgaben des ersten Grades und kannten eine Methode, eine Menge von Auflösungen für Aufgaben des zweiten Grades aus einer einzigen versuchsweise gefundenen Auflösung herzuleiten [1]).«

Wie wir sehen, besteht das Einzige, worin sie Anspruch machen können, über das, was wir im Diophantischen Fragmente finden, hinausgegangen zu sein, in der allgemeinen Auflösung

[1]) *Colebr.* p. 14.

unbestimmter Aufgaben des ersten Grades. Allein, um noch einmal Dr. Hutton zu citiren, »Diophantus war der Erste, welcher über unbestimmte Aufgaben schrieb. Sein Werk handelt ganz über diesen Gegenstand, daher auch der Name dafür Diophantinische Aufgaben.« Nehmen wir nun den Punkt, auf welchem wir die Auflösung der unbestimmten Aufgaben in dem Fragmente Diophants erblicken, und den Punkt, auf welchem sie in dem Sanscritwerke Colebrooke's erscheint, so ist die Entfernung zwischen beiden so gering und der Schritt von einem zum andern so leicht, daß wir Zeiten, deren Culturstufe nicht höher war, als die der Hindus, schon weit größere Schwierigkeiten überwinden sahen. Thales lebte zu einer Zeit, als Griechenland eben aus der Barbarei auftauchte; dennoch übertraf er die Egypter in mathematischem Wissen und setzte sie in Staunen, indem er die Höhe der Pyramiden nach dem Schatten maß. Pythagoras soll um dieselbe Zeit das wahre Weltsystem aufgestellt haben, daß die Sonne im Mittelpunkte stehe und alle Planeten um sie kreisen. Regiomontanus wurde geboren 1456, als der Geist von Europa noch in dem Dunkel des Mittelalters gebannt lag. Von ihm sagt Playfair: »Die Trigonometrie, welche den Griechen noch nicht als eine besondere Wissenschaft bekannt war und erst in Arabien ihre Form erhielt, erreichte in der Hand Regiomontanus eine hohe Vollkommenheit und fast schon ihre jetzige Ausbildung. Er brachte zuerst die Decimalbrüche in der Arithmetik in Anwendung und gab dadurch der numerischen Berechnung die volle Einfachheit zugleich und Ausdehnung, deren sie fähig ist [1]).« Cardanus lebte nach 1501. »Vor seiner Zeit,« sagt derselbe verdiente Mathematiker, »war in der Auflösung von Gleichungen über den zweiten Grad nur wenig geleistet. 1545 machte er die Regel bekannt, welche noch seinen Namen trägt, und welche bis auf den heutigen Tag einen Punkt in der Entwickelung der algebraischen Forschung bezeichnet, über welchen die Anstrengungen aller spätern Analytiker kaum hinauszugehen vermocht haben [2]).« Selbst Vieta trat mit allen seinen Entdeckungen in früher, unerleuchteter Zeit auf.

[1]) Suppl. Encycl. Brit. Dissert. II, p. 4.
[2]) Daſ. p, 14.

Betrachten wir ein nationelles Leben in der Absicht, um für die Bestimmung des Grades und Gehalts der Civilisation des Volks Resultate zu gewinnen, so haben wir keinen sicherern Maßstab, als den Zweck, welcher als bewußter Grundtrieb dasselbe leitet.

Wir können ein Volk als civilisirt betrachten in dem Maße, als der bewußte Zweck der Nützlichkeit alle seine Bestrebungen regelt. In dem Maße, als seine Fähigkeiten an nichtswürdige oder schädliche Zwecke vergeudet werden, mögen diese Fähigkeiten an sich selbst auch hoher Art sein, in dem Maße dürfen wir sicher ein Volk barbarisch nennen.

Nach diesem Grundsatze legen die mathematischen und astronomischen Wissenschaften ein entscheidendes Zeugniß ab gegen die Hindus. Sie sind von ihnen nur cultivirt worden zu dem Zwecke, der Astrologie dienstbar zu sein; unter allen denkbaren Zwecken dem vernunftwidrigsten, einem Zwecke, welcher am unfehlbarsten eine barbarische Nation verräth, und von welchem alle Nationen sich endlich abwenden in dem Maße, als Vernunft und Aufklärung bei ihnen zur Herrschaft gelangen.

Zehntes Capitel.

Allgemeine Betrachtungen über den indischen Culturzustand.

Die richtige Bestimmung und Würdigung des Culturzustandes der Hindus ist nicht nur ein Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung; sie ist auch für das britische Volk, in dessen Hände die Regierung dieses großen Gliedes der allgemeinen Völkerfamilie gelegt ist, von der höchsten praktischen Wichtigkeit. Kein Regierungssystem kann dem Zwecke der Regierung entsprechen, wenn es nicht dem Zustande des Volks angemessen ist, für welches es berechnet ist. Bei Varietäten in den nationellen Bildungsformen, welche mehr in den Extremen liegen, ist diese Wahrheit allgemein anerkannt. Wer für eine Horde umherziehender Tartaren eine Verfassung vorschlüge, die für eine gesittete, geregelte Geselligkeit berechnet wäre, würde verlacht oder nicht beachtet werden. Bei

geringern Gegensätzen der geselligen Zustände springt dies Mißverhältniß weniger in die Augen. Wenn der Mißgriff, welchen das englische Volk und die englische Regierung beim indischen Volke that, sehr groß ist; wenn man die Hindus für ein hochcivilisirtes Volk genommen hat, während sie in der Wirklichkeit nur auf den ersten Stufen der gesellschaftlichen Entwickelung stehen, so muß nothwendig bei vielen zur Regierung dieses Volks getroffenen Einrichtungen das Ziel ein sehr verfehltes sein.

Die im Vorhergehenden versuchte Zusammenstellung von Einzelheiten aus der Religion, den Gesetzen, den Sitten, den Künsten, Wissenschaften und der Literatur der Hindus giebt uns das Material, um über ihre Cultur im Ganzen ein richtiges Urtheil bilden zu können. Diese Zusammenstellung und die Vergleichungen, wozu sie Anlaß gab, hat uns lange beschäftigt, allein nicht länger, als die Wichtigkeit des Gegenstandes und die Hartnäckigkeit der Vorurtheile, welche zu entfernen waren, erforderten.

Der Glaube an eine hohe Cultur und Weisheit des Orients war schon im Alterthume gangbar. Allein die Bekanntschaft der Griechen und Römer mit den Nationen Asiens, die Perser allein ausgenommen, war so mangelhaft, und unter den Nachrichten, welche sie von ihnen mittheilen, sind so viele unglaubliche und lächerliche, daß auf ihre Meinungen in dieser Hinsicht nicht viel zu geben ist.

Unter den neuern Europäern waren die ersten, welche etwas näher mit den Völkern des asiatischen Ostens bekannt wurden, die päpstlichen Missionaire, vorzüglich die Jesuiten, die sich China zum Schauplatze ihre apostolischen Thätigkeit ausersahen. Sie kamen zu einem Volke, welches schon zu einem ungeheuren Staatsverbande vereinigt war, welches zu einer Zeit, wo Europa noch überall arm war, viele, freilich trügerische Zeichen von Reichthum und Wohlstand zeigte; sie fühlten sehr natürlich, daß, je mehr sie die Bewunderung ihrer Landsleute für dies Volk erregten, desto größerer Ruhm auf sie selbst zurückfallen würde. Es war natürlich, daß diese Missionaire Alles hervorsuchten, was ihre übertriebenen Vorstellungen von den Künsten, Wissenschaften, Einrichtungen China's nähren und verbreiten konnte. Es ist fast stets angenehmer, wenigstens bequemer, zu glauben, als zu prüfen; so

fanden diese Berichte damals in Europa unbedingten Glauben. Die Macht dieses ersten Eindrucks war so dauernd, daß selbst noch der skeptische Voltaire einer der lautesten und eifrigsten war, das Lob der Chinesen zu predigen [1]). Bei einer nähern Prüfung haben diese exaltirten Meinungen sich indessen bedeutend ernüchtert, und eine kurze Zeit wird hinreichen, sie wieder auf das Niveau der Wirklichkeit zurückzuführen [2]).

Unter sehr ähnlichen Umständen kam die früheste Kunde von Hindostan dem modernen Europa zu. Das mogolische Reich stand damals auf dem Höhepunkte seines Glanzes. Es erstreckte sich über die Haupttheile Indiens, und der Hof, die Armeen, die ganze Regierungsweise Akbers oder Aurungzebs entfalteten jene prunkende Pracht, jenes Air von Größe und Macht, welche wohlberechnet waren, weniger scharfblickenden Beobachtern zu imponiren [3]).

1) „Alles, was Erstaunen und Bewunderung erregt, setzt den Geist in eine wohlthuende Bewegung, der er sich mit solchem Behagen hingiebt, daß er sich gegen Alles sträubt, was ihn überführen kann, sein Vergnügen sei ohne Grund gewesen.“ *Hume*, **Treatise of human nature I, 53.**

2) Hierzu trugen vorzüglich die Gesandtschaft des Lord Macartney und die dadurch veranlaßten Schriften bei. S. *Barrow's* **Travels in China** und dessen Leben des Lord Macartney, und vor Allem das wichtige Document, den Band der chinesischen Gesetze, welchen George Staunton in's Englische übertragen hat. Niemand hat die Chinesen richtiger beurtheilt, als De Guignes in seiner Reise.

3) Vieles, was Barrow über die lobpreisenden Berichte der päpstlichen Missionaire bemerkt, findet auch auf die thörichten Erzählungen vieler Reisenden über die Hindus seine Anwendung. „In demselben Athem, womit sie die außerordentliche kindliche Liebe preisen, erzählen sie beiläufig die gewöhnliche Sitte, Kinder auszusetzen; gleich auf die strenge Moralität und ceremonielle Sitte des Volks folgt ein Register der gröbsten Ausschweifungen; die Tugend und Weisheit der Gelehrten wird erläutert durch Proben ihrer Unwissenheit und ihrer Laster; reden sie auf der einen Seite von der ungeheuren Fruchtbarkeit des Landes und der erstaunlichen Bodencultur, so finden wir auf der nächsten Tausende umkommen vor Mangel; und während sie voll Bewunderung die Fortschritte der Eingebornen in Künsten und Wissenschaften preisen, erzählen sie ganz offen, daß dieselben ohne Hülfe von Fremden weder ein Geschütz gießen, noch eine Sonnenfinsterniß berechnen können.“ **Travels in China, p. 31.**

Schade, daß ein so reiner, für Wahrheit glühender Geist, als W. Jones, seinen schönen Eifer für orientalische Wissenschaft an die unglückliche Hypothese einer hohen asiatischen Cultur vergeuden mußte. Er verfocht seine Meinung mit allen Vortheilen seines hohen Ansehens und seiner glänzenden Manier und gewann dafür einen so allgemeinen Anhang, daß es lange unmöglich gewesen wäre, gegen dieselbe Gehör zu finden.

Zu den verschönernden Illusionen, womit die Phantasie alle einmal liebgewonnenen Meinungen umgiebt, kam bei Jones noch der lobenswerthe Zweck, die Hindus in den Augen ihrer europäischen Gebieter zu heben und so einen besseren, milderen Geist in die Regierung einzuführen. Der Irrthum seines Verstandes fand dabei einen freien Hinterhalt in den vaguen, unklaren Begriffen von dem Wesen der socialen Cultur, in welchen er sich einmal festgebannt hatte. Der Ausdruck »Civilisation« bezeichnet bei ihm keinen bestimmten, abgegrenzten Kreis von Vorstellungen. Mit Ausnahme einiger ganz wilden Völkerstämme wird er allen Nationen auf allen Stufen der socialen Entwickelung freigebig ertheilt [1]).

Es ist schwierig, das Charakteristische der verschiedenen Stufen des socialen Fortschrittes anzugeben. Nicht aus einem oder einzelnen Zügen läßt sich ein sicherer Schluß ziehen. In diesen begegnen sich oft Nationen, welche wesentlich ganz entfernten Entwickelungsstufen angehören. Nur die Gesammtheit aller einzelnen Bildungsmomente giebt den Gehalt ihrer Culturformen, und nur in der vergleichenden Betrachtung erhält man einen Maßstab, um die relative Höhe der einzelnen Culturstufen zu ermessen.

So viel auch die neuere Wissenschaft zur Aufhellung vieler historischer Partieen schon geleistet hatte, so war doch von dieser Seite zur Zeit Jones nur Weniges gethan [2]). Seine Ideen über

[1]) Sir W. Jones stützte seine Behauptung von der hohen Civilisation der Hindus unter Anderem darauf, daß sie niemals in fremde Länder gingen, eine Annahme, die sich als ganz irrig gezeigt hat. As. Res. VI, 531. I, 271.

[2]) In den Schriften Miller's in Glasgow, welche damals erst zum geringern Theile erschienen und Jones wahrscheinlich ganz unbekannt waren, findet sich diese Seite der Geschichte zuerst näher beleuchtet, allein

Culturgeschichte waren so unreif, daß Rousseau in seinen Declamationen über die Tugend und Glückseligkeit der Wilden kaum weiter geht, als Jones in seinen Anpreisungen des wilden, rauhen, räuberischen Lebens der wandernden Araberhorden. »Sind ihre Stämme nicht in Kriege verwickelt, so bringen sie ihre Tage damit hin, ihre Heerden und Kameele zu weiden und ihre Volksgesänge zu singen, die ihnen fast immer ohne Kunst und Vorbereitung entströmen, wie der Augenblick sie ihnen eingiebt. Voll Verachtung der prächtigen Säulen und düstern Gebäude der Städte, im Vergleich zu den heitern Reizen des Landes und der Ruhe ihrer Zelte, genießen sie das höchste Glück, von dem sie eine Vorstellung haben, in der schönsten Umgebung, unter einem ewigen Frühlinge [1]).« »Wenn höfliche, wohlwollende Sitte, wenn Liebe zur Poesie und Beredtsamkeit und Uebung der erhabensten Tugenden ein richtiges Maß der wahren Cultur ist, so haben wir sichere Beweise, daß die Araber sowohl der Ebenen, als der Städte, sowohl in republikanischen, als monarchischen Staaten ein hochcultivirtes Volk waren, lange ehe sie Persien eroberten [2]).« Es ist kein Wunder, wenn der Mann, der dies schrieb und glaubte, bei

mehr in gelegentlichen Betrachtungen der einzelnen Fälle, als in einer erschöpfenden Induction, welche auf höhere Gesichtspunkte führte. Es war die Absicht auch der gegenwärtigen Untersuchungen, diese, seitdem nicht weiter verfolgte Richtung zu fördern. Das hier zusammengestellte Material wirft Licht auf die socialen Zustände der Hauptnationen Asiens. Nicht nur die Hindus, Araber, Türken und Chinesen der jetzigen Zeit, sondern auch die Hindus, Araber, Perser des Alterthums, die Chaldäer, Juden, selbst die alten Egypter sind bei dieser Untersuchung betheiligt, und zu diesen kommen noch, mit Ausnahme der wandernden Tartaren und der hyperboräischen Horden, die Völker zweiten Ranges, die Bewohner der östlichen Halbinsel und der Ebenen und Berge Tibets. Es ist überraschend, welche Uebereinstimmung bei allen diesen Nationen alter und neuer Zeit trotz der Verschiedenheit der ersten Erscheinung in Gesetzen und Regierungsformen, in ihrer Denkart, ihrem Aberglauben und ihren Vorurtheilen, in Künsten und Literatur, selbst in den äußern Formen der Sitte und des Benehmens sich findet.

[1]) **Essay on the Poetry of Eastern Nations.** — Bekannt ist Voltaire's Ausruf, als er die Rousseau'schen Tiraden las: „Jamais n'avais-je tant d'envie de marcher à quatre pattes."

[2]) **As. Res. II, 3.**

den Hindus den höchsten Grad von Gesittung fand. Dennoch erklärt derselbe in der nämlichen Schrift und von dem nämlichen Volke: »Ich finde unter ihnen bis zu ihrer Auswanderung keine Spur einer Philosophie, außer einigen Sittenmaximen;« und auch von diesen sagt er: »Die Haupttugenden, welche sie einschärften, waren Verachtung des Reichthums und selbst des Todes; allein zur Zeit der sieben Poeten war ihre Freigebigkeit ausgeartet in thörichte Verschwendung, ihr Muth in Wildheit, ihre Geduld in hartnäckige Unterziehung nutzloser Gefahren [1]).« Er setzt hinzu: »Die einzigen Künste, in welchen sie auf Auszeichnung Anspruch machten (abgesehen von ihren Reiterkünsten und militairischen Fähigkeiten) waren Poesie und Rhetorik [2]).« Dies klingt freilich etwas wunderbar von einem »hochcivilisirten Volke,« und einem »Muster wahrer Cultur [3]).«

[1]) Das. p. 9.

[2]) Das. p. 14. — „Bei dieser und vielen andern Gelegenheiten wird der besonnene Historiker mit Gewalt aus einem süßen Traume geweckt und nicht ohne einiges Widerstreben ihm das Bekenntniß abgezwungen, daß das Hirtenleben, welches man gern mit den schönsten Farben von Frieden und Unschuld ausschmückt, weit verwandter ist mit der wilden, blutigen Sitte des streifenden Kriegers.“ *Gibbon* c. XXVI, p. 342.

[3]) In derselben Abhandlung bemerkt Sir William ferner: „Daß wir von ihnen kein prosaisches Werk besitzen vor dem Koran, kam vermuthlich aus ihrer geringern Kunde der Schreibkunst, aus ihrer Vorliebe für die gewohnte poetische Form und der Leichtigkeit, womit Verse sich dem Gedächtnisse einprägen. Allein alle ihre Erzählungen beweisen, daß sie eine große Beredtsamkeit besaßen und eine wunderbare Fertigkeit, ohne Vorbereitung in fließenden, kräftigen Perioden zu reden.“ A. a. O. „Wer,“ sagt Ferguson, „wollte im nackten Wilden einen Gecken und Stutzer vermuthen? Wer wollte ihn stolz und eitel glauben ohne die Unterschiede von Rang und Vermögen? Wer wollte in ihm suchen, daß seine Hauptsorge darin besteht, sich zu putzen und zu amüsiren? Und selbst wenn vorausgesetzt werden könnte, daß er unsere Laster theilte und in seiner Wildniß mit unsern städtischen Thorheiten wetteiferte, so würde doch Niemand voraussetzen können, daß er eben so in Tugenden und Talenten uns gleichkäme, daß er eine Schärfe des Geistes, eine Kraft der Einbildungskraft und der Beredtsamkeit, ein Feuer, eine Lebendigkeit des Gefühls besäße, welche durch die Künste, die Bildung, die Gesittung weniger Nationen gewinnen könnten. Und doch ist keiner dieser Umstände, der nicht von denen, welche Gelegenheit gehabt haben, die Menschheit

Eine der Ursachen, wodurch es allgemeiner Ton wurde, die indische Volksthümlichkeit lobend zu erheben, war ohne allen Zweifel die Absicht, recht unparteilich zu erscheinen. Es ist ein Merkmal ungebildeter Nationen wie ungebildeter Individuen, in einseitiger Nationalität und beschränkter Vorliebe für das Eigne befangen, alles Fremde zu verachten. Die aufgeklärtesten Nationen Europa's hatten damals neuerdings die Schwäche dieser Abschließung eingesehen, und die Neuheit machte die Ausnahme davon zu

auf ihrer rohsten Stufe zu beobachten, uns versichert würde? und außer ihren Zeugnissen haben wir nichts, was uns darüber Belehrung giebt." **Essay on the hist. of Civil Society. II, 1.**

Das Ungenaue, Schwankende in den Vorstellungen der europäischen Gelehrten über das Wesen der Civilisation tritt besonders in ihren Ansichten über asiatische Nationen hervor. Gibbon sagt: „Die scythische Reiterei mußte den raschen, feurigen arabischen Rossen weichen; die Reiter wurden in unregelmäßigen Gefechten getödtet und die nordischen Barbaren wurden von Entsetzen ergriffen vor der entmenschten Wildheit der Barbaren des Südens. Ein gothischer Soldat war erschlagen vom Schwerte eines Arabers, und der haarige, nackte Wilde drückte seine Lippen auf die Wunde und trank mit einem scheußlichen Vergnügen das Blut seines besiegten Feindes." IV, 413. Eben so rechnet er die ganze bunte Völkermasse, welche unter dem persischen Scepter vereinigt war, zu den Barbaren, und von den Syrern und Egyptern, welche den Hindus in ihrer Bildungsweise noch näher standen, sagt er: „Der Gebrauch ihrer alten Dialecte, wodurch sie sich von dem allgemeinen Verkehre abschlossen, hemmte bei diesen Barbaren jeden Fortschritt." Das. I, 62. (Man bemerke, wie die nämliche Ursache bei den Hindus, und in noch höherem Grade, dieselbe Wirkung hervorbrachte.) Die Israeliten waren zur Zeit der mosaischen Gesetze noch fast ganz ohne Cultur. Und doch sind diese Gesetze nicht nur den analogen Institutionen der Hindus, sondern aller asiatischen Nationen überhaupt weit überlegen. Allein die geselligen Zustände werden uns durch unsere Religion von früher Jugend an vertraut und gewöhnlich. Kein Europäer dagegen wird früh, und selten einer überhaupt mit den andern Nationen Asiens näher vertraut. Der Reiz der Neuheit fällt daher dort ganz weg, welcher hier oft eine blinde Vorliebe erweckt. Unter den Anhängern Jones mochten Viele in ihren Ansichten über das uncivilisirte Leben sich gar nicht klar sein. Sie vermutheten eine Entäußerung alles Menschlichen überhaupt und begrüßten daher jedes Hervortreten der rein menschlichen Natur und besonders solche Fähigkeiten, welche gerade bei Wilden sich in der überraschendsten Ausbildung zeigen, als entschiedene Zeichen von Civilisation.

einer Auszeichnung. Es war kein geringes Motiv für den Reisenden, durch laute Bewunderung und Anpreisung asiatischer Sitte und Weise seine Erhabenheit über heimische Vorurtheile zu zeigen [1]).

Die Europäer wurden ziemlich zu einer Zeit mit der amerikanischen und der indischen Bevölkerung bekannt. Dort sahen sie ein Volk ohne feste Wohnsitze, ohne politische Einrichtungen, kaum mit andern Kunstfertigkeiten bekannt, als welche das rohe Bedürfniß dringend erheischte; und auf der andern Seite ein Volk in großen Städten zusammenwohnend, den Boden bebauend, durch ein künstliches System der Unterordnung zusammengehalten, mit uralten Monumenten, mit einer Art von Literatur, unter einem Monarchen, dessen Herrschaft ausgebreitet, dessen Hof prächtig war; sie glaubten, von einem Extreme der Civilisation zum andern zu kommen. Die Hindus wurden mit den amerikanischen Wilden verglichen; die Umstände, worin sie sich von ihnen unterschieden, waren dieselben, welche sie mit den gebildetsten Nationen gemein hatten, und andere übersah man; man scheint kaum daran gedacht zu haben, daß in den Folgerungen zu ihren Gunsten zu weit gegangen werden könnte [2]).

[1]) Keiner hat dies selbst freimüthiger eingestanden, als Le Gentil. „Avant que j'eusse perdu mon clocher de vue, sagt er, les Français étaient mes héros.... Quant à moi, je suis guéri de mes préjugés et *je m'applaudis en sécret de m'être detrompé.* — Auch Obrist Dow äußert ziemlich naiv seine Zufriedenheit mit seiner eignen Aufgeklärtheit in dieser Hinsicht. S. die Vorr. zu s. Hindostan.

[2]) Die übertriebenen Beschreibungen der Spanier von der mexicanischen Cultur hatten, nach Robertson, ganz ähnliche Ursachen, als die der Engländer und Franzosen von den Hindus. „Als die Spanier von den rohen Stämmen, mit welchen sie bisher verkehrt, zuerst an der Küste Mexico's landeten und ihnen unerwartet ein geordneter Staat und Künste eines höher gesitteten Lebens entgegentraten, meinten sie, endlich ein civilisirtes Volk in der neuen Welt gefunden zu haben. Diese Vergleichung der Mexicaner mit ihren wilden Nachbaren scheint sie stets geleitet zu haben, und da sie mit Verwunderung bei jenen eine Menge Dinge wahrnahmen, welche ihre hohe Ueberlegenheit über die letzteren anzeigten, so redeten sie von ihren noch sehr in ihrer Kindheit befindlichen Einrichtungen in Ausdrücken, welche nur auf ein weit höher civilisirtes Volk anwendbar sind. Dies ist immer bei den früheren spanischen Berichterstat-

Bei näherer Kenntniß und fortgesetzter Beobachtung mußte sich mit Nothwendigkeit ergeben, daß die Hindus gegenwärtig wenig höher ständen, als andere halbcultivirte Nationen. Damit war denn unmittelbar der rettenden Hypothese Raum gegeben, daß die Hindus jetzt im Zustande der Gesunkenheit sich befänden, und daß wir nur die Trümmer der frühern hohen Cultur erblickten, welche durch das Elend der fremden Eroberung und Unterjochung in Verfall gerathen.

Diese Theorie war nur durch die Absicht entstanden, von der vorhergefaßten Lieblingsansicht so viel zu retten, als mit dem, was der Augenschein einmal unleugbar lehrte, sich irgend vertragen wollte. Sie gründete sich nicht auf das schon Bekannte; sie war eine willkürliche Annahme. Sie ging der Untersuchung voraus, und nur die Untersuchung war willkommen, welche ihr Unterstützung zu versprechen schien [1]).

Hierzu boten sich besonders die Behauptungen der Brahminen, welche von alten Zeiten sprachen, wo die Herrscher von Hindostan im Besitze großer Macht und Herrlichkeit gewesen wären. Solche Behauptungen waren indeß sehr der Prüfung bedürftig, indem wir bei allen roheren Völkern diesen Glauben, diesen Ahnenstolz auf eine glänzendere Vorzeit unterhalten finden, welche von ihren Dichtern oder Schriftstellern mit allen Farben, deren sie mächtig sind, ausgeschmückt wird. Wenn die brahminischen Erzählungen von ihrer Vorzeit durchweg den Charakter der Naturwahrheit in sich trügen, so würde eine gewisse innere Wahrscheinlichkeit ihnen einzuräumen sein; wenn sie dagegen weit ab vom natürlichen Gange der menschlichen Dinge alle Grenzen der Wirklichkeit überspringend, sich nur als wild unnatürliche Fictio-

tern in Anschlag zu bringen. Durch die natürlich gebotene Parallele zwischen den Mexicanern und den noch weit rohern Nachbarvölkern steigerten sie ihre Vorstellungen über jene zu hoch. Spätere nahmen die Weise ihrer Vorgänger an und gingen noch weiter.“ **Hist. of Am. III, 330.**

[1]) **Le voyageur racontant ses avantures, cherche dans l'admiration de ceux qui l'écoutent, un dédommagement aux dangers qu'il a courus; il enfle la narration. Le savant, qui s'est donné beaucoup de peine pour apprendre des langues étrangères et lointaines, s'extasie sur la beauté des ouvrages qu'il est parvenu à entendre.“** *Anq. Duperron*, **Supplém. aux Rech. sur l'Inde, not. II.**

nen ausweisen, so werden sie, anstatt für einen frühern Zustand der Bildung und Civilisation zu beweisen, vielmehr für das Gegentheil Zeugniß ablegen. Wenigstens ist sicher anzunehmen, daß, wären die Hindus seit den frühesten Zeiten im Zustande der Halbbarbarei beharrt, die Brahminen uns genau solche Erzählungen überliefert haben würden, als wir in der That von ihnen erhalten haben.

Da wir bei den Hindus keine eigentliche Geschichte und somit keinen directen Beweis einer früheren Civilisation finden, so können wir nur aus ihren Gesetzen und Institutionen, ihren Sitten, Künsten und Wissenschaften zurückschließen. Wären diese durch höhere Sittenzustände bedingt und denen der Gegenwart entfremdet, so würde die Folgerung sehr begründet sein, daß sie einer höher gebildeten Vorzeit ihr Dasein verdankten. Allein die Gesetze und Institutionen der Hindus bilden mit ihren übrigen gegenwärtigen Zuständen durchaus ein zusammengehöriges Ganzes. Weit entfernt, auf einen vollkommneren Culturzustand zu deuten, sind sie mit einem solchen vielmehr ganz unvereinbar und konnten durchaus nur bei der dürftigsten Geistesbildung entstehen und sich erhalten. Da auch die Sitten, Künste und Wissenschaften der alten Hindus mit der Beschaffenheit ihrer Gesetze und Sitten völlig in Einklang stehen, so vereinigt sich Alles, was wir von der indischen Vorzeit wissen, dahin, jede höhere Cultur ihr völlig abzusprechen.

Hätten ferner die Hindus jemals einen bedeutenden Grad der Civilisation erreicht, so ist uns gar keine Zeit so tiefen und allgemeinen Drucks bekannt, wodurch ein großes gebildetes Volk in die jetzige Barbarei hätte zurücksinken können. Die Eroberung von Hindostan durch die mahomedanischen Nationen war weder sehr blutig, noch verheerend. Sie substituirte eine Dynastie für eine andere und mischte den alten Bewohnern eine kleine Zahl neuer Ankömmlinge bei, ohne jedoch die alten Formen der Gesellschaft umzustoßen, ohne die Landessprache zu verdrängen. Die ursprünglichen Bewohner blieben im Besitze des Bodens und wurden nach wie vor nach ihren eigenen Gesetzen und Gebräuchen regiert; ja, das ganze Detail der Verwaltung, mit Ausnahme der Armee und einiger der obersten Würden, blieb unverändert in

den Händen der ursprünglichen Richter und Beamten [1]). Die wenigen Verfolgungen, welche sie durch den religiösen Eifer eines oder zweier Herrscher zu erdulden hatten, waren zu kurz und vereinzelt, um von bedeutenden Folgen zu sein [2]).

Sehen wir uns um nach den nähern Umständen in der Geschichte jener mächtigen Könige, welche über ganz Indien herrschten und unter deren Herrschaft die Wissenschaft blühte und die-

[1]) Die Verwaltung der Justiz blieb fast durchaus unter den mogolischen Eroberern von Hindostan den Hindus überlassen, indem das Amt des Duan einem Manne aus diesem Volke übergeben wurde.“ *Orme* p. 443. „Obgleich die mogolischen Tartaren unter Tamerlan und seinen Nachfolgern sich zu Herren fast des ganzen Landes gemacht hatten, so haben doch die ursprünglichen Bewohner durch die Niederlassung dieser Fremden sehr wenig von ihrem ursprünglichen Charakter verloren.“ Derf. **Hist. of milit. transact. in Indostan. I, 2.**

[2]) Die thörichte Vergleichung der mogolischen Eroberung von Hindostan mit dem Umsturze des römischen Reichs durch die nordischen Völker schien diese Annahme, daß die Hindus durch die Leiden der Barbarei wieder in Barbarei versunken seien, zu rechtfertigen. Allein diese Fälle sind ganz verschieden. Vor den immer neu andringenden Strömen von Barbaren verschwanden die alten Bewohner der römischen Provinzen fast völlig. Ueberall wurden sie aus dem Landbesitze verdrängt und gewöhnlich zu Leibeignen und Hörigen gemacht. Die alten Einrichtungen verschwanden gänzlich und neue traten an ihre Stelle. In vielen Gegenden wurde die Sprache der Eroberer herrschend; in den übrigen vermischte sie sich wenigstens in solchem Maße mit der Sprache der unterjochten Bewohner, daß ganz neue Idiome entstanden. Endlich waren die Bewohner der römischen Provinzen durch den Jahrhunderte lang auf ihnen lastenden Fluch der erbärmlichen Regierungen so tief schon gesunken, daß den Unterjochern wenig mehr zu thun blieb, um sie ganz zu sich niederzuziehen. Dies zeigt sich besonders bei den Griechen des oströmischen Reichs, deren Zustand bei ihrer Unterjochung durch die Türken nicht sehr verschieden erscheint von dem, in welchen sie jetzt versunken sind. Am passendsten läßt sich die Unterjochung der Hindus durch einen Tartarenstamm mit der Eroberung China's durch einen ähnlichen Tartarenschwarm vergleichen. Wir haben gar keinen Grund, jene für verheerender zu halten, als diese. Wenn die Mongolen nicht die Religion und Einrichtungen der Hindus annahmen, so geschah dies, weil die Religion und Sitte der Hindus jede Theilnahme abwehrten und weil sie selbst schon zu einer aufgeklärten Religion sich bekannten. S. *Francis's* **Minute, p. 30** und die Schrift von *Grant*: **On the character of the Hindus, printed by order of the house of commons, 1813.**

Civilisation ihre größte Höhe erreichte, so finden wir nichts als Fabeln der abenteuerlichsten, wunderlichsten Art. Aus diesen läßt sich keine andere Folgerung ziehen, als daß sie in einem rohen, beschränkten Zeitalter entstanden. Bharat oder Bharata war danach der erste Herrscher über ganz Indien, welches von ihm den Namen erhielt; es heißt nämlich in der Sprache seiner Bewohner Bharata Versh. Hierin widersprechen sich jedoch, wie gewöhnlich, die indischen Erzählungen selbst, denn Bharat wird vor Rama, dem Sohne Cush, genannt, der nach Jones [1]) als der Erste dargestellt wird, welcher in Indien eine regelmäßige Herrschaft errichtete. Judhishter wird ein anderer unter diesen allgemeinen Herrschern genannt; allein bei ihm ist selbst die Geburt allegorisch; er ist der Sohn Dherma's, des Gottes der Gerechtigkeit, und regierte 27,000 Jahre. Vorzüglich knüpfte sich die Idee von einem allgemeinen indischen Reiche und der Blüthe der Kunst und Wissenschaft an den Namen Vicramaditya. Hören wir, was von ihm erzählt wird, um dann zu urtheilen. »Die beiden Perioden Vicrama'ditya's und Saliva'ha'na's sind eng mit einander verbunden, und die Sagen, welche wir von beiden haben, sind sehr verworren und erstaunlich voller Widersprüche und Ungereimtheiten. Im Allgemeinen kennen die Hindus nur einen Vicrama'ditya; allein die Gelehrten nehmen vier an, und wenn sie auf mein Verlangen schriftliche Quellen vorwiesen, so fand ich zu meinem Erstaunen nicht weniger als acht oder neun. Vicrama'ditya machte einen verzweifelten Tapasya, um von Ca'li'devi Macht und langes Leben zu erhalten, und als sie seinen Bitten taub blieb, wollte er sich selbst den Kopf abschneiden. Da erschien sie und gewährte ihm eine tausendjährige, ungestörte Herrschaft über die ganze Welt; nach welcher Zeit ein göttliches Kind geboren von einer Jungfrau, Sohn des großen Tacshaca, d. i. Zimmermann oder Künstler, ihm Leben und Reich nehmen würde. Dies sollte geschehen im Jahre 3101 des Cali-yug oder im ersten der christlichen Aera. Die Geschichte dieser neun Heroen, vorzüglich wenn sie zu einem zusammengeschmolzen werden, bildet das widersinnigste Gemisch heterogener Legenden aus den apokryphischen Kindheitsevangelien

[1]) As. Res. I, 258.

Christi, den Fabeln der Rabbinen und Talmudisten von Salomon mit einigen Erzählungen von Mahomed untermischt, endlich noch mit einigen Zügen aus der Geschichte der persischen Könige der sassanidischen Dynastie versetzt. So wird Vicrama in die Zeit Salomo's versetzt und soll gleich ihm den großen Mantra oder Talisman gefunden haben, womit er die Elemente und die Geister aller Reiche beherrschte, welche ihm wie Sklaven dienen mußten. Gleich Salomon saß er auf einem wunderbaren, von Löwen getragenen Throne, welche mit Vernunft und Sprache begabt waren. Wir lesen im Vetala-pancha-vinsati, daß zwei Vicrama'ditya's unter dem Beistande des großen Vetala's, oder Teufels, das Reich der Welt, langes Leben und unbegrenzte Macht erhielten. Sie vernichteten ihm zu Ehren den Pújá, opferten ihm und ergaben oder verschrieben sich ihm ganz [1]). Auf solchem historischen Grunde ist das prächtige Gebäude von einer großen Universalmonarchie, einer Herrschaft der Künste und Wissenschaften und Alles, was das Leben verschönern und die Kräfte des Menschen ausdehnen kann, auferbaut. Die Legende giebt sich ganz unverhüllt als das, was sie ist, als die Ausgeburt einer rohen, ungeläuterten Phantasie, um das Staunen eines eben so rohen Zeitalters zu erregen durch eine Erzählung von übermenschlichen Handlungen, Kräften und Begebenheiten, welche aus den Sagen und der Geschichte anderer Völker sich bereichert, um durch Aneignung der wundervollen Thaten der ganzen Welt einer rohen Nationaleitelkeit zu schmeicheln. Wenn der Historiker seinem Helden eine Regierung von tausend Jahren zuschreibt, so ist dies ganz dieser Richtung angemessen; eben so, wenn er ihm die Herrschaft nicht nur über Indien, sondern über die ganze Welt ertheilt. Dies Alles ist ganz in dem rohen Charakter dieser Sagen; allein solche Sagen, wären sie auch zu tausenden vorhanden, würden so wenig einen Beweis für eine große indische Monarchie liefern, deren sie gar nicht erwähnen, als für eine allgemeine Weltmonarchie oder die tausend- oder zehntausendjährigen Regierungen, welche sie ausdrücklich behaupten [2]).

1) *Wilford*, Essay on *Vicramaditya* and *Salivahana*, As. Res. IX, 117.

2) Untersuchen wir die chronologische Tabelle der Hindukönige bei

Die Verzeichnisse der Königsnamen in den Büchern der Hindus sind nach Wilford's Versicherung reine Erdichtungen ohne die geringste historische Grundlage. Bei Anführung der Quellen, aus welchen er das Material zu seiner Schrift über Vicramaditya und Salivahana nahm, sagt er: »Das vierte Verzeichniß ist in alle indischen Dialekte übertragen und auf wenigstens zwanzig verschiedene Arten umgeformt, je nach den Einfällen eines Jeden, der sich damit befaßt. Es bildet jedoch die Basis der ganzen innern Geschichte unter den Hindus, wie z. B. im Khuláfetul Tuwarie und im Tadkeratussulatin. Letztere Schrift ist eine vollkommene Probe der indischen Geschichtschreibung; denn außer dem erwähnten Verzeichnisse ist alles Uebrige aus dem productiven Gehirne des Compilators hervorgegangen. Bei allen diesen Verzeichnissen scheinen die Ordner und Compilatoren kein anderes Augenmerk gehabt zu haben, als in den Hauptepochen eine gewisse Zahl und Ordnung zu beobachten, während sie die Zwischenräume mit Königsnamen ausfüllten, die sonst nirgends gefunden und wahrscheinlich gänzlich erdichtet sind. Oft lassen sie Königsnamen, von welchen sie nichts zu sagen wissen, ganz aus und bringen die Regierungszeit derselben unter den bekannteren Namen unter. Sie tragen auch kein Bedenken, Könige oder auch ganze Dynastieen entweder aus Verwechselung oder aus irgend einer willkürlichen Ansicht völlig zu versetzen. Bei alten Chronisten war es gar nicht ungewöhnlich, von alten berühmten Königen gleich mit Uebergehung der vermittelnden Glieder zu irgend einem spätern Nachkommen oder Nachfolger überzuspringen und die dadurch entstehende Lücke in der Zeitrechnung durch Ausdehnung der Regierungszeiten auszufüllen. Auf diese Weise sind z. B. die Listen

Jones, so finden wir die Zeit Vicramaditya's nach der muselmännischen Eroberung angegeben.

	Jahre.
Von Chandragupta bis zum Erlöschen der Maurya-Dynastie (As. Res. II, 139.)	137
Die Sungas (das. 140)	112
Die Cannas (Das.)	345
Die Andras (erlöschend mit Chandrabija) (das. 141)	456
Von Chandrabija bis Vicramaditya (das. 142)	396
Von Chandragupta bis Vicramaditya (As. Res. IV, 26.)	1446

Nun war Chandragupta Zeitgenoß des Seleukos (As. Res. IV, 26.), welcher um 300 v. Ch. zu regieren begann. Hiernach würde also die Regierung Vicramaditya's um 1146 nach Ch. beginnen.

der alten persischen Könige entstanden, und mehrere Beispiele der Art könnten auch in der Schrift nachgewiesen werden. Ich lernte letzthin zu Benares einen Historiker dieses Schlages kennen, der ganz offen bekannte, daß er die Lücken zwischen den berühmten Königen mit den ersten besten Namen ausfüllte, daß er ihre Regierungszeiten beliebig verkürzte und verlängerte, und daß seine Vorgänger sich ganz natürlich dieselben Freiheiten genommen hätten. Natürlich ist bei diesem ihren Verfahren von historischer Kritik und Wissenschaftlichkeit keine Rede; selbst absichtliche Betrügerei zeigt sich zuweilen ganz offenbar. Dies ist z. B. sicher der Fall bei den prophetischen Abschnitten im Bhagavat und in den Vaya, Vishu und Brahmanda Puranas, welche nebst den genannten Verzeichnissen den ganzen Fonds des historischen Wissens bei den Hindus bilden. Das Ganze würde sich etwa in vier gedruckte Quartseiten fassen lassen [1]).«

Dies ist die Art, wie die Verfasser der Puranus sich mit einer genügenden Quantität gewöhnlicher Könige versehen; vernehmen wir Wilford ferner über die Art, wie sie sich die außerordentlichen zu verschaffen wissen. »Die Neigung der Hindus, Alles sich anzueignen, ist bekannt. Wir haben früher ihre Ansprüche auf Bahram-Gûr und seine Nachkommen bemerkt; auf dieselbe Weise behaupten sie, daß Akbar in einem früheren Leben ein Hindu gewesen sei. Die Nähe der Zeit jedoch, in welcher dieser berühmte Kaiser lebte, nöthigte sie, dies auf folgende Art zu erklären. Es war ein heiliger Brahmin, welcher sehr wünschte, Kaiser von Hindostan zu werden; der einzige practicable Weg hierzu war, erst zu sterben und dann wieder geboren zu werden. Zu diesem Zwecke machte er einen verzweifelten Tapasya, indem er die Erinnerung alles dessen, was er in seinem jetzigen Leben wußte, verlangte. Dies konnte ihm nicht völlig gewährt werden; allein es wurde ihm gestattet, Einiges, dessen Erinnerung ihm besonders wichtig war, auf eine Metallplatte zu schreiben; dann sollte er dieselbe vergraben und erhielt das Versprechen, sich des Orts im nächsten Leben zu erinnern. Mucunda, dies war sein Name, ging nach Allahabad, vergrub die Platte und

[1]) As. Res. IX, 132 — 33.

verbrannte sich hierauf. Neun Monate später wurde er geboren, als Akbar, welcher, sobald er den Thron bestiegen hatte, nach Allahabad ging und leicht die vergrabene Platte fand. So eignen die Hindus Muhamed und Akbar sich zu; ganz wie die alten Perser von Alexander behaupteten, er sei der Sohn ihrer Könige gewesen, so daß sie im Grunde nur ihren eignen Landsleuten sich unwarfen [1]).«

Die Notiz in Betreff Bahram-Gûr's im Anfange der Stelle ist hier sehr wichtig, indem sie uns zeigt, daß Vicramaditya, welchen die Legende zum Herrscher der Weltmacht und die gläubigen Verfechter der großen indischen Monarchie für einen Kaiser von Hindostan halten, in der That ein König von Persien war, der die Brahminen nach ihrer gewöhnlichen Weise, alles Außerordentliche, wovon sie in der Welt hören, sich anzueignen, zu sich herüberzogen. »Einer dieser Vicrama's,« sagt Wilford, »war offenbar ein sassanidischer Fürst, und zwar der berühmte Shabour oder Sapor, welcher den Kaiser Valens gefangen nahm [2]).« Die Geschichte lautet, wie folgt: »In Gurjjara-mandalam sind die Flüsse Sabharamati und Mahi; zwischen beiden ist ein Wald, in dem residirt Tamralipta-rishi, dessen Tochter König Tamrasena heirathete. Sie hatten sechs männliche Kinder und eine Tochter, Mandava-rec'ha. Der König hatte zwei Jünglinge, Devas'arma und Havis'arma, deren Geschäft es war, jeden Tag die Kleider ihres Herrn in dem Wasser des nächsten Flusses zu waschen. Eines Tages, als Devas'arma allein kam, hörte er eine Stimme, welche die Worte sprach: »Sage König Tamrasena, er solle mir seine Tochter geben; wenn er sich weigere, so würde es ihn gereuen.« Der Jüngling hinterbrachte bei seiner Rückkehr das Ganze seinem Herrn, welcher ihm nicht glaubte und am folgenden Tage Havis'arma sandte. Dieser hörte die Stimme ebenfalls mit denselben Drohungen. Der erstaunte König machte sich selbst auf und hörte die Stimme ebenfalls. Er versammelte seinen Rath und es ward beschlossen, der König sollte wiederum hingehen und den Redenden fragen, wer er wäre. Auf diese Frage antwortete

[1]) As. Res. IX, 158.
[2]) Daf. 149.

der vermeintliche Geist: »Ich bin ein Gand'harva, oder himmlischer Chorsänger, und durch den Zorn Indra's verdammt, die Gestalt eines Esels anzunehmen. Ich wurde geboren in dieser Gestalt in dem Hause eines Cumbhacara, oder Töpfers, in Deiner Hauptstadt, und täglich wandle ich umher, mir Futter zu suchen. Der König erklärte, er sei bereit, ihm seine Tochter zu geben; allein er sähe selbst ein, daß diese Verbindung unmöglich sei, so lange er seine jetzige Gestalt behielte. Der Gand'harva sagte: »Sorge nicht deßhalb, sondern willfahre meinem Verlangen und es wird wohl mit Dir stehen.« Wenn Du so mächtig bist, sagte der König, so verwandle die Mauern meiner Stadt und die Mauern der Häuser in Messing und laß es geschehen sein bis morgen vor Sonnenuntergang. Der Gand'harva versprach's und vollendete Alles bis zur anberaumten Zeit; der König gab ihm natürlich seine Tochter. Dieses Gand'harva's Name war Jayanta, Sohn Brahma's. Als Indra ihm fluchte, demüthigte er sich, und Indra, besänftigt, gestattete ihm, zur Nachtzeit seine menschliche Gestalt wieder anzunehmen; der Fluch aber sollte nicht von ihm hinweggenommen werden, bis Jemand seine Eselsgestalt verbrennte. Die Mutter des Mädchens belauschte sie einst in der Nacht und sah zu ihrer Freude, daß der Gand'harva in menschlicher Gestalt mit ihrer Tochter kos'te. Da nahm sie seine Eselsgestalt und verbrannte sie. Frühmorgens suchte der Gand'harva diesen seinen Leib und fand ihn zerstört. Da kehrte er um zu seinem Weibe, belehrte sie von dem Vorgefallenen und daß, da sein Fluch zu Ende sei, er zum Himmel zurückkehren und sie verlassen müsse. Auch belehrte er sie, daß sie von ihm schwanger sei und daß der Name des Kindes Vicramaditya sein solle [1]). Nach Beibringung noch mehrerer Einzelheiten setzt Wilford hinzu: »Dies ist offenbar die Geschichte Yesdegird's, des Sohnes von Bahram-Gûr oder Bahram dem Esel, Könige von Persien; die Hauptzüge sind die nämlichen und die Zeit trifft vollkommen zu. Die Liebe Bahram-Gûr's zu einer indischen Fürstin ist durch ganz Persien und Indien berühmt [2])«. So deutet die Geschichte

1) *Wilford.* Ac. As. Res. IX, 147 — 49.
2) As. Res. IX, 149.

Vicramaditya's, wegen dessen man uns überreden wollte, eine große Universalmonarchie und eine Blüthezeit der Civilisation und Wissenschaft in Indien anzunehmen [1]).

[1]) Wilford theilt ebenfalls die Erzählung mit, welche die Brahminen ersonnen haben, um Mahomed unter die großen Männer Hindostans einzuschieben. Es ist von Wichtigkeit, die Art zu betrachten, wie die Hindus nicht nur die Thaten, sondern auch das Persönliche und die ganze Existenz ihrer angeblichen Heroen behandelten; daher wir die Geschichte hierhersetzen, trotz ihrer Unsauberkeit, die gerade da am meisten hervortritt, wo sie, an keine Thatsachen gebunden, sich ungenirt ihrem Geschmacke überließen. „Der Sohn eines indischen Königs, der Welt überdrüssig, wurde ein Pilgrim und wanderte nach Mocseswaraſt'hana (Mecca). Auf seinem Wege in Arabien weilte er im Hause eines Brahminen, der ihn gastfrei aufnahm und durch seine Tochter bedienen ließ. Im Schlafe wurde das Tuch, womit seine Lenden bedeckt waren, durch einen Zufall besudelt. Als er erwachte, nahm er es und verbarg es in einem Winkel des Hauses in einem Loche, versteckt, wie er meinte, vor dem Mädchen. Während er außer dem Hause in Folge der nächtlichen Verunreinigung seine Waschungen verrichtete, kam das Mädchen zur gewöhnlichen Stunde, und da sie unerwartet von der Krankheit der Weiber befallen wurde und sich nach einem Tuche umsah, fiel ihr das Bündel in die Augen — kurz, sie wurde schwanger. Er reiste weiter und einige Monde später wurden begreiflicher Weise Eltern und Tochter in die größte Verwirrung gesetzt. Trotz der Betheurungen des Mädchens wurde der heilige Mann als der Schuldige angesehen, und sie selbst gleich Hagar mit ihrem Sohne in die Wüste gestoßen, wo aber beide wegen ihrer Unschuld wunderbar erhalten wurden. Nach Jahren kehrte der heilige Mann zurück, nicht ahnend, welches Unheil er im Hause des gastfreien Brahminen angestiftet. Nach vielen Vorwürfen wird die Sache aufgeklärt; allein dem Sohne des Mädchens kann nicht gestattet werden, im Hause der Verwandten zu weilen; doch wird er ehrenvoll mit seiner Mutter entlassen, nachdem er eine angemessene Erziehung und reiche Geschenke erhalten; und man räth ihm, sich selbst zu helfen und eine neue Religion zu stiften, da er seiner seltsamen Geburt halber nicht als ein Mitglied der Alten zu betrachten sei. In hohem Alter endlich wünschte er seine väterlichen Verwandten in Indien zu sehen und zu seiner neuen Lehre zu bekehren; allein er starb unterwegs zu Medinah bei Candáhár. Dies Medinah ist Ghazni, welches auch emphatisch das zweite Medinah heißt wegen der Menge der dort begrabenen Heiligen, und offenbar haben die Hindus Mahomed verwechselt mit Sultan Mahmud, dessen prächtiges Mausoleum dicht bei jener Stadt ist. So erkennen wir in ihrer Geschichte Mahomeds ein reines Gemengsel aus der Geschichte Ismaels, Hagars, Mahomeds selbst und des Sultan Mahmud. Der Samvat

Wir haben bei dieser Untersuchung außer den Erscheinungen, welche wir in den Sitten, Institutionen und Leistungen der Hin=

oder die Aera Maha'bhats (Muhameds) wurde früh unter den Hindus eingeführt und sie gebrauchen sie noch in allen bürgerlichen Verhandlungen. Nach den von den Gelehrten in Indien aufgestellten Regeln ist Muhamed sicher ein Saca und Saceswara und berechtigt zum Beinamen Vicrama. Er ist ein Saca oder mächtiges Oberhaupt, der gleich andern Sacas seine Millionen getödtet hat; er ist Saceswara oder Herrscher einer heiligen Periode. Aus diesen Gründen standen die Pandits, welche Abul=Fazil unterstützten, nicht an, ihm den Titel Vicramaditya beizulegen, und um die Aera oder wenigstens die Zeit von Vicramaditya's Auftreten mit der Aera Muhameds in Uebereinstimmung zu bringen, haben sie die Chronologie im Anfange zum Agri=Purana schrecklich verunstaltet." *Wilford*, **As. Res. IX, 159—161.** Einen noch merkwürdigern Versuch, die Geschichte Christi aus den apokryphischen Evangelien in die Puranas einzuschieben und ihn bald zum Crishna, bald zum Salivahano, bald zum Buddha zu machen, s. bei *Wilford*, **Essay on the origine and decline of Christianity in India, As. Res. X.**

Offenbar ist Vicramaditya eine Art Appellativname und wird jedem wirklichen und imaginairen Charakter ertheilt, welchen die Brahminen für angemessen fanden, zu einem Heroen zu erheben. Ob er ursprünglich der Name eines indischen Fürsten war, der eine besondre Berühmtheit erlangte, oder rein auf Erfindung beruhte, ist ganz unwesentlich. Daß dieser Name in einer der zahlreichen indischen Zeitrechnungen mit einer besondern Aera verknüpft ist, beweist nichts. Was wir nicht wissen, ist der Grund, warum sie eine solche Aera annahmen; was wir wissen, daß sie sehr natürlich das Appellativ Vicramaditya damit verbinden konnten, welches auch der Grund sein mochte. Absurd wäre es aber, deßhalb einen besondern Fürsten annehmen zu wollen, der der Zeitgenosse zugleich des Salomo, Christi, Sapors und Muhameds hätte sein müssen.

Was die Brahminen von einer Universalmonarchie und der himmlischen Glorie dieses oder jenes Heroen fabeln, kann daher nicht als historischer Beweis gelten. Die Neigung der Hindus zu Uebertreibungen, wie überhaupt der Mangel an Wahrheitssinn im Volke zeigt sich überall. Buchanan klagt über die Unverschämtheit, mit welcher die eingebornen Beamten ihn belügen wollten in dem Augenblicke noch, wo das Gegentheil ihrer Aussagen offenbar vor Augen lag. **Journey II, 97, 136, 137.** Von Vicramaditya wird übrigens zuweilen ausdrücklich gesagt, daß er nicht König von ganz Indien, sondern nur von einem Theile des westlichen Indiens gewesen sei. „Der Verfasser des Vicrama=Upac'hyana sagt, er sei ein mächtiger Fürst gewesen im Westen von Indien und im Besitze der Länder, welche später das Erbland des Balahara bildeten,

dus beobachtet haben, nur unsrer historischen Erfahrung zu folgen. Es ist durchaus nicht unmöglich, daß ein Volk ohne höhere Civilisation eine große Staatseinheit unter einer Regierung bilden und eine lange Zeit in diesem Zustande beharren konnte. Der augenscheinlichste Beweis ist das chinesische Reich; ferner das alte Königreich Persien, welches Jahrhunderte lang ohne innere Umwälzung bestand. Das ottomanische Reich mag ebenfalls als ein Beispiel betrachtet werden. Und die Russen haben, als ein barbarisches Volk, lange eine sehr ausgedehnte Monarchie gebildet. Wäre deßhalb die Existenz einer großen indischen Monarchie erwiesen, so würde darum keineswegs ein höherer Bildungsgrad vorauszusetzen sein. Am gewöhnlichsten finden wir freilich unter uncivilisirten Völkern nicht eine concentrirte, im Volke basirte Macht, sondern kleine, zerstückelte Gemeinheiten und nur in der ewigen Aufeinanderfolge von Revolutionen eine gewisse Stetigkeit. Wenn einmal eine einzelne Macht über mehrere dieser Gemeinheiten oder, wie unter Karl dem Großen, über eine große Gesammtheit sich ausdehnt, so werden diese größeren Reiche doch nur durch die überlegene Kraft eines Einzelnen zusammengehalten und zerfallen nach dessen Tode eben so schnell wieder, als sie entstanden waren. Alles, was wir jetzt noch in Indien sehen, weis't darauf hin, daß dieser Wechsel von Bildung und Auflösung, von Entstehung größerer Monarchieen, Anhäufung der Macht in einer einzelnen Hand, und Zertrümmerung und Zersplitterung derselben, die Geschichte dieses Landes bildete. Ein auffallendes Beispiel bildet noch das Reich der Mahratten. Noch zur Zeit des modernen europäischen Verkehrs mit Indien gelang es dem strebsamen Geiste eines Einzigen, theils durch Ueberredung, theils durch Gewalt erst über einen District, dann über mehrere seine Macht auszudehnen und endlich ein weites Reich zu bilden vorzüglich aus den vereinzelten, losen Gemeinheiten, aus welchen die bergigen Districte des westlichen und mittleren Hindostans [1]) bestanden. Bald zerfiel dies Reich

nämlich Gurjjaraschţ'ra (oder Gujjarat) mit den angrenzenden Districten." **Essay on Vicramadytia by Capt.** *Wilford*, **As. Res. IX, 149.**

[1]) Wir gebrauchen den Namen Hindustan hier stets in seiner weitern Bedeutung als Land der Hindus, vom Cap Comorin bis zur äußersten Grenze ihrer Wohnsitze. Wir müssen bemerken, daß in den orientalischen

in verschiedene Gouvernements, deren Oberhäupter kaum dem Namen nach den Thron Sevagee's über sich erkannten; und wären sie sich selbst überlassen geblieben, frei von dem unwiderstehlichen Einflusse der britischen Macht, so wäre das Reich der Mahratten aller Wahrscheinlichkeit nach schon längst in seine ursprünglichen Elemente wieder zerfallen. Selbst das mogolische Reich, obgleich auf einem festern Grunde erbaut, als wohl je eine indische Monarchie, obgleich auf eine fremde Streitmacht gestützt, und obgleich darin ganz besondre Motive für die Zusammenhaltung der ungetheilten Macht thätig waren, hatte kaum durch die Eroberung Aurengzebs seine größte Ausdehnung erreicht, als es auch schon zu zerfallen begann und innerhalb eines Jahrhunderts sich in Fragmente auflöst'e.

Die Monumente der altindischen Zustände zeigen uns ein Bild großer Verwirrung. Alle alten Schriften, welche historische Beziehungen enthalten, die historischen Dichtungen, die Puranas, zeigen fortwährend von einem ruhigen, geselligen Zustande gerade das Gegentheil; fortwährende Unruhen, Entthronungen, Ungerechtigkeiten, Kriege, Eroberungen und Blutvergießen. Die wichtigsten Documente in dieser Hinsicht sind die alten Inschriften, welche Landschenkungen der alten Landesfürsten beurkunden. Diese Fürsten erscheinen darin durchaus nicht als Friedensfürsten, sondern stets als siegreiche Krieger, umgeben von Feinden, über welche sie triumphirt und welche sie gezüchtigt haben. [1]) Fast alle in diesen Inschriften erwähnten Fürsten in allen Theilen Indiens, von denen gar nicht behauptet wird, daß sie mehr als einen einzelnen District inne gehabt, werden beschrieben als Eroberer und Herren der ganzen Welt. [2])

Schriften der Name oft in engerem Sinne nur das Land nördlich vom Flusse Nerbudda bezeichnet.

[1]) S. die zu Monghir gefundene Inschrift, As. Res. I, 123. Die Inschrift von Buddal, das. 130; die von Tanna das. 357; aus den Vindhya-Gebirgen, II, 168; die Inschrift auf dem Stabe Feeroz Shahs, das. 382; die Urkunde über eine Landschenkung in Carnatic, III, 40—47; die im Districte von Gorakhpur gefundene Inschrift IX, 410; die von Chitradurg das. 418—420; die Inschrift von Curugode, 436—438, von Nedigal und Goujda, 447.

[2]) S. die in den As. Res. mitgetheilten Inschriften, I, 360, 123,

Von der schonungslosen, verheerenden Grausamkeit, welche diese beständigen Kriege und Eroberungen begleitete, führen wir nur ein Beispiel an. In der zu Tanna gefundenen Inschrift lautet es in dem Preise des Schenkers: »Den erschlagenen Feind hob er auf sein scharfes Schwert; er brachte Jammer über die Weiber in den feindlichen Palästen, daß die Locken ihres Scheitels verworren niederhingen, ihre Kränze von prächtigen Blumen von ihren Hälsen auf die Vasen ihrer Brüste fielen, und der schwarze Glanz ihrer Augen erlosch; ein Krieger, die Pflanze seines Ruhms wächst auf über den Tempel von Brahma's Ei (der Welt) durch das reiche Begießen mit den Tropfen aus den Augen der Weiber seines geschlachteten Feindes.« [1]) Auch vereinzelt würde dies Beispiel als Beweis einer allgemeinen Thatsache nicht abzuweisen sein, indem die verwüstende Grausamkeit an sich darin als höchst preiswürdig erscheint und eine öffentliche Lobschrift mit den Ideen des Volks, an welches sie sich wendet, zusammenstimmen muß. [2])

125; III, 48, 52. IX, 406, 418. Die in den Stein gegrabene Inschrift auf dem Hügel von Belligola vor dem großen Jainbilde lautet: „Im Jahre des Saca 1290 (n. Chr. 1367).... Heil und Ruhm dem preiswürdigen Monarchen, Herrscher und Zerstörer neidischer Fürsten, Herrn fremder Könige, deß Name ist Buccaraya.“ As. Res. IX, 270.

[1]) As. Res, I, 360.

[2]) Die Inschrift auf dem Lāt Feerōz Shahs preist den Fürsten, daß er Eroberungen vollendet, um zu wallfahren nach heiligen Oertern — als zornig den hochmüthigen Königen, und nachsichtig denen, so ihre Nacken gebeugt — daß er Ariaverta (das Land der Tugend oder der Gerechten) seines Namens wieder würdig gemacht durch Ausrottung der Barbaren. — Visala Deva, Sohn des glücklichen Vella Deva, Königs von Sacambari (dessen Lage nicht bekannt ist), der Erhabenste aus dem Stamme, der aus Brahma's Arme entsprang, rühmt sich, die Strecke der Erde zwischen Himavat (dem alten Imaus) und Vindhya (die Hügelreihe, welche sich durch die Provinzen Bahar und Benares zieht) tributbar gemacht zu haben und ermahnt seine Nachkommen, seine Eroberungen fortzusetzen. — Alles dieses deutet auf keinen friedlichen Zustand. Die Inschrift fährt fort: „Möge deine Ruhestatt sein, o Vigraha, auf den Busen, den Wohnsitzen des Liebesgetränks, der Weiber mit schöngezogenen Braunen, die deinen Feinden angehörten.“ — Es ist kein großer Beweis von Edelmuth oder Sitte bei einem Eroberer, seines Feindes Weiber zu schänden. Die Inschrift erhebt endlich denselben Rajah zum Gotte. „Bist du nicht

Das Gemälde, welches Major Rennel von den indischen Zuständen entwarf, indem er nur einen beschränkten Zeitraum im Auge hatte, paßt nach dem, was wir von Hindostan wissen, wohl ziemlich für alle Zeiten. Aufruhr, Blutvergießen, barbarische Eroberungen, der Fluch des thörichten Ehrgeizes, mehr erobern zu wollen, als ein Einzelner regieren kann — da haben wir die Geschichte dieses schönen Landes, das bei'm ersten Anblicke zum Paradiese der Welt bestimmt zu sein scheint. [1]) Sonnerat sagt in Bezug auf die Küste Malabar, welche durch fremde Eroberungen weniger gelitten hat: »Revolutionen waren hier immer schneller und plötzlicher, als irgendwo sonst. Ein verwegener Räuber voll Muth und Verschlagenheit schreibt in kurzer Zeit der ganzen Küste Gesetze vor; allein er unterliegt wieder einem kühnern Schurken, und empfängt dann dasselbe Loos, welches er Andern auferlegt hatte.« [2])

Vishnu selbst, bist du nicht er, der schlief in den Armen Lacshm's, die du zogst aus dem aufgewühlten Meere?" Die überschwänglichen Ausdrücke ihrer Gottesverehrung können uns nicht verwundern, wenn sie selbst Sterblichen solche Epitheta beilegen. Die Bedeutung des Prädicates Saca beweist, für wie rühmlich es in den Augen der Hindus galt, Blut zu vergießen. Der Cali-yug wird eingetheilt in sechs Sacas, nach sechs gefeierten Herrschern so genannt. Drei von diesen sind erschienen, drei werden noch kommen. Um ein Saca zu werden, muß jeder derselben 550 Millionen von einem gewissen mächtigen Stamme von Häretikern getödtet haben, welche ebenfalls Sacas heißen. Der erste dieser blutdürstigen Herrscher war Judishter, dessen Periode 3044 Jahre dauerte; der zweite Vicramaditya, dessen Saca nur 135 Jahre währte; der dritte Salivahana, dessen Periode 18000 Jahre dauern wird. Der vierte wird Nandada sein mit 10,000 Jahren, der fünfte Nargarjuna mit 400,000 Jahren; als der sechste wird der antediluvianische Bali wieder erscheinen mit einer Periode von 821 Jahren, nach deren Ablaufe eine allgemeine Erneuerung der Welt stattfinden wird. *Wilford*, As. Res. IX, 82.

[1]) *Rennel*, Memoir, 1.

[2]) *Sonnerat*, III, 2. Ihre Gesetze und ihre Religion selbst nährten einen unruhigen, kriegslustigen Geist. „Alle vom Gesetze ihm auferlegten Pflichten erfüllend soll der König streben, Länder zu besitzen, die er noch nicht besitzt." Ges. Menu's, IX, 251. Dies ist eine offne Ermunterung zur Eroberungssucht. Der Glossator Culluca schiebt die Clausel ein: „mit Gerechtigkeit;" aber selbst mit dieser Verwahrung ist die praktische Wirkung des Gesetzes nur zu sichtbar.

So unzureichend in anderem Betracht unsre Mittel sind, um mehr als das ganz Allgemeine über den alten Zustand Indiens zu erkunden, so läßt sich doch die durchgängige Eintheilung des Landes in eine Menge mäßiger und häufig kleiner Fürstenthümer und Staaten sicher nachweisen. [1]) In dem dramatischen Gedichte Sacontala fragt die Tochter des Eremiten den königlichen Fremden, der ihren heiligen Hain besuchte: »Welchem Kaiserhause gereicht unser edler Gast zur Zier? Welches ist sein heimisches Land? Sicher ist es in Trauer, weil er fern ist.« Die Frage zeigt deutlich, daß mehr als eine königliche Familie war, der er angehören konnte, und zwar in einem ziemlich weiten Umkreise, da er auf einer Jagdstreiferei in den Hain gekommen war. Im Hetopadesa werden verschiedene Fürsten erwähnt. »Im Lande Calinga ist ein Fürst, welcher, heranrückend zur Eroberung der umliegenden Länder, am Flusse Chandrabhaga seinen Aufenthalt genommen.« Und einige Seiten weiter, heißt es: »Nahe dem Bhagirathi ist eine Stadt Pataliputra, da lebte ein Fürst Namen Sundersana.« Ferner: »Im Lande Canyacuja ist ein Fürst Namens Virasena.« [2]) Die angeführte Inschrift von Monghir aus dem Jahre 23 n. Chr. zeigt deutlich die Theilung Hindostans in mehrere Königreiche. Gopaal, der Fürst oder Vater des Fürsten, welcher die Schenkung macht, wird als Unterjocher vieler Herrscher gepriesen; und sein Sohn ist »er, der schreitend durch viele Länder, erobernd, kam mit seinen Elephanten in

1) Im Bhagavat sagt Crishna, er rühme sich nicht, obgleich er Rokemenee aus einer so zahlreichen Versammlung von Fürsten weggeführt habe. *Maurice*, **hist. of Hind. II, 395.** Als Crishna mit den sieben Stieren von Koosele focht, waren große Schaaren von Rajahs und Rajputen zugegen, um dem Kampfe zuzusehen. Das. 402. Bhoom Assoor hatte die Töchter von 16000 Rajahs versammelt. Das. 405. Rajah Doorjoodhen, Fürst von Hastanapoor, hatte eine Tochter, um die sich Rajahs und Rajputen aus allen Gegenden bewarben. Das. 413. 20,800 Rajahs von Auszeichnung wurden von Jarasandha gefangen gehalten, und nach seinem Sturze durch Crishna und Rama befreit. Das. 438. Als Crishna Rokemenee entführte, sagte Jarasandha: „Das ist erstaunlich, daß inmitten so vieler gekrönten Häupter, als hier versammlet sind, dieser Kuhhirt eine so kühne That vollführte.“ Das. 304.

2) **Hetopadesa, *W. Jones's* Works, VI. 43, 44, 51.**

die Wälder der Berge Beendhyo, wo sie ihre längstverlorenen Familien fanden und ihre Thränen mischte. Und als er ging zu unterwerfen andere Fürsten, fanden seine jungen Rosse ihre Weiber zu Komboge, und wieherten vor Freude. Der die Erde eroberte von der Quelle des Ganges bis zur Brücke, die erbaut wurde vom Feinde Dosáfyo, vom Flusse Luckeecool bis zum Ocean der Wohnung Buruns.« [1]) Wenn dieser Fürst die Halbinsel überzog und eine Menge von Fürsten besiegte, so muß sie zuvor im Besitze einer Menge von Fürsten gewesen sein. Die Uebertreibung in der Darstellung seiner Eroberungen können wir indeß schätzen, wenn wir hören, daß sein Vater Gopaal König der Welt war und zwei Bräute besaß, die Erde und ihre Schätze. [2]) Wenn diese Eroberungen auch wirklich stattfanden, so waren sie Einfälle ohne bleibenden Besitz. Wir hören auch ferner: »Da er seine Eroberungen vollendet, entließ er alle gefangenen Fürsten wieder, und jeder kehrte zu seinem Lande zurück, reich beladen mit Geschenken, gedenkend seiner Großmuth, verlangend, ihn wieder zu sehen.« [3]) Auch die Gesetze sind in dieser Hinsicht beweisend.

[1]) As. Res. I, 123. [2]) Das.

[3]) Die dritte Stanze dieser Inschrift, welche Jones mittheilt, beweist ebenfalls, daß diese Eroberungen mehr nur als Einfälle in fremdes Gebiet zu betrachten sind; sie lautet: „Der, nachdem er die Erde erobert bis zum Ocean, die nutzlos ergriffene wieder freigab.“ As. Res. I, 142. In der von Wilkins aufgefundenen Pfeilerinschrift bei Buddal wird von einem Fürstengeschlechte geredet, welches ursprünglich nur über ein kleines Land herrschte und keine Macht hatte über andere Gegenden. Aber einer aus dem Stamme, „ein tugendhafter Fürst, wurde der Erste über alle Länder ohne Ausnahme, und die drei Welten waren ihm unterworfen durch seine erbliche Würde.“ Die Herrschaft seines Sohnes und Nachfolgers erstreckte sich von Reva Janak bis zu dem Vater Gowree's und bis zu beiden Oceanen u. s. w. und all dieses Land machte Sri Dev Pals gewesen, S. 142. Nichts kann den Textesworten widersprechender sein; allein Jones Theorie erforderte einmal, daß die Könige von Gaur, zu denen Devupal gehörte, die Oberherren über Indien sein mußten. Wenn Sir William eine Theorie hatte, so scheint er für nichts weiter Augen gehabt zu haben, als für seine Theorie. Einen nachträglichen Beweis endlich von der Kleinheit der indischen Reiche liefert die Inschrift in den As. Res. I, 133, Vers 13. „Der König von Gauer (Bengalen) schaltete lange Zeit im Lande des entwurzelten Stammes Dothals (Drixia), der Hoons gedemühigten Stolzes, der Könige von Dra-

Die so häufig vorkommende Strafe der Verbannung aus einem Königreiche in ein anderes beweis't die Nähe verschiedener Reiche. [1]) Ebenfalls z. B. folgendes Gesetz: »Wenn ein Geldverleiher spricht zu Jemand: du bist mir schuldig, und derselbe die Schuld leugnet; wenn der Zeit die Verschreibung nicht in des Verleihers Hände ist, ist aber in irgend einem andern Königreiche, so soll die Sache nicht entschieden werden, bis er die Verschreibung aus selbigem Königreiche herbeigebracht hat.« [2]) Im Gesetzbuche Menu's ist eine Reihe von Vorschriften über das Betragen gegen benachbarte Fürsten; alle diese Vorschriften setzen ein häufig gefühltes Bedürfniß voraus. [3]) So lange daher allen diesen Beweisen für das Vorherrschen des getheilten Zustandes in Hindostan sich nichts, als die albernen Fabeln der Brahminen entgegenstellen läßt, werden wir nicht umhin können, denselben anzunehmen. [4])

veer (ein Land südlich von Carnatic) und Goojar (Goozerat), deren Ruhm gesunken war, und auf dem ganzen seeumgürteten Throne.“ Vgl. daſ. 357 eine andere Landschenkung, worin eine Menge verschiedener Könige aufgeführt werden. **As. Res. III. 48.**

[1]) S. den Gentoocodex.

[2]) Geentog. III, 3. p. 106.

[3]) Ges. M. VII, p. 154. Selbst Robertson, sonst ein starker Verfechter des indischen Universalreichs, muß doch bekennen, daß zur Zeit Alexanders dasselbe noch nicht existirte, **Disquis. conc. anc. India, 21.** „Allein gerade die Zeit Alexanders und weit frühere Zeiten sind es, in welche die Brahminen dies fabelhafte, vielbesprochne und doch nie nachgewiesene Reich verlegen. Welche neuere Zeit meint denn Robertson? Wenigstens weist er selbst nach, daß im zehnten Jahrhunderte allein im nördlichen Theile Indiens vier Reiche existirten. „Das erste wurde gebildet durch die Provinzen am Indus und den Gewässern, die sich darin ergießen; die Hauptstadt war Moultan. Die Hauptstadt des zweiten Königreichs war Canoge, welche nach den noch vorhandenen Ruinen sehr bedeutend war. Das dritte Reich war Cachemire. Massoudi ist, so viel ich weiß, der Erste, welcher dies Paradies von Indien erwähnt und eine kurze Beschreibung davon giebt. Das vierte ist das Reich Guzerate, welches er das größte und mächtigste nennt; in Uebereinstimmung mit den beiden arabischen Reisenden giebt er dem Könige desselben die Benennung Balhara.“ Daſ. 332, Note 37.

[4]) Die Inconsequenzen, in welche die Anhänger des großen Reichs von Hindostan sich verwickeln, sind wahrhaft bemitleidenswerth. Maurice erzählt, daß Bali, „wenn dieser Name nicht vielmehr eine ganze Dy-

Wir haben schon im Abschnitte über die indische Regierungsform gesehen, daß in Hindostan der Despotismus in einer seiner einfachsten, kunstlosesten Gestaltungen thronte und durch die göttliche Autorität der Gesetze sanctionirt war. Ebenfalls haben wir gesehen, daß durch die Eintheilung des Volks in Kasten und durch die schändlichen Vorurtheile, durch welche die Brahminen diese Absonderung noch zu vermehren suchten, sich ein verderbliches, entwürdigendes Subordinationsverhältniß unter den Hindus gebildet hatte, und daß die Uebel dieses Systems unter keinem andern Volke eine verderblichere Höhe erreichten. [1]) Wir haben endlich

nastie, als einen einzelnen König bezeichnet, der Herrscher eines mächtigen Reiches war, das sich über den ungeheuern Continent von Indien erstreckte und unter seinem Nachfolger Rama wahrscheinlich ungetheilt blieb; von Judisthter wird allgemein anerkannt, daß er der Herrscher von ganz Indien war. Hist. II, 511. Dennoch nimmt sowohl Maurice als Jones an, daß dieser Rama der Ramah der Schrift gewesen, der Sohn des Kusch, Gen. 10, 7, in dessen Tagen doch unmöglich ein bedeutender Theil Indiens schon bevölkert sein konnte. S. *Jones's* As. Res. II, 401. *Maurice*, Hist. III, 104. Bali, der Baal oder Belus der andern Orientalen, der nach einer Sage auch der erste König von Assyrien war, war kein Name einer besondern Person, sondern ein Titel, den wir bei verschiedenen Nationen finden. Eigentlich ist es eine Benennung der Sonne, s. Bryant. Ferner ist merkwürdig, daß Judisthter Zeitgenosse des Rama war, denn beide waren Heroen des Kriegs im Mahabarat. Zur Bildung des Raisoo-Yug war nicht nothwendig, wie sie behaupten, alle Fürsten zu unterjochen, indem im Yug Judisthters der Vater Cansa's, welchen Cristhna nach dem Tode Cansa's auf den Thron von Mathura setzte, nicht von Judisthter besiegt war. Ja es ist merkwürdig, daß dieser Yug begann, während Judisthter noch von Doorjoodhen abhängig war, vor dem Kriege der Pandoos. Selbst nach dem Kriege des Mahabarat, wo nach ihrer Versicherung Judisthter König über ganz Indien war, herrschte Ogur Sein, der Großvater Cristhna's, über Mathura, und Cristhna und Yadavas blühten sämmtlich. S. den Mahabarat und *Maurice's* Hist. of Ind. II, 463.

[1]) „Insofern die Hindureligion die Tendenz hat, durch einen künstlich erweckten und genährten Haß und Abscheu eine entfremdende Absonderung unter den Menschen zu erhalten, insofern streitet sie mit den wahren Interessen der Gesellschaft. Man glaube nicht, daß die praktischen Wirkungen der künstlichen Absonderungen der Asiaten im socialen Leben wenig fühlbar würden, und daß ein Brahmin oder Rajah eben so bereit den Bedürfnissen der ärmern Classen abhelfen würde, als seinen eignen.

gesehen, daß durch eine Hierokratie, begründet im dumpfsten, wahnsinnigsten Aberglauben, der je die Menschheit in Fesseln schlug, ihre Geister noch in quälenderer Sclaverei gehalten wurden, als ihre Leiber, genug, daß durch Despotismus und Priesterschaft zusammen die Hindus an Leib und Geist die geknechtetste Menschenrace waren. Jones sagt in der Vorrede zu den Gesetzen Menu's: »Dieser Codex bitet ein System von Despotismus und Pfaffenthum, beide freilich durch Gesetze beschränkt, aber sich vereinigend zu gegenseitiger Unterstützung, obgleich auch sich gegenseitig einschränkend.« Beide waren zu offenbar, um übersehen oder verleugnet zu werden; allein um dennoch den Uebelstand zu verdecken, geräth Sir William in völligen Unsinn. Ein durch Gesetze beschränkter Despotismus ist ein innerer Widerspruch; und wie konnte das Priesterunwesen durch Gesetze beschränkt sein, dessen alleinige Schöpfer und Ausleger die Priester selbst waren? Sie schränkten sich gegenseitig ein; freilich war es im Interesse der Priesterschaft, die Despotie in ihren Eingriffen in das Priesterwesen zurückzuweisen und umgekehrt; allein wer wies Priesterschaft und Despotie zurück bei ihren Eingriffen in die Rechte des Volks? Es lag im Interesse beider, vereinigt das Netz ihrer Tyrannei über das Volk auszuspannen, und wir finden überall dies Motiv in ihrem Benehmen hervortretend, wo wir es nur irgend erwarten können. Wenden wir jene Bemerkung des berühmten Orientalisten auf die Türken an: »Dort ist ein Despotismus und eine Priesterherrschaft, beschränkt, wenn wir den Ausdruck so mißbrauchen dürfen, und in weit höherm Grade beschränkt durch das Gesetz, insofern die moslemitischen Gesetze schärfer und genauer sind, als die der Hindus; dort ferner beschränken Despotie und Priesterthum sich gegenseitig: allein alles

Der Brahmin betrachtet seine Caste als eine ganz besondere Wesengattung und ist fest überzeugt, daß die niederen Classen gar nicht desselben Leidensgefühls fähig sind; er betrachtet sie als eine Race, deren Gefühl stumpfer, deren Denken gemeiner, welche daher gar nicht zu demselben Mitleiden berechtigt ist. Daß dies die Meinung der Fürsten und Civilbeamten durch ganz Indien ist, zeigt ihr Benehmen genügend; daher die Strenge des Gouvernements, die Grausamkeit der Bestrafungen, die Gleichgültigkeit gegen das Wohl und selbst das Leben ihrer Untergebenen. *Tennant*, **I, 121.**

dies konnte nicht hindern, daß Despotismus und Priesterherrschaft bei den Türken die Geißeln der Menschheit waren, die Quellen der Barbarei und des Elends.

Daß der indische Despotismus in der Praxis sich nicht gemildert zeigte, davon haben wir eine Menge genügender Beweise. Die Grausamkeit der Strafgesetze haben wir gesehen; für sich allein schon ein bedeutender Umstand. »Ein Blitzstrahl,« sagt der Hetopadesa, »und die Macht der Könige sind beide schreckenvoll; aber jener erschöpft seine Wuth in einem Male, während diese fortwährend auf uns lastet.« [1]) »In dieser Welt,« heißt es in demselben Buche, »welche unterworfen ist der Macht eines Oberen, ist ein Gerechter kaum zu finden, in einem Lande, das zumeist regiert wird durch den Stock.« Ferner: »Fürsten wenden ab ihr Angesicht vor einem tugendhaften Manne.« »Das Wesen von Fürsten, gleich einer feinen Hure, ist von mancherlei Farbe: wahr und falsch, hart und mild, grausam und gnädig, geizig und freigebig, verschwenderisch in Ausgaben und ängstlich wachsam auf das Einkommen reicher Habe und Schätze.« »Ein Elephant tödtet durch bloße Berührung, ein Diener durch bloßen Geruch, ein König durch bloßes Regieren.« [2]) Alle allgemeinen Maximen der Hindus zeigen die tiefste Entwürdigung der großen Masse des Volks. »Der Beistand, o König, geleistet denen aus niederer Classe, ist gleich dem Versuche, Bären zu liebkosen. Ein niederer Mensch soll nie sitzen an der Stelle, die dem Hohen ge-

[1]) *Wilkins'* Hetopadesa, p. 161.

[2]) Hetopadesa, p. 82, 160, 166, 176. Folgende Stelle beweist unter vielen andern desselben Buchs die träge, in schlaffer Unthätigkeit versunkene Lebensweise der Rajahs, welche alle Geschäfte auf ihre Diener wälzten, um sich in Müßiggang und Sinnlichkeit zu wälzen. „Weil der Fürst ein Werkzeug ist zur Vertheilung des Segens und nicht zur Ausführung von Geschäften, so ist der Minister schuldig, der Unheil bringt über den Staat.“ Das. 142. Ueber die Erforderniffe eines Ministers heißt es: „Ein König soll zu seinem Minister nehmen einen Eingebornen des Landes, rein in allen seinen Wegen und sauber in seiner Kleidung, nicht einen, der ein Ausgestoßener ist, oder eitlen Lüsten ergeben, oder den Weibern zu hold, sondern gut berufen, wohlgewandt in den Regeln des Wortstreits, festen Sinnes und erfahren in Erhebung von Einkünften.“ Das. 179. Vgl. die Inschrift As. Res. III, 48.

bührt. Ein Mensch aus niederer Classe, der eine höhere Stelle erlangt, sucht zu verderben seinen Herrn.« [1]) »Wo die Hindus freie Hand hatten,« sagt Buchanan, »erzwangen sie die Unterwürfigkeit ihrer Untergebenen mit einer Grausamkeit und einem Uebermuthe, die sonst ohne Beispiel sind. Von einem Nair wurde gar nicht anders erwartet, als daß er einen Tiar oder Mucua, der sich herausnahm, ihn durch seine Berührung zu beflecken, auf der Stelle niederstach; dasselbe Loos erwartete einen Sclaven, der nicht aus dem Wege ging, wenn ein Nair vorüberschritt.« [2]) In der Sacontala wird Dushmantu dargestellt als ein König, der jede Tugend besaß und seinem Lande ein goldnes Zeitalter bereitete. Von der Art der Gerechtigkeit, die unter seiner gesegneten Regierung geübt wurde, haben wir jedoch eine Probe in der Stelle von dem unschuldigen Fischermanne. Er wurde von des Königs Beamten gefunden, wie er einen Ring mit des Königs Namen zum Kaufe ausbot. Sogleich wird er ergriffen und unter Schlägen, Stößen und Schmähworten vor Gericht geschleift. Das Opfer dieser brutalen Behandlung hat nichts zu entgegnen, als demüthige Bitten, Betheurungen seiner Unschuld, Erzählung der Umstände. Sobald der König den Ring erblickt, erklärt er ihn für unschuldig und läßt ihm eine Geldsumme reichen, die dem Ringe an Werthe gleich kommt. Aber sogar diese Gnade muß er noch theilen mit denselben Menschen, die ihn gemißhandelt haben, »um den Folgen ihres Mißfallens zu entgehen.« [3])

Die Gesetze zur Aufrechterhaltung des Beamtenansehens tragen den Charakter der empörendsten Rücksichtlosigkeit und deuten auf die Gewohnheit einer unerbittlichen Gewaltausübung. »Wenn ein Mann sich Vorwürfe erlaubt gegen einen gerechten Richter, dem soll der Richter die Zunge ausschneiden oder soll alle seine Habe einziehen und ihn aus dem Königreiche verweisen.« [4]) Das

[1]) **Hetopadesa, 242.**

[2]) **Journ. thr. Mysore, II, 410.**

[3]) Der Fischer sagt diesen Dienern der Gerechtigkeit, daß er ihnen das Geschenk giebt, um Wein zu kaufen; da rufen sie: „O, nun bist du unser lieber Freund! Guter Wein ist der erste Gegenstand unsrer Liebe; auf, zu den Weinschenken!“ Sacontala, 5 Act.

[4]) **Gentoog. XV, 2.**

Gesetz benahm dem armen Hindu sogar das Recht, sich zu beklagen. Das Opfer der Despotie mußte die grausamsten Strafen stillschweigend dulden.

Folgendes Gesetz autorisirt zu jedem Acte des Despotismus: »Wenn der Richter zu seinem eignen Besten Beschlüsse erlassen hat, wer sich selben Beschlüssen zu unterwerfen sich weigert, dessen Zunge soll der Richter ausschneiden.« [1]) Wie unter diesen Umständen die Regierungsverwaltung beschaffen sein mußte, kann nicht zweifelhaft sein.

»Wenn ein Mann Beschwerde führt gegen des Richters vertrauten Rath, oder wenn einer dem Ankläger des Richters einen Vorschub leistet, den soll der Richter tödten.« [2]) Bei diesem Gesetze hatte ein Beamter von einer Anklage wenig zu fürchten.

Während auf diese Weise alle friedlichen Schritte zur Abstellung von Beschwerden verschlossen waren, so wurde jede Gewaltthätigkeit gegen die Person eines Beamten mit fühlloser Grausamkeit geahndet. »Wenn ein Richter ein Verbrechen begeht und nach Entdeckung dieses Verbrechens Jemand den Richter schlägt oder mißhandelt, dem soll eine Schuld beigerechnet werden gleich der Ermordung von hundert Brahminen, und soll der Richter ihn mit einer eisernen Spitze durchbohren und ihn rösten am Feuer.« [3])

Was von den einzelnen Herrschern berichtet wird, ist höchst dürftig. Aber auch in dem Wenigen, was von den individuellen Gestalten sich erkennen läßt, treten die Züge von Grausamkeit und

[1]) Gentoog. XV, 2.

[2]) Das. XXI, 10. — Die niederträchtige Selbstdemüthigung der Hindus vor ihren Königen ist die lauteste Anklage ihres herzlosen Despotismus. „Der Fürst, wenn auch ein Kind, ist nicht zu verachten, sondern zu ehren als ein Mann, oder als eine mächtige Gottheit, welche waltet in menschlicher Gestalt.“ Hetopad. 117. Sie warfen sich vor ihren Herrschern in den Staub, das Niederfallen mit acht Gliedern, wie sie selbst diese Art, ihnen zu nahen, benennen. „Plus un gouvernement est despotique, plus les âmes y sont avilies et degradées; plus l'on s'y vante d'aimer son tyran. Les esclaves bénissent à Maroc leur sort et leur prince, lorsqu'il daigne lui-même leur couper le cou.“ *Helvetius* de l'homme, I, 318.

[3]) Gentoog. XVI, 1,

aller Regenten-Untugend unverkennbar hervor. »Nach Plutarch im Leben Alexanders war Chandra-Gupta im Lager desselben und äußerte später, daß Alexander bei der Eroberung von Prachi oder dem Lande der Prasier keine Schwierigkeit gefunden haben würde, da der König verachtet und verhaßt war wegen seiner Grausamkeit.« [1])

Da die Sitten und der Charakter der Hindus nach der Behauptung ihrer Bewunderer unveränderlich sind, so können sie folgerichtig den Schluß von der gegenwärtigen auf die frühere Art und Weise derselben nicht abweisen, der auch jedenfalls auf einem guten Grunde beruht. »Es ist eine auf durchgängiger Erfahrung gegründete Bemerkung, daß überall, wo die Regierung in den Händen der Gentoos sich befindet, das Volk mehr und härtere Bedrückungen zu erleiden hat, als unter den Mauren. Ich habe dies einzelnen einsichtigen Gentoos vorgeworfen, und sie erkannten die Gerechtigkeit der Anklage an, wie sie auch kein Bedenken trugen, sich darüber zu erklären.« Diese Erklärungen der Gentoos sind freilich immer noch so vortheilhaft für sie selbst, als sie bei diesem Falle nur sein konnten. »Ein Gentoo,« sagen sie, »ist schon von Natur mit einem feinern, erfinderischeren Geiste begabt und durch seine Erziehung und Mäßigkeit zu einer größern Genauigkeit in Geschäften befähigt, als ein Maure, welcher nicht sobald zur Macht gelangt, als er in Wollüste versinkt, eitel und herrisch wird und nicht leben kann, ohne die Gelüste seiner Sinnlichkeit zu befriedigen. Wogegen ein Gentoofürst in seinem Durbar denselben Geist bewahrt, als wenn er einen Kramladen hielte.« Orme setzt hinzu: »Habsucht ist seine vorherrschende Leidenschaft, und alle die Kniffe und Praktiken, in denen er Meister ist und welche er mit der äußersten Beharrlichkeit und Verschlagenheit verfolgt, haben nur den Zweck, den Antrieben dieses Lasters mög-

[1]) *Wilford*, Chronology of the Hindus, As. Res. V, 284. Aus einer Stelle des Quintus Curtius könnte man schließen, daß Indien zur Zeit Alexanders nur schwach bevölkert gewesen. Bei Alexanders Zuge in das innere Indien sagt er: ad magnam deinde, *ut in ea regione*, urbem pervenit. IX, 1. Nicht eine Silbe bei ihm deutet auf ein wohlbevölkertes Land. Er nennt die Einwohner barbari — operum militarium rudes. C. 8. Die Namen der einzelnen Völkerschaften, welche Alexander in Indien fand, sind zahlreich.

lichst ein Genüge zu leisten. Und seine Religion, anstatt ihn dabei zu hindern, befreit ihn von allen Bedenklichkeiten; denn während er das Volk durch die grausamsten Bedrückungen quält und ausplündert, macht er Frieden mit den Göttern, indem er ihren Priestern jechliche Freiheit gestattet.« — »Der jetzige König von Travancore (ein Hindufürst, dessen Besitzungen nie einer fremden Herrschaft unterworfen gewesen) hat alle seine Nachbarn unterjocht oder mit Feindseligkeiten überhäuft und lebte auf einem beständigen Kriegsfuße. Zur Sühnung des von ihm vergossenen Bluts überredeten ihn die Brahminen von der Nothwendigkeit, daß er neu geboren würde. Diese Ceremonie bestand darin, daß sie den Fürsten in den Leib einer goldnen Kuh von unschätzbarem Werthe steckten, aus welcher er nach der vorgeschriebenen Zeit neugeboren und gereinigt von allen Sünden seines frühern Lebens wieder hervorkam. Die Kuh wurde dann vertheilt unter den Seers, welche diese sinnreiche Weise, Sündenvergebung zu erlangen, ausgesonnen hatten.« [1]) Wir können über die Tendenz der

1) *Orme*, Governm. and People of Hind. 434 — 36. „Quelques missionaires, tels que le P. de Magistris, le Danois F. Schwarz, le P. Jean de Brito, dans une rélation manuscrite que j'ai entre les mains, accusent les rois payens d'exercer des oppressions intolérables envers leurs sujets. M. Anquetil du Perron tâche de justifier les souverains.... Je pourrais demontrer avec une historique évidence que M. Anquetil ne connait pas l'Inde..... Il est certain qu'il se commettait de grands abus dans l'exercice de l'autorité royale, et je pense que ce fut là la principale cause de la chûte des rois de Maduré, de Maïsour, de Tanjaur, et de Maravа. Quoique ces rois fussent tous payens, de la première noblesse, et indigénes, sans cesse ils se faisaient la guerre réciproquement, et presque tous vexaient le peuple.“ Voy. aux Indes or. par le P. Paulin, de S. Barthélémy, I, 87 Anquetil Duperron (III, 365 not.) bestätigt auf eine merkwürdige Weise die obige Stelle des Missionairs, eben indem er sie zu widerlegen sucht: — „Le missionaire Paulin n'a pas lu l'histoire de l'Inde, n'est pas même au fait de ce qui se passe tous les jours. Quoique le caractère propre de l'Indien soit la douceur, l'humanité, on voit encore dans cette contrée, comme ailleurs, des querelles entre les princes naturels Indiens, des querelles dans les familles; les chefs Marattes sont presque toujours divisés, et en guerres. Le Tanjaur, le Maduré, le Maissour, le Samorin, Narsingue, le Canara, offraient la même spectacle,

indiſchen Religion und den Einfluß ihrer Inſtitutionen keinen klarern Aufſchluß erhalten. [1])

lorsque la puissance des Rajahs était dans sa vigueur; il en est de même de ceux de Bengale, du reste de l'Indoustan.“ Bernier, der ſich nicht mit Theorieen und Hypotheſen befaßte, allein das Land kannte und mit ſeinem offnen Auge mehr ſah, als die meiſten Europäer, ſagt von den Rajahs: Ces sortes de rois barbares n'ont aucune véritable générosité, et ne sont guère, retenus par la foi qu'ils ont promise, ne regardant qu'à leurs intérêts présents, sans songer même aux malheurs qui leur peuvent arriver de leur perfidie, et de leur brutalité. Révol. des Etats Mogol. 174. „Die Ryots haben alle Urſach, die Herrſchaft der Marattenſtaaten zu fürchten, dieſer Macht, welche ſie der Tyrannei ihrer Oberhäupter preisgiebt, welche ihren Unterthanen keinen Schutz gewährt, welche fortwährend in Feindſeligkeit iſt mit ihren Nachbarn, und welche eigentlich den größten Theil von Hindoſtan zur Wüſtenei gemacht hat.“ *Strachey*, Report as Judge of Circuit, fifth report of the Committee on India Affairs, 1810, p. 568. „La politique de leurs princes doit tenir de leur gouvernement. — D'une main on les voit signer un traité, et de l'autre ils jurent la perte de celui, avec lequel ils font alliance.“ *Anq. Duperron*, Zendav. 117. — „Die Annalen von Perſien enthalten wenig mehr als eine einförmige Geſchichte von Niederträchtigkeit und Elend, von Mord und Verrätherei, und der Geiſt, angewidert von dieſem Einerlei von Schändlichkeit, wendet ſich hinweg, um wieder denſelben Urſachen und Ergebniſſen zu begegnen.“ *Scott Waring*, Tour to Sheeraz, p. 267.

[1]) Es iſt kein Zweifel, daß das, was die Europäer von dem Detail der Verwaltung in den Händen der Hindus, jedoch unter mogoliſcher Oberherrſchaft, ſahen, nur ein ſchwaches Abbild der Verwaltung unter der Herrſchaft der Hindus ſelbſt war, indem nach allen Zeugniſſen eine Verwaltung mogoliſcher Beamten überall weniger drückend iſt, als eine Verwaltung in den Händen der Hindus. „Das Beiſpiel von oben hat zu dem unſeligen Bedrückungsſyſteme geführt, welches in Hindoſtan durch alle Stände geht. Jedes Dorfoberhaupt nennt ſeine Wohnung den Durbar und verkümmert dem armen Geſindel ſeines Bezirks ihr Mehl und ihre Wurzeln, wie der Zemindar ihm ſelbſt das kleine Häuflein Silbers abnöthigt, welches ſeine geizende Tyrannei zuſammengeſcharrt hat und der Phousdar wiederum dem Zemindar den größten Theil ſeiner Erpreſſungen abnimmt, während er ſelbſt die Gunſt des Nabobs durch freiwillige Tribute erkaufen muß, die ihn nicht die Hälfte ſeiner Räubereien ruhig genießen laſſen. Der Nabob wirft ſein raubſüchtiges Auge auf alle Reichthümer, die in ſeiner Provinz verlautbar werden und verfehlt nie, ſein Theil davon zu ziehen; aber er muß wieder ſeine Sicherheit von ſeinen Obern theuer erkaufen, wenn er ſie nicht auf Koſten eines Kriegs

Unter andern zur Rettung jener Lieblingshypothese in Vorschlag gebrachten Mitteln hat man die Behauptung aufgestellt, daß die kleinen hindostanischen Staaten und Fürsten nur untergeordnete Theile des großen Gesammtreichs gewesen seien. Für ein rein willkürliches Behaupten giebt es keine Schranken. Findet man Gefallen an Meinungen, welche nicht nur ganz ohne Grund sind, sondern auch mit Allem, was sich über die Sache ermitteln läßt, in Widerstreit stehen, so können wir Vermuthung auf Vermuthungen häufen und es wird nichts unsern Behauptungen eine

erkaufen will. Bei solchen Bedrückungen sieht man in Hindostan selten ein Eigenthum sich bis auf die dritte Generation vererben.“ *Orme*, 450. „Der Havildar plündert das Dorf und wird selbst wieder vom Zemindar geschoren; der Zemindar vom Phousdar, der Phousdar vom Nabob oder seinem Duan. Der Duan ist des Nabobs oberster Sklave. Der Nabob sucht wieder mit seinem Subah oder dem Throne sich unter leidlichen Bedingungen abzufinden. Wo diese Stufenleiter unterbrochen wird, da erfolgen blutige Auftritte.“ Das. 402. „In jeder Stadt ist ein Aufseher angestellt, dessen Obliegenheit es ist, solche Verbrechen oder Störungen der öffentlichen Ordnung, welche in die Polizei des Districts einschlagen oder zu schändlich oder zu unbedeutend sind, um vor dem feierlichern Tribunale des Durbar zugelassen zu werden, zu bestrafen oder zu verhüten. Diese Beamten heißen Catwall und ein Gebäude unter demselben Namen ist ihrer Amtsthätigkeit überwiesen. Hier ertönt beständig das Geschrei der Menge; Einige reichen Klage ein wegen erhaltener Prügel oder einer erlittenen Schmähung, Andre wegen eines Betrugs in Pfenniggeschäften; Einer will einen Dieb fangen, ein Andrer hat ihn schon; Einer bietet sich zum Bürgen an, ein Anderer ruft Zeugen auf. Das Geschrei von Elenden unter der Geißel und das Stöhnen sterbender Verbrecher vervollständigen ein Bild der grenzenlosesten Verwirrung. Nach diesen Tagesgeschäften sendet der Catwall auch des Nachts Parteien aus, um durch die Stadt zu patrouilliren. Unter Regierungen, wo bei den Oberen alles Humanitätsgefühl abgestumpft ist, geschehen die größten Niederträchtigkeiten gerade durch dies Institut, welches zu ihrer Abstattung bestimmt ist. Der Catwall schließt Verträge mit Räuberbanden, welche von ihm die Nachrichten erhalten, deren sie zur Ausführung ihrer Pläne bedürfen, und ihm dafür einen Theil der Beute überlassen. Diese Banden sind dann ordentlich planmäßig geordnet; ein Theil hat das Geschäft, in Häusern einzubrechen, ein anderer beraubt die Reisenden auf der Straße, ein dritter die Kaufleute auf dem Flusse. Ich habe solche förmlich disciplinirten Schurken am offnen Tage Mordthaten ausführen sehen mit einer Frechheit, welche nur das Vertrauen auf höhern Schutz ihnen geben konnte.“ Das. 452.

Grenze setzen, als die physische Unmöglichkeit oder ein Ausgehen der Erfindungsgabe. In der lockern Weise zu denken oder vielmehr zu reden ohne zu denken, welche in den indischen Angelegenheiten die herrschende geworden war, genügte das Vorhandensein des Lehnwesens im modernen Europa, um auch in Indien eine Feudalverfassung anzunehmen; obgleich man mit demselben Rechte annehmen würde, daß, weil die germanische Sprache die Grundlage der meisten europäischen Sprachen bildet, dieselbe auch die Grundsprache der indischen Sprache sei.

Die Unterordnung einer Anzahl kleinerer Fürsten unter einem größern Reiche hätte auf eine zwiefache Weise stattfinden können. Die untergeordneten Staaten konnten rein als eroberte, unterjochte Länder fortbestehen, welche einer fremden Herrschaft tributair waren, ihren Befehlen gehorchten und sich unter ihrer Geißel beugten. Oder auch die einzelnen Staaten konnten eine Conföderation bilden, indem sie als vereinigendes Band ein gemeinschaftliches Oberhaupt anerkannten, allein über die allgemeinen Angelegenheiten sich ihre Stimme bewahrten. Wir können nun mit Sicherheit behaupten, daß in keinerlei Weise das angenommene Ergebniß mit den socialen Bedingungen in Hindostan sich vereinbar befindet.

Eine größere Anzahl von Ländern mit ihren eignen Regierungen und Fürsten in Unterwürfigkeit zu erhalten, würde selbst einer sehr ausgebildeten Regierungskunst schwierig fallen. Im höchsten Grade unbesonnen aber würde es sein, dergleichen in einem Lande annehmen zu wollen, wo die Staatskunst in einem Zustande ist, den wir nach den Gesetzen und Institutionen der Hindus haben beurtheilen können. Selbst die Römer vermochten ihre Provinzen nur in Gehorsam zu erhalten, indem sie römische Statthalter und Armeen in dieselben schickten und die alten Behörden gänzlich beseitigten. Die Mäßigung zu erobern ohne völlige Besitznahme ist selbst in den civilisirtesten Zeiten eine so seltene Erscheinung, daß ein Voraussetzen dieser Seltenheit als eines gewöhnlichen indischen Landesproducts sowohl den bekannten Gesetzen der menschlichen Dinge, als der besondern Erfahrung zuwider laufen würde. Wo einem indischen Fürsten nur immer eine Besitznahme sich öffnet, da eilt er, sie zu benutzen. Wo er einen Raubzug machen kann, da verwüstet und zerstört er, was er nicht behaupten kann.

Zuweilen trifft es sich, daß ein benachbarter Fürst, zu schwach, diese Eingriffe zu hindern oder zu züchtigen, durch einen Vertrag sich davon loszukaufen sucht. Ein solcher Vertrag heißt in der Sprache der Mahratten, welche allein in neuern Zeiten in der Lage gewesen sind, ihn zu erzwingen, ein Chout, und die gewöhnliche Taxe dabei ist, daß der vierte Theil der Einkünfte des Districts preisgegeben wird. Oefters hat selbst das englische Gouvernement sich dazu verstanden, für einzelne Districte diesen Chout zu zahlen, aber ohne den entferntesten Gedanken an eine Oberherrlichkeit der Mahratten. Es liegt auf der Hand, daß diese Art eines oberherrschaftlichen Verhältnisses, wenn dasselbe überhaupt so genannt werden kann, sich nie weit erstrecken konnte und nie über die Gegenden hinaus, welche das Land, das eine so gefährliche Nachbarschaft übte, unmittelbar berührten.

Ein Bund von conföderirten Fürsten, wie wir etwa in Deutschland finden, wo er aber durch ganz besondre historische Verhältnisse sich bildete und sonst ganz ohne Beispiel ist, wäre in Indien noch mehr aller Erfahrung zuwider. Unter allen Resultaten der Civilisation wäre die Bildung einer freiwilligen Einheit verschiedener Staaten und das Zusammenwirken derselben zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, das der ganzen Natur und Geistesrichtung der Hindus am wenigsten zusagende. [1]) Gerade dieser Mangel an Kraft zu einer jeden Vereinigung hat Indien als eine so leichte Beute einem jeden Eroberer in die Arme geworfen und ist das Mittel, wodurch wir unsre Herrschaft behaupten.

[1]) Sie haben sich immer einzeln unterjochen lassen, gerade wie die gallischen und germanischen Stämme von den Römern. Gallien kostete jedoch dem Cäsar fünf Jahre zu erobern und etliche Mal hatte es Feuer und Schwert bis vor die Thore Roms getragen. Die Gallier mußten weit mehr von der Kriegskunst verstehen, als die Hindus. Man sehe die Beschreibung der schönen Kriegsführung des Vercingetorix bei dem Eroberer selbst im siebenten Buche seiner Commentare und die Analysirung derselben bei Guischardt, **Mém. milit. sur les Grecs et les Rom. c. 16.** — „Die bedeutendsten dieser neuen Staaten waren die Polygars von Chittledroog, Raidroog, Harponelly, Tarrikera, mit vielen geringern, deren vereinigte Kraft den Eingriffen der Mahomedaner einen Damm hätte entgegensetzen können, wenn man Einheit von rohen Wilden erwarten könnte, die beständig mit ihren innern Zwistigkeiten beschäftigt sind.“ *Wilks'* **Hist. Sketches.**

Nirgends finden wir die geringste Spur einer Reichsverfassung, wie sie etwa in Deutschland bestand, mit Instituten zur Berathung der allgemeinen Angelegenheiten oder zur Wahl eines gemeinsamen Oberhauptes. Die Unterwerfung, welche die Mahratta-Häuptlinge dem Namen nach dem Throne Sevagee's bezeigten, gründete sich auf vorübergehende Verhältnisse von ganz verschiedener Natur. Diese Häuptlinge waren nicht Fürsten eines Reichsverbandes, sondern empörte Unterthanen in einem zerstückelten Reiche. Es bestand unter ihnen keine Conföderation. Als die Briten Krieg führten mit Scindia, waren sie in Freundschaft mit Peshwa und Holkar; als sie Krieg führten mit Holkar, waren sie in Frieden mit den übrigen. Gegen den ursprünglichen Sitz der Regierung beobachteten sie eine scheinbare Unterwürfigkeit, weil ihre Unterthanen derselben gewohnt waren und sie des Gehorsams dieser noch nicht sicher waren. [1])

Gegen die Behauptung einer hohen nationell indischen Civilisation spricht die allgemeine Beobachtung, daß, wo die Hindus von fremder Herrschaft und Vermischung unberührt geblieben sind, sie fast durchgängig sich auf einer niederern Stufe fanden, als wo sie lange Unterthanen eines mahomedanischen Throns gewesen waren. [2])

[1]) Wir können nicht unterlassen zu bemerken, daß Major Rennel nach seinem nüchternen, gesunden Sinne die Theorie eines vereinigten indischen Reichs verwirft. Die Geschichte giebt uns die positivsten Beweise, daß Indien in eine Menge Königreiche oder Staaten getheilt war, seit der Zeit Herodots bis herab zur Zeit Akbars.

[2]) Ein Beweis ist Nepaul und die starken Districte an der malabarischen Küste, wo die Herrschaft der indischen Fürsten gar nicht oder nur sehr wenig gestört worden ist. Ueber Nepaul s. Obrist Kirkpatrick's Gesandtschaftsreise; über die malabarischen Landschaften die Reise des Pater Paulini, Sonnerat und Anquetil Duperron, besonders aber die Reise Buchanan's durch Mysore, Canara und Malabar. — „Herr Wilford behauptet, die Könige von Behar oder Megadha seien Jahrhundete lang die Oberherren von Indien gewesen. Wäre dies der Fall, so müßten ihre Nachkommen sehr entartet sein, denn bei der mahomedanischen Invasion verbarg sich der Raja auf schändliche Weise, anstatt sich an die Spitze seiner Armee zu stellen, und gab seine Hauptstadt, damals einen gefeierten Sitz der indischen Gelehrsamkeit (daher der Name Behar), so sehr preis, daß sie durch einen Haufen von 200 Mann genommen wurde, wel-

Es ist nirgendwo behauptet worden, daß das Religiöse im indischen Volke zu irgend einer Zeit weniger durch crassen Aberglauben getrübt gewesen sei, als gegenwärtig der Fall ist. Es ist auffallend, daß man sich nie erinnert hat, daß der Aberglauben immerdar vor der fortschreitenden Civilisation verschwindet. So mächtig in den frühsten Zeiten Griechenlands und Roms, so schwach war er später, [1]) und Goguet hat längst erklärt, »daß wir keines Zeugnisses weiter bedürfen, um die Rohheit der Griechen in der Heroenzeit zu beweisen; daß ihre Leichtgläubigkeit und ihr Orakelglaube mehr als genügende Beweise sind. Diese Art des Aberglaubens herrscht nur im gleichen Verhältnisse mit der Uncultur des Volkes, wie die Wilden beweisen, welche nichts unternehmen, ohne ihre Priester und Orakel zu befragen. [2])

Wir finden in den indischen Gesetzsammlungen eine so große Menge von Verordnungen über Zeiten der Theurung, in denen ein großer Theil des Volks ohne Subsistenzmittel war, daß dergleichen Heimsuchungen sehr häufig gewesen sein müssen. Aus welchen Ursachen auch diese Volksnoth sich herschrieb, aus Mißwachs oder Verwüstung durch Krieg, so deutet das häufige Vorkommen derselben doch keineswegs auf eine gute Regierung und hohe Civilisation. [3])

Wenn die Bemerkung richtig ist, welche viel Beifall gefunden hat, daß ein Mann, der über die ganze Erde reiste, bloß aus dem Zustande der Landstraßen, d. h. der Mittel zur innern Communication überhaupt, die Civilisation der Völker würde beurtheilen können; so würde darnach den Hindus ein sehr ungünstiges

che eine Menge friedsamer Brahminen erschlugen und alle Bewohner plünderten.“ **Hist. of Bengal, by *Charles Stewart*, Esq. p. 40.** Der Zustand, in welchem die Mahomedaner Indien fanden, gestattet durchaus nicht die Annahme eines großen, blühenden, hochcivilisirten Reichs.

[1]) „Quae anus tam excors inveniri potest, quae illa quae quondam credebantur apud inferos portenta extimescat.“ *Cic.* Nat. Deor. II, 2.

[2]) *Goguet*, Orig. of Laws II, 1, c, 4.

[3]) Ueberall, wo die Dinge nicht durch mahomedanischen Einfluß verändert sind, finden wir die Hindus in Dörfern zusammenwohnend, nicht in vereinzelten Weilern; „eine Sitte,“ sagt Millar, Engl. Gov. I, 70. „welche sich durch Noth bildete in Zeiten der Unordnung und Barbarei.“

Urtheil zu stellen sein. »In Indien sind eigentlich gar keine Landstraßen und die Flüsse sind ohne Brücken,« sagt Rennel. »In Malabar,« sagt Buchanan in Betreff des erbärmlichen Zustandes der Straßen, »sind selbst Lastthiere wenig in Gebrauch, und der Transport geschieht größtentheils durch Lastträger.« [1]) Der Kaiser Shah Jehan baute einige Straßen in Bengalen, welche als Wunderwerke gepriesen wurden; allein die Ueberreste derselben zeigen, daß sie die Bewunderung, welche sie fanden, nur dem noch erbärmlichern Zustande aller übrigen Werke der Art verdankten. [2]) Ein anderer wichtiger Umstand ist, daß er erst durch mahomedanische Fürsten Choultries oder Caravanseras errichtet wurden, Gebäude zur Aufnahme der Reisenden, welche vorher ganz unbekannt waren. »Dieser Umstand,« sagt Forster, »der auch in Dow's Geschichte erwähnt wird, ist unter den Eingebornen wohlbekannt.« [3])

Unter den Behauptungen, welche man auf guten Glauben angenommen hat, verdient die Sage von den unermeßlichen Reichthümern, welche die ersten mahomedanischen Eroberer in Indien gefunden hätten, eine besondere Beachtung. Wenn diese Berichte nicht alle vernünftigen Grenzen überschritten, so würde es schwieriger sein, die Falschheit derselben darzuthun, außer für die, welche fähig sind, einzelne Umstände eines socialen Zustandes aus der Analogie des Ganzen zu beurtheilen. Da jedoch diese Angaben, z. B. bei Ferishta, dem Dow gefolgt ist, alle Grenzen nicht nur der Wahrscheinlichkeit, sondern auch der Glaublichkeit überschreiten, so tragen sie schon den Charakter der orientalischen Uebertreibung an der Stirne, und widerlegen sich selbst. [4]) Wir sind daher, da alle bestimmtern Angaben hierüber sich als reine Fictionen ausweisen, bloß auf unser sonstiges Wissen und die daraus herzulei-

1) *Rennel*, p. 6. *Buchanan*, Journ. II, 434. „Die Hindus haben im Lande keine Straßen gebaut, ausgenommen einige wenige, welche zu geweihten Oertern führen.“ A View of the Hist., Lit. and Religion of the Hindoos, von Ward, einem der mennonitischen Missionaire in Serampore, Einl. S. 58

2) *Tennant*, II, 13, 323.

3) *Forster*, Travels, I, 74. *Tennant*, II, 69.

4) S. die Bemerkungen Scott Waring's, Tour to Sheeraz, p. 15.

tenden Folgerungen angewiesen. Dürfen wir nun aus den früher beleuchteten Umständen ein Criterium entnehmen, so ist nicht anders anzunehmen, als daß von jeher unter der großen Masse des indischen Volks ein Zustand der Dürftigkeit und des Elends der vorherrschende gewesen sei. Ein vergoldeter Thron und ein Prunken mit edlen Steinen und Metallen an den Höfen der Herrscher kann diese Folgerung nicht widerlegen. Nur wo dieselben selten sind, kann ein Gepränge damit sowohl des Monarchen Eitelkeit schmeicheln, als auch die Augen der Menge blenden. Vielleicht deuten wenige Merkmale entschiedener auf ein armes Land und eine Barbarei der Sitte, als das rohe Verlangen, durch ein geschmackloses Gepränge mit kostbaren Steinen und Metallen der königlichen Würde Glanz verleihen zu wollen. [1])

Die Staatswirthschaftslehre bringt dasselbe Ergebniß auf dem Wege der Demonstration zur Klarheit. War das Volk reich an Gold und Silber, so mußte dasselbe auch als Gold circuliren. Sowohl an Gold als Silber in der Gestalt des Geldes hat keine Nation mehr, als genau das Maß ihrer veräußerlichen Güter. Nun beweis't Alles in Sitten, Gewohnheiten, Regierung und Geschichte der Hindus, daß dies Volk nie ein wohlhabendes war. Daneben ist noch ein wohlbegründetes Factum, welches die Unmöglichkeit, daß sie einen Ueberfluß an Gold und Silber gehabt hätten, darthut. Edle Metalle bildeten gar nicht das Medium zum Umsatze ihrer Güter. Der Handel in Indien, wie bei den rohesten Völkern der Erde, bestand größtentheils in einem Tauschhandel; die Abgaben, wie schon bemerkt, wurden in Naturalien geliefert. Erst zur Zeit Akbars kam gemünztes Gold und Silber in dem größten Theile Indiens in Umlauf; vor dieser Zeit waren kleine Stücke Kupfer die einzige Münze [2]). Bis auf die gegenwärtige Zeit

[1]) Von den mahomedanischen Regierungen in Deccan sagt Obrist Wilks: „Diese Fürsten waren gerade zu der Stufe der Civilisation gekommen, wo eine überladene, geschmacklose Pracht die gröbste politische Unkunde verbarg.“ **Hist. Sketches, 65.**

[2]) S. die Auseinanderlegung von Tooril Mull's Finanzsystem. **British India Analysed I, 191.** Diese Kupfermünzen hießen Pulsiah oder Feloos, und sechzehn derselben wurden gleich einem Tunkah Silber gerechnet, einer Münze oder vielmehr Medaille, welche zuweilen auf besondern Befehl des Königs geschlagen wurde, nicht zum Gebrauche, sondern zu Geschen-

finden wir nichts gewöhnlicher bei oberflächlichen Reisenden, als übertriebene Berichte von Reichthümern in neuen Ländern, welche sie besuchten [1]).

In der Kriegskunst sind die Hindus nie dahin gelangt, die Vortheile einer gewissen Disciplin in den geregelten, raschen Bewegungen einzusehen, von welchen in der ausgebildeten Kriegsführung fast Alles abhängt. »In den Armeen der Hindus,« sagt Francklin, »existirte nie eine Idee von Disciplin. Die Rohheit der Kriegskunst in Indien ist kaum vorzustellen, wenn man sie nicht gesehen hat. Die Infanterie besteht aus einem Haufen zusammengelaufenen Volks ohne die geringste Ordnung [2]).«

ken für fremde Gesandte und Andere. In Deccan war eine Gold- und Silbermünze früher im Gebrauch, wahrscheinlich, wie auch der Verfasser jenes Werkes vermuthet, durch den Verkehr mit Persern und Arabern, welche den Gebrauch derselben schon fast tausend Jahre früher kannten. S. *Crauford's* **Researches on India I, 36 — 80.**

1) Agatharchides giebt die glänzendste Beschreibung von den Reichthümern der Sabier. „Ihr Aufwand wetteifert mit königlicher Pracht. Ihre Häuser sind verziert mit Pfeilern, welche wie Gold und Silber starren. Ihre Thüren sind gekrönt mit Vasen und besetzt mit Juwelen; das Innere der Häuser entspricht der Pracht des Aeußern, und alle Reichthümer anderer Länder zeigen sich hier in verschwenderischer Mannichfaltigkeit.“ S. *Vincent*, **Periplus I, 33.** *Strabo* **16, p. 778.** Am alten russischen Czaarenhofe zu Moskau herrschte eine überladene Pracht. Der Earl von Carlisle sah bei seiner Gesandtschaft nur Gold und Edelsteine an den Kleidern des Czaaren und seiner Hofleute. — Der Schatz des Sardanapal war tausend Myriaden Talente Goldes nach *Herod.* **II, 150.** *Athenaei* **Deipnos. XII,** nach der geringsten Schätzung 44,174,999,760 Pfund Sterling. *Gibbon*, **sur la monarchie des Mèdes. Miscel. works III, 68. 8vo.** „Was David und seine Fürsten zum Baue des Tempels gaben (1 Chron. 22, 14 — 16. 29, 3 — 8.), überstieg, nach mosaischen Talenten angeschlagen, die Summe von 800,000,000 Pfund unseres Geldes. *Prideaux*, **Connexion of the hist. of the old and new testament I, 5.** Der Arkadier, welcher zur Zeit des Agesilaus an den Hof des Königs von Persien geschickt wurde, durchschaute diese orientalische Herrlichkeit. „Antiochus meldete den Zehntausenden, daß der König Brodschneider und Köche und Thürsteher in Menge habe; Männer aber, welche mit den Hellenen kämpfen könnten, habe er bei allem Suchen nicht gewahren können. Dann auch scheine ihm die Menge des Geldes Prahlerei zu sein, und auch der gepriesene goldene Platanos sei kaum groß genug, einer Heuschrecke Schatten zu verleihen.“ *Xenoph.* **Hist. Gr. VII, 1.**

2) *Francklin's* **Life of George Thomas p. 103. —** *Orme* **p. 420.**

Selbst Arzneikunde und Chirurgie, zu deren Ausbildung die stärksten Bedürfnisse auffordern, hatten die Geistesthätigkeit der Hindus kaum mehr zu reizen vermocht, als bei den rohesten Wilden. Obgleich die Muße der Brahminen einer solchen Menge von Büchern über Astrologie, über die Thaten der Götter und über andere unnütze Gegenstände das Dasein gegeben hat, daß nach Jones »ein Menschenleben nicht hinreichen würde, um nur einen bedeutenden Theil der indischen Literatur zu überblicken [1]),« so ist doch nach seinem Zeugnisse keine Spur, »daß in irgend einer asiatischen Sprache ein Originalwerk über Arzneikunde als Wissenschaft betrachtet, existirt habe [2]).« Chirurgie, sagt Craufurd, der aber gläubig an der hohen Civilisation der Hindus festhält, ist unter diesem Volke unbekannt. Bei Schuß- und Hiebwunden thun sie nichts weiter, als daß sie die Wunde auswaschen und mit frischen Blättern verbinden; dann lassen sie den Convalescenten nichts als mit Reiß abgekochtes Wasser genießen [3]).

Ueber die Dummheit in der Kriegsführung der Mysorer, als sie noch ein rein indisches Volk waren; s. *Orme* I, 207. In der folgenden Beschreibung zeigt sich die Einfachheit der indischen Befestigungskunst: „Ein Platz von acht Cose in der Länge und Breite, an allen vier Seiten als Einfassung mit einem Graben versehen und über dem Graben an allen vier Seiten mit einer Mauer oder Brüstung und Bambuspalisaden und endlich an der Ost- oder Nordseite mit einem verdeckten Gange — ein solcher Ort heißt Nigher oder Stadt. Hat derselbe nur vier Cose in der Länge und Breite, so heißt er Gherbut oder eine kleine Stadt.“ Gentoog XIV. Vergl. *Motte's* Journ. to Orissa, As. an. Reg. I, 51, 67. „Die Befestigung der bedeutendsten Plätze bestand früher und besteht an vielen Orten noch in einer oder zwei dicken Mauern mit runden oder dreieckten Eckthürmen. An der Außenseite ist ein weiter und tiefer Graben; weil aber die Hindus sich wenig auf Brückenbau verstehen, so lassen sie immer an den Thoren einen Dammweg über den Graben.“ *Dubois* p. 543. Vgl. über die Kriegskunst der Mahratten *Broughton's* Letters from a Mahratta Camp p. 107 — 8; ein Beispiel des feigen Benehmens der Rajputen, dieser gepriesenen Nachkommen der „hochherzigen Cshatrigas,“ das. 135; ein Benehmen, welches nach Broughton „ihren Namen nur belächeln läßt, denn im Besitze so vieler Vortheile beugen sie ihren Nacken unter das empörendste Joch.“

[1]) As. Res. I. 354.

[2]) Das. IV, 159.

[3]) *Craufurd's* Sketches. Jones sagt: „Wir können leicht glauben, daß mehrere wandernde Tartarenstämme nicht unbedeutende Kunde in der

Die vergleichende Betrachtung ist nicht im Stande, bei der ungleichen Entwickelung der einzelnen Bildungszweige, die die Hindus im Verhältnisse zu andern uns bekannten Nationen bald höher, bald tiefer stellt, ihren Standpunkt mit einem Worte zu bezeichnen. Sollten wir sagen, daß die Civilisation des indischen Volks und die der Europäer in den Feudalzeiten sich ziemlich gleich stehen, so finden wir doch bei näherer Betrachtung, daß die Europäer des Mittelalters, ungeachtet des Papstthums, durch ihre Religion und, ungeachtet der Scholastiker,

medicinischen Anwendung von Kräutern und Mineralen besaßen; „das Höchste, was man von den medicinischen Kenntnissen der Hindus behaupten kann. As. Res. II, 40. S. *Tennant* I, 357. *Buchanan*, Journ. I, 336. „Die Heilkunst," sagt der Letztere, „ist in diesem Lande in die Hände von eben so unwissenden, als unverschämten Charlatans gefallen." „Man findet freilich verschiedene Personen, welche Heilmittel verschreiben, verschiedene musikalische Instrumente spielen und mancherlei Geschäfte und Verrichtungen treiben, welche einige Kunde der Natur und Mathematik vorauszusetzen scheinen. Allein Alles dies ist rein durch Praxis, lange Uebung und Ueberlieferung erlernt, größtentheils unterstützt durch große Gedächtnißstärke und eine rasche Erfindungsgabe." *Shaw's* Travels p. 263, von den Völkern der Barbarei. Obr. Wilks äußert sich folgendermaßen: „Das goldene Zeitalter Indiens, gleich dem anderer Länder, gehört der Poesie an. Vor der besonnenen, historischen Forschung entweicht diese imaginaire Periode immer weiter und weiter bei jedem Schritte und Alles, was wir finden, ist nur das leere Leben der vergangenen Zeiten... Wenn die Vertheilung des Glücks in den verschiedenen Zeiten nach dem einzigen richtigen Maßstabe abgewogen wird, nach dem Maße der Ruhe und des Friedens im Leben der einzelnen und ganzer Völker, so werden wir, je weiter wir in das höhere Alterthum aufsteigen, desto mehr Elend unter den Menschen finden.... Die Wahrheit dieser ihrer Natur nach allgemeinen Bemerkung ist vielleicht nirgends augenfälliger, als in der Geschichte Indiens. In den Zeiten vor der mahomedanischen Eroberung finden wir Kriege, Revolutionen und Eroberungen in einer rascheren, verworrenern und verheerendern Aufeinanderfolge, je mehr die Ereignisse sich in das Dunkel des Alterthums versenken. Die rohe Kraft, welche die Eroberung vollbracht hatte, war selten mit der Klugheit gepaart, die zur Regierung erforderlich war, und das Gebäude des eroberten Reichs durch den Bruch der alten Bande und die Substituirung plumper, ungeschickter Werkzeuge erschüttert, stürzte entweder gewaltsam wieder zusammen oder löste sich langsam auf." Hist Sketches of the South of India, p. 1 — 2.

durch ihre Philosophie unendlich höher standen. Ferner waren sie den Hindus, ungeachtet der Lehnsverfassung, in Gesetzen und Staatseinrichtungen weit überlegen. Wenn Wahrheit und Tiefe der Empfindung und geistreiche Invention die Hauptvorzüge einer Poesie sind, so ist die phantastische Muse Indiens mit der kräftigen und doch naiven, sinnigen Poesie des Mittelalters nicht zu vergleichen. Daß die Hindus in kriegerischer Tüchtigkeit den kräftigen Völkern des europäischen Mittelalters weit nachstanden, haben wir kaum zu bemerken [1]). In einigen feinen Handfertigkeiten, im Spinnen, Weben und Färben übertreffen freilich die Hindus alle andere Nationen. Ferner in der Arbeit von Pretiosen, in der Fassung und Schleifung von edlen Steinen vermochten unsere rauhen Vorfahren nicht dieselbe Zierlichkeit zu erreichen, welche dem geduldigen Hindu möglich ist. In wahrer Kunst dagegen, in schöpferischer Bildungskraft; in Malerei und Sculptur, waren die Hindus nie groß. Und man vergleiche einen gothischen Dom mit einer indischen Pagode! Wäre der Ackerbau in Europa so unvollkommen gewesen als in Indien, so hätte er nicht die Hälfte seiner Bewohner nähren können. Wie hoch stehen in Sitte und Charakter die Mannhaftigkeit und der Muth unserer Vorfahren über dem sclavischen, feigen Sinne der Hindus! Freilich mochte ihrer Sitte das Weise, Gewinnende, Schmeichelnde dieses weibischen Volks fehlen! sie hatten kräftige Fehler, aber die Hindus haben alle Laster der Schwachheit. Sobald den germanischen Völkern durch feste Niederlassung die erste Bedingung der Entwickelung gegeben war, entfalteten sie auch in Charakter und Cultur eine hohe Ueberlegenheit über die Hindus [2]).

1) Die germanischen und scythischen Barbaren lernten den Römern bald ihre Kriegskunst ab und schlugen die Legionen mit ihren eignen Waffen. Vgl. Gibbon VII, 377. Die Hindus haben nie ohne europäische Officiere nur die geringste europäische Disciplin sich anzueignen vermocht.

2) Man findet oft ordentliche, gute Dienstboten unter den Hindus zu Calcutta, Madras u. s. w. Dies ist aber freilich kein Beweis von Civilisation. Man höre Lord Macartney's Bericht über Rußland: „Alle Bewohner von Sibirien, Casan und den östlichen Provinzen Rußlands bis zum Meere von Kamschatka, welche keine Christen sind, werden unter dem allgemeinen Namen Tartaren begriffen. Viele derselben kommen

Betrachten wir die verschiedenen Völker Asiens in den verschiedensten Zeitaltern, so kann uns eine durchgehende Gleichförmigkeit der nationellen Physiognomieen und Culturformen kaum entgehen. Ein gewisser Grad der Civilisation ist in Asien stationair geworden, als dessen Hauptträger die Inder mit den Chinesen, Persern und Arabern erscheinen und so zusammen die große asiatische Völkergruppe bilden, an welche sich wieder die Japanesen, Cochin-Chinesen, Siamesen, Birmanen und selbst Tibetaner und Malaien als geringere Nebenglieder, aber mit unverkennbarer Verwandtschaft, anlehnen.

Es ist wahr, daß in Religion und den Formen der Gesellschaft große Veränderungen in Persien vorgegangen sind seit den Zeiten des Darius; allein in Sitten, Regierung, Literatur, Künsten, Wissenschaften finden wir in auffallender Weise fast noch

zur Hauptstadt, um als Arbeiter oder Dienstboten ein Unterkommen zu suchen. Sie sind außerordentlich nüchtern, klug, anstellig und treu." **Life of L. Macartney II, 26.** „Calmückische Dienstboten werden durch ganz Rußland gesucht wegen ihrer Klugheit und Treue." *Heber's* **Journ. in** *Clarke's* **Travels in Russia, p. 241.** Clarke setzt hinzu: „Ich erinnere mich, mehrere derselben in englischen Familien zu Petersburg gesehen zu haben. Das merkwürdigste Beispiel der Art war ein calmückischer Künstler im Dienste Lord Elgin's, den ich zu Athen die schönsten Zeichnungen ausführen sah. Eine russische Familie hatte ihn früher nach Rom geschickt, um seine Studien zu vollenden, wo er die höchste Vollkommenheit der Zeichnung sich erwarb. Er hatte ganz die Züge und auch Vieles von den Sitten der Calmücken." Die Neger sind bei gehöriger Behandlung sehr treue, anhängliche und gute Dienstboten. — Uebrigens ist sehr zu bezweifeln, daß die Hindus wirklich so gute Diener abgeben, als uns zuweilen eingeredet wird. **Dr. Gilchrist** sagt und **Lord Teignmouth** wiederholt, „daß unter tausend Dienern jeder Art, deren er sich bedient hatte, er durch besonderes Glück *einen* fand, auf den er sich verlassen konnte." Der Verfasser der interessanten kleinen Schrift: **Sketches of India, or Observations descriptive of the Scenery etc. in Bengal, written in India in the years 1811 — 14** erzählt: „Jedem Manne von rechtlicher Gesinnung, der in Indien reist, fallen besonders die empörenden Diebstähle und Beraubungen auf, welche von der indischen Dienerschaft und Bootsmannschaft auf jedem Bazar und überall, wo die Gelegenheit sich bietet, begangen werden. Diese Leute stehlen fast bei jedem Schritte, den sie thun, und um der gerechten Rache zu entgehen, suchen sie Schutz unter dem Namen ihres unschuldigen Herrn, bei dem die armen Dulder oft gar nicht wagen, sich zu beklagen." S. 13.

das gleiche Gepräge. Wir haben selbst allen Grund, bei den alten Persern ziemlich denselben geselligen Zustand anzunehmen, als bei den Völkern, welche damals schon ausgelebt hatten, den Chaldäern, Assyrern, Babyloniern. Und hierdurch erhält die Betrachtung der Zustände in Hindostan ein so hohes Interesse. In Bildung und Sitte sind die Hindus Jahrhunderte lang stationair geblieben. In den Hindus der Gegenwart sehen wir zugleich die Hindus der Vergangenheit und werden gleichsam in die tiefsten Geheimnisse des Alterthums zurückgeführt. Von vielen der ältesten Völker, über welche unsere Wißbegier am meisten erregt und am wenigsten befriedigt wird, erhalten wir so eine Anschauung, eine fast persönliche Kenntniß in einem lebenden Volke, welches seit den Zeiten derselben unveränderlich auf demselben Boden sich erhalten hat, fast mit denselben Sitten, fast auf derselben Culturstufe. In den Hindus verkehren wir gewissermaßen mit den Chaldäern und Babyloniern aus der Zeit des Cyrus, mit den Persern und Egyptern aus der Zeit Alexanders.

Die Sitten aller Asiaten sind oft bis auf die größten Kleinigkeiten dieselben. »Alle sitzen mit unterwärts gekreuzten Beinen; alle verrichten örtliche Waschungen vor und nach dem Mahle, bei welchem sie weder Messer noch Löffel gebrauchen; alle gehorchen der Naturnothwendigkeit unabänderlich in derselben Weise [1]).«

Die Nachrichten, welche Gibbon von der Kriegskunst der Perser zur Zeit der römischen Kaiser aus Herodian und Ammianus Marcellinus zusammenstellt, passen noch immer auf die Kriegsführung der Perser, der Hindus und fast aller Asiaten bis auf den heutigen Tag. »Die Kunst des Kriegs, in welcher die mehr geistige Macht Griechenlands und Roms, wie jetzt Europa's, bestand, hat im Osten nie große Fortschritte gemacht. Die disciplinirten Evolutionen, welche einer großen Masse Einheit und Seele geben, waren den Persern unbekannt. Eben so fehlte ihnen die Kunst, regelmäßige Befestigungen anzulegen, zu vertheidigen und zu belagern. Sie vertrauten mehr ihrer Zahl, als ihrem Muthe, mehr ihrem Muthe, als ihrer Kriegskunst. Die Infanterie war eine halbbewaffnete, unkriegerische Masse von Land-

1) *Forster*, Travels II, 135.

bauern, hastig zusammengerafft durch die Lockung der Beute und eben so leicht zerstreut durch einen Sieg, als eine Niederlage. Der Monarch und seine Edlen brachten in das Lager den Pomp und die Ueppigkeit des Serails. Ihre militairischen Operationen wurden durch einen unnützen Troß von Weibern, Eunuchen, Pferden und Kameelen gehemmt, und mitten in einem glücklichen Feldzuge wurde das persische Heer oft getrennt und vernichtet durch eine plötzliche Hungersnoth [1]).«

Vergleichen wir das System des Zoroaster und das der Brahminen. Hier wie dort dieselbe erhabene Redeweise über die unsichtbaren Naturgewalten, dieselbe Absurdität in den cosmogonischen Vorstellungen, hin und wieder derselbe richtige Blick über die reale Seite des Lebens und der Moral und daneben der gröbste Mißverstand; durchaus die größte Familienähnlichkeit in Fehlern und Vorzügen. Dieselbe Richtung der Phantasie, dieselbe Naturanschauung vereinigt beide, nur ist in roher Unförmlichkeit das indische System durchweg überwiegend.

Die Perser zur Zeit des Cambyses hatten Richter, die Weisesten des Volks, welche öffentlich erhalten wurden und nach festen Gesetzen Streitigkeiten zu schlichten, Verbrecher zu bestrafen hatten. Diese und ähnliche Einrichtungen der Hindus zeigen eine gewisse Gesetzlichkeit der Verwaltung. Allein als der König diese Richter befragte über einen Schritt, den er aus Furcht vor dem Volke zu thun sich scheute, gaben sie das feierliche Gutachten ab, für den König der Perser sei Gesetz, zu thun, was ihm beliebte. »Diese constitutionelle Maxime,« sagt Gibbon, »wurde natürlich auf's Strengste befolgt [2]).«

[1]) *Gibbon* I, 342.

[2]) Zu den königlichen Richtern werden geprüfte Männer ausgewählt, bis zu ihrem Tode oder bis ihnen ein Unrecht nachgewiesen wird. Diese richten bei Rechtsstreitigkeiten und sind Ausleger der väterlichen Satzungen und Alles wird ihnen anheim gegeben. Als nun Cambyses anfragte, antwortete ihm diese .... dem Könige der Perser sei erlaubt, zu thun, was ihm beliebte.“ *Herod.* III, 31. Dies wäre etwa der „gesetzlich beschränkte Despotismus“ des Sir W. Jones, und die Regierung der alten Perser stand so auf ähnlichem Grunde, als bei den Hindus. S. *Gibbon* VII, 304. Ein altes Bildwerk in der Nähe von Shahpoor, zu Ehren Sapo des Ersten, stellt einen König dar, thronend unter einer Gruppe

»Gleich dem Brimha ist der Fo der Chinesen verschiedene menschliche und thierische Incarnationen durchgegangen. Deßhalb wird er in den Tempeln dargestellt als reitend auf Drachen, Rhinocerossen, Ratten, Katzen, Krokodilen und andern lieblichen Geschöpfen, deren Gestalt er liebte und annahm. In vielen Pagoden sind wohl tausend dieser monströsen Statuen, alle schrecklich häßlich und schlecht dargestellt, ungleich Allem im Himmel und auf der Erde, im Wasser und unter der Erde [1]).«

Es ist instructiv, die Unbedachtheiten zu bemerken, zu welchen Leichtgläubigkeit selbst einen denkenden Schriftsteller führt. Nach vielen Lobeserhebungen der chinesischen Landcultur, wie wir sie oft auch von den Hindus angehört haben, setzt Lord Macartney hinzu: »Der Pflug ist der einfachste in der Welt. Er hat nur einen Handgriff, wird von einem Büffel gezogen und von einer einzigen Person gehandhabt.« Barrow sagt: »Zwei Drittel der geringen Menge des bewirthschafteten Landes wird mit Spaten oder Hacke bearbeitet ohne Hülfe von Zugvieh [2]).«

Von der Hauptstraße, welche von Pekin nach Canton führt, bemerkt Lord Macartney: »Für Pferde und Fußgänger ist der Weg vortrefflich, allein er ist nicht fahrbar. Barrow erklärt ausführlicher, daß außer der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt und an einigen Orten, wo die Verbindung des großen Canals mit schiffbaren Strömen durch bergigen Boden unterbrochen ist, kaum im ganzen Lande andere Straßen sind, als Fußwege [3]).« Selbst dieser große Canal wurde durch den tartarischen Eroberer Dshingis Khan im dreizehnten Jahrhunderte gebaut, und zwar bloß zu

von Figuren, deren eine ihm zwei abgeschlagene Köpfe überreicht. Dies allein würde den Civilisationsstand eines Volks charakterisiren, das seinen Ruhm durch solche Bilder zu verewigen sucht. S. *Malcolm's* **Hist. of Persia I, 254.** Wie in Indien, so in Persien keine eigentliche Geschichtschreibung.

[1]) **L.** *Macartney* **II, 279.** Die Analogie ergiebt sich von selbst.

[2]) **L.** *Macartney* **II, 357.** *Barrow's* **China p. 585.** Ein großer Theil des Landes ist feuchter, sumpfiger Boden mit reicher Flußbewässerung, welcher leicht benutzt werden könnte, wenn die Chinesen es verständen. Das. p. 70, 83, 208, 533.

[3]) *Barrow's* **Life of L. Macartney II, 357.** *Barrow's* **China p. 135, 43.**

dem Zwecke, die in Naturalien entrichteten Abgaben aus dem Süden des Reichs nach der Hauptstadt zu führen, indem durch die ungeschickte Seefahrt der Chinesen ein großer Theil derselben immer verloren ging.

Gleich den Hindus vor der mogolischen Herrschaft haben die Chinesen kein geprägtes Geld, außer einer kleinen Kupfermünze, und die Abgaben dieses ungeheuren Reichs werden in Naturalien entrichtet [1]).

Nach Macartney haben die Chinesen weder naturwissenschaftliche, noch medicinische oder chirurgische Kenntnisse; ein Beinbruch hat gewöhnlich den Tod zur Folge [2]).

In Künsten und Wissenschaften zeigt sich bei Hindus und Chinesen die höchste Gleichheit; dagegen in Regierung und Gesetzen haben die Chinesen einen bedeutenden Vorzug. Da sie aber ein fleißiges Volk sind und keine faullenzende Classe haben, welche sich durch die Bewunderung ihrer angeblichen Gelehrsamkeit zu behaupten strebt, so haben sie weit weniger, als die Hindus, von den absurden Künsteleien, welche einem barbarischen Volke für Gelehrsamkeit gelten [3]). Beide sind weiter vorgeschritten in industriellen Fertigkeiten, als in den Wissenschaften. Allein auch hierin scheinen die Chinesen den Vorrang zu haben, denn obgleich bezweifelt werden könnte, daß die chinesischen Seidenzeuge die Baumwollenwaaren der Hindus an Feinheit übertreffen, so haben diese doch dem chinesischen Porzellan nichts entgegenzusetzen und stehen in den gewöhnlichen Arbeiten in Holz und Eisen den

1) Das. p. 561. 499.

2) Life of L. *M.* II, 363.

3) L. Macartney bemerkt, daß die mathematischen und astronomischen Kenntnisse der Chinesen sehr gering sind, „ungeachtet vieler gedruckter Behauptungen des Gegentheils.“ „In alter Zeit errichteten sie eine Art Akademie für Astronomie oder Astrologie (beide sind ihnen gleichbedeutend), welche einen jährlichen Kalender herausgiebt, etwa wie unser **Poor Robin's Almanack**, mit einem Verzeichnisse aller glücklichen und unglücklichen Tage, Wetterprophezeiungen, Angabe der günstigen Zeiten zum Säen und Ernten u. s. w. Dies ist das Hauptgeschäft dieser chinesischen Doctoren, welche aus den berühmtesten Philomathen der Nation gewählt werden.“ Das. 481. *Barrow's* **China 284, 291, 323.**

Hindus offenbar nach. Die Mechanik ist bei beiden Völkern gleich sehr in der Kindheit [1]).

Die schönen Künste beider Nationen zeigen eine schlagende Aehnlichkeit. »Die Architectur der Chinesen entbehrt alles Geschmacks, aller Größe, Schönheit, Solidität und Bequemlichkeit. Ihre Häuser sind nur Zelte, und der Palast des Kaisers ist nichts weniger als prächtig [2]).« Beide Völker haben ein großes Nachbildungstalent, sind aber sehr arm an Erfindung. In Malerei und Sculptur war Perspective, Attitüde und Proportion ihnen unbekannt.

Selbst in den Sitten und den Hauptzügen des Volkscharakters läßt sich die Aehnlichkeit auf's Schärfste verfolgen. Auffallend ist bei beiden Völkern besonders ein fast gänzlicher Mangel an Wahrhaftigkeit; ein verstelltes, verrätherisches, lügenhaftes Wesen finden wir nirgends in solchem Grade. Beide Völker sind außerordentlich zur Uebertreibung geneigt in Allem, was sie selbst betrifft. Beide sind feige und gefühllos. Beide sind im höchsten Grade von sich selbst eingenommen und voll affectirter Verachtung gegen alles Fremde. Beide sind, physischer Seits, ekelhaft, unsauber in ihren Personen und ihren Häusern [3]).

Turner in seiner Gesandtschaftsreise nach Tibet schildert das gewinnende Benehmen des Rajah von Butan; die Aeußerungen desselben athmeten eine Milde, welche aus dem Glauben an eine Seelenwanderung zu entspringen scheint. »Meine Nahrung,« sagte er, »besteht aus den einfachsten Speisen, Korn, Wurzeln der Erde und Früchten. Nie aß ich etwas, welches Odem gehabt hatte,

1) *Barrow* 311, 512.

2) Daf. 101 — 330.

3) Man vergleiche folgende Charakterzüge der Perser bei Scott Waring: „Niedrig, demüthig gegen Höhere und Ihresgleichen, wenn sie einen Gewinn hoffen, aber immer gleich übermüthig und brutal gegen Untergeordnete; immer prahlend mit Thaten, welche sie nie verrichtet haben; Gefallen findend an Schmeicheleien, auch wenn sie deren Falschheit einsehen. Ich habe sie oft Menschen in's Angesicht loben hören, welche sie sogleich, nachdem sie sich entfernt hatten, auf's Gröbste zu schmähen begannen.“ „In ihr Wort und ihre feierlichsten Betheurungen darf man nicht das geringste Vertrauen setzen....“ „Sie halten es für ihre Pflicht, zu gefallen, und um dies zu erreichen, vergessen sie alles Gefühl für Ehre und Wahrheit.... Für Dankbarkeit haben sie wenig

denn dadurch wäre ich die Ursache des Todes eines lebenden Geschöpfs, welches unsere Religion streng verbietet [1]).«

Ungeachtet der häufigen religiösen Waschungen ist das Volk nach demselben Verfasser äußerst unreinlich.

»Butan ist ein rauhes, zerrissenes Land; Berge mit ewigem Grün und hohen, mächtigen Bäumen. Jeder günstige Strich, der nur mit einer dünnen Erddecke bedeckt ist, ist aber gelichtet und zum Ackerbau benutzt, indem man horizontale Beete absticht, eins über dem andern. Kein Abhang, kein Fleckchen zwischen den Höhenzügen bleibt unbenutzt. Es ist kaum ein Berg, dessen Fuß nicht von einem wilden Gebirgswasser umspült würde; aber oben auf den Gipfeln finden wir volkreiche Dörfer unter Obstgärten und andern Pflanzungen, die sich an den Seiten herabziehen. Das Land vereinigt die Gegensätze der rauhsten Natur und des mühsamsten Anbaues [2]).«

Sinn, denn sie begreifen nicht, wie Jemand eine Handlung der Großmuth sich zu Schulden kommen lassen kann ohne irgend einen unedlen Beweggrund.“ „Philosophen haben den Satz aufgestellt, daß selbst der anerkannteste Lügner hundert Wahrheiten sagt gegen eine Lüge. Allein dies ist in Persien nicht der Fall; die Schönheit der Wahrheit ist hier ganz unbekannt und ein Perser denkt nur an sie, wenn sie sein Interesse fördert.... Die Mehrzahl der Perser ist in einen Zustand der niederträchtigsten Verworfenheit versunken; sie entblöden sich nicht, offen von Schändlichkeiten zu reden, welche in jedem civilisirten Lande ein Abscheu sind.“ **Tour to Sheeraz p. 101 — 3.** Olivier macht in seinem **Voy. dans l'emp. Othoman, l'Egypt et la Perse, p. 120** eine interessante Beobachtung. „In Europa ist ein ungeheurer Abstand zwischen dem Bewohner großer Städte und dem Landbewohner, zwischen dem Gebildeten und dem Nichtgebildeten. In Persien habe ich dies kaum gefunden. Die ärmere Classe der Städte unterscheidet sich in Sitten, Sinnesweise und Kenntnissen fast gar nicht von den Bewohnern des Landes, und in den Städten ist wieder zwischen Reichen und Armen keine große Differenz. Alle haben fast dieselben Manieren, dieselbe Ausdrucksweise, dasselbe Betragen, dieselbe Denkweise und dieselbe Bildung. Ja, der Landbewohner, selbst der, welcher das ganze Jahr unter seinem Zelte lebt und seine Heerden von einem Weideplatze zum andern treibt, schien uns hier freier in seinem Benehmen, schlauer, höflicher, fast gebildeter, als der europäische Bauer.“

[1]) *Turner*, Embassy to Tibet. I, c. 4.

[2]) Daſ. II, 2. Die Felder werden künstlich bewässert, wozu das

Kriegerische Disciplin ist dem Volke unbekannt. In ihren Kriegen lieben sie mehr listigen Hinterhalt, als offenen Angriff.

Die Erscheinung der Hauptstadt Teshu Lumbu war prächtig und deutete zusammen mit dem Palaste auf eine nicht geringere Ausbildung der Künste, als in Hindostan und China [1]).

Die Bewohner der großen Halbinsel östlich vom Ganges verrathen, so weit sie uns bekannt sind, in Sitten und socialen Zuständen eine ganz analoge Bildungsform. Die Cochinchinesen z. B., nur ein abgetrennter Zweig des chinesischen Stammes, scheinen in ihrer Civilisation hinter den Hindus und Chinesen durchaus nicht zurückzustehen. Ihr Land ist eins der fruchtbarsten in der Welt. In vielen Gegenden giebt der Boden eine dreimalige Kornernte im Jahre. Alle Früchte Indiens finden sich hier in größter Vollkommenheit nebst vielen chinesischen. Kein Land in Asien ist reicher an den verschiedensten Stapelproducten, Zimmet, Pfeffer, Cardamomen, Seide, Baumwolle, Zucker, Agulaholz u. s. w.

Der Reisende, welchem wir diese Notizen verdanken, erwähnt zugleich, eine Bequemlichkeit in diesem Lande gefunden zu haben, woran in ganz China und Hindostan nicht gedacht wird. — »In diesem Thale passirten wir drei oder vier hübsche, anmuthig gelegene Dörfer, in welchen wir, wie auch an andern Theilen des Weges, Wirthshäuser fanden, wo Thee, Früchte und andere Erfrischungen den Reisenden verkauft wurden. Zu Mittag kehrten wir in einem derselben ein und erhielten eine Mahlzeit, bestehend in gehacktem Geflügel, welches mit etwas grünem Kraute und Salz aufgetragen wurde, Fischen u. s. w. [2]).«

Wasser in hohlen Cylindern aus Baumstämmen hingeleitet wird. Das. I, c. 6.

[1]) Das. II, 2.

[2]) Narrative of a Voyage to Cochin-China in 1778 by M. *Chapman*, in the As. Ann. Register for 1801, Miscel. Tracts. p. 85, 72. Wirthshäuser giebt es in ganz China nicht, nur Caravansera's, niedere Hütten, wo der Reisende die bloßen Wände findet und nur Obdach, höchstens für eine Kupfermünze einen Trunk Thee erlangen kann. *Barrow* p. 241. Von derselben Art sind die indischen Choultries, leere Gebäude, unter welchen der Reisende Obdach findet, wohin er aber Alles, dessen er bedarf, selbst mitbringen muß. „Die Kans oder Caravansera's," sagt Volney über Syrien, Schuppen für die Bequemlichkeit des Reisen-

Die Erscheinung des königlichen Hofes zeigte nicht nur Pracht, sondern auch Würde, und selbst das Wenige des Landes, welches die Reisenden sahen, zeigte ihnen große Städte mit regelmäßig angelegten Straßen, gepflastert mit platten Steinen und mit wohlgebauten Häusern von Backsteinen zu beiden Seiten [1]).

Die Bevölkerung der Westseite dieser Halbinsel, Birmanen, Peguaner, Assamesen oder Siamesen, verrathen ganz den indischen Typus, und erweisen sich in Religion, Gesetzen, Institutionen und Sitten nur als eine Varietät der Hindus. Ihr Hauptunterschied besteht darin, daß sie, entweder als Häretiker, oder als Bewahrer des ursprünglichen Glaubens, sich zum Buddhismus bekennen und die Casteneintheilung verwerfen. Allein wir finden durchaus nichts bei ihnen, was in irgend einer Weise auf ein Zurückstehen hinter ihren Stammverwandten schließen ließe.

Die Birmanen nennen, nach Symes, ihr Gesetzbuch Derma Sath oder Sastra; es ist einer der vielen Commentare über Menu. »Das birmanische Recht ist voll einer gesunden Moral und zeichnet sich, nach meiner Meinung, vor allen übrigen indi-

den, „bieten ihm nur die leeren Wände, Staub und Scorpione. Der Eigenthümer giebt dem Gaste einen Schlüssel und eine Matte und läßt ihn im Uebrigen für sich selbst sorgen. **Travels in Egypt II, 420.** „In den Städten und Dörfern des Innern der Barbarei ist gewöhnlich ein besonderes Haus zur Aufnahme der Fremden mit einem Wärter (Maharak) darin. Hier wird der Fremde eine Nacht auf öffentliche Kosten aufgenommen und bewirthet, so gut der Ort es erlaubt.“ ***Shaw's* Travels pref.. II.**

1) ***Chapman* p. 73, 76.** Staunton sagt **Embassy of L. *Macartney* 1, 389:** „Die Cochin-Chinesen schienen sehr aufmerksam und geschickt, freilich ohne alle wissenschaftlichen Vorkenntnisse, mit allen Substanzen, von welchen sich irgend eine Brauchbarkeit erwarten ließ, Versuche und Experimente zu machen, welche oft nützliche Resultate gaben. In dem Anbau ihres Landes und den wenigen Kunstfertigkeiten, welche sie kennen, standen sie selbst hinter gebildeten Völkern nicht zurück.“ „Obgleich dies Volk durchaus keine wissenschaftliche Kenntniß von der Ausscheidung des Metalls aus den Erzen besaß, so hatten sie doch durch Praxis gelernt, z. B. sehr gutes Eisen zu machen, und es später zu Luntenschlössern, Speeren und andern Waffen zu verarbeiten. Ihre Töpferwaaren sind sehr nett gearbeitet. Ihre Geschicklichkeit zeigt sich bei Allem, was sie unternehmen.“ **p. 387.**

schen Commentaren durch Klarheit und Verständlichkeit aus. Es berücksichtigt fast alle möglichen Arten von Verbrechen und enthält noch eine reiche Sammlung von früheren Fällen und Entscheidungen, um den Unerfahrenen in zweifelhaften Fällen zu leiten. Der Abschnitt über Gottesurtheile und Verwünschungen ist der einzige absurde im Buche [1]).«

»Es ist kein Land im Osten,« sagt derselbe, »in welchem die königliche Hofhaltung mit aufmerksamerer Sorgfalt geordnet wäre, als am birmanischen Hofe. Er ist glänzend, ohne Verschwendung, zahlreich, ohne Verwirrung [2]).«

Ihre Literatur scheint so ausgebreitet und merkwürdig zu sein, als die der Hindus. Sie haben zahlreiche Bibliotheken. »Ihre Schriften handeln über verschiedene Gegenstände, vorzüglich über göttliche Dinge. Geschichte, Musik, Malerei, Medicin und Poesie haben ihre besondern Werke [3]).«

Vom Königreiche Assam haben wir nur wenige Nachrichten, welche jedoch dasselbe bestätigen. In dem Alemgirnameh des Mohamed Cazim ist eine Beschreibung von Assam, welche von Vansittart übersetzt und verschiedentlich herausgegeben worden ist. Hierin lesen wir, daß das Land in vielen Gegenden »wohlbevölkert und trefflich angebaut ist und überall anmuthige Aussichten von gepflügten Feldern, Ernten, Gärten und Hainen darbietet. Da das Land in der Regenzeit überschwemmt wird, so ist ein hoher, breiter Dammweg angelegt für die Bequemlichkeit der Reisenden von Salagereh nach Ghergong. Dies ist der einzige unangebaute Boden, den man sieht; auf jeder Seite ist die Straße mit schattigen Bambus bepflanzt, deren Gipfel zusammenstoßen und in einander geflochten sind. Die Seide ist vortrefflich

[1]) *Symes'* **Embassy to Ava, II. 226.** Auch folgende Züge sind ganz dem Charakter der Hindus entnommen. „Die Birmanen zeigen in einzelnen Punkten die Grausamkeit von Barbaren und in andern wieder eine überraschende Milde und Sanftmuth. Ihren Feinden zeigen sie die blutgierigste Rache und bei ihren Einfällen bezeichnet Verwüstung jeden ihrer Schritte; sie schonen kein Geschlecht und kein Alter. In ihren Häusern aber zeigen sie sich von einer ganz andern Seite."

[2]) Ebendas.

[3]) Das. **III, 96.**

und gleicht der chinesischen. Sie sticken Blumen hinein und weben Sammet und Tautband, ein Seidenzeug, aus welchem sie Zelte und Kenauts verfertigen [1]).«

In dem Charakter der Assamesen findet freilich der eifrige Muselmann nur böse Eigenschaften. »Sie haben gar keine Gottesverehrung, weder wie sie bei den Gläubigen, noch wie sie bei den Ungläubigen geübt wird; auch halten sie sich zu keiner der bekannten Sekten, welche unter den Menschen gewöhnlich sind. Sie sind eine schlechte, treulose Nation und haben keinen festen Glauben; sie folgen keinem Gesetze, als ihren Neigungen und machen die Billigung ihrer eigenen lasterhaften Gesinnung zur Probe der Gerechtigkeit ihrer Handlungen.« Als eine Probe ihrer Schlechtigkeit führt er an: »Diese schlechten Leute lieben aus einer gleichartigen Neigung sehr, Esel zu sehen und zu halten und verkaufen und kaufen sie zu einem hohen Preise.« Aber er rühmt sehr die königliche Pracht des Hofes. »Die Rajahs dieses Landes sind voll Stolz und eitlen Pomps und zeigen eine große Pracht und ein zahlreiches Gefolge von Dienern.« Mit einer Mischung von Schrecken und Bewunderung spricht er von der kriegerischen Tapferkeit und Geschicklichkeit der Assamesen. »Sie haben nicht in Gehorsam das Haupt gebeugt und den mächtigsten Fürsten Tribut gezollt, sondern haben den Stolz der siegreichsten Herrscher von Hindostan gebrochen und ihre Angriffe zurückgeschlagen.« Nachdem verschiedene Schwärme aus Bengalen, welche in das Land einbrachen, von ihnen ganz abgeschnitten wurden, so daß nicht einmal eine Nachricht zurückkam, »betrachten die Hindustaner sie als Zauberer und nennen den Namen dieses Landes bei allen Beschwörungen und beim Zauberbann; sie sagen, daß Jeder, der es betritt, bezaubert wird und den Rückweg nicht finden kann [1]).«

Die Bewunderung, welche die Griechen, keineswegs scharfe Beobachter fremder Nationalitäten, den Egyptern zollten, läßt sich in vielen Stücken mit den Vorurtheilen vergleichen, welche in Eu-

1) Description of the Kingdom of Assam etc. As. Ann. Register for 1800, Misc. Tracts. p. 43.

2) Daf. p. 45, 47, 48.

ropa so lange über die Hindus herrschten. Das hellere Licht der neueren Wissenschaft hat jenen Nimbus zerstreut und zeigt uns die alten Egypter auf einer Stufe mit so vielen gefeierten Nationen des Alterthums, Assyrern, Babyloniern, Persern, Arabern, deren Culturform in allen ihren Hauptzügen mit der der Hindus correspondirt. Ueber die Hindus hat ein besonnener, unbefangener Richter sich ausgesprochen. Präsident Goguet sagt: »Ich sehe in den Egyptern nichts, was sie in irgend einer Weise vortheilhaft auszeichnete; ich glaube selbst mit Grund den größten Theil der Lobsprüche, welche ihnen so freigebig zu Theil geworden sind, bestreiten zu müssen. Die Egypter machten einige Entdeckungen, aber sie hatten nie Geist genug, eine derselben weiter zu verfolgen. Ihren Mangel an Schönheitssinn und, ich wage es zu sagen, an Talent in Architectur, Sculptur und Malerei habe ich schon angedeutet. Ihre geometrischen und mathematischen Kenntnisse waren sehr gering. Ihre Entdeckungen können durchaus keinen Vergleich aushalten mit dem, was die Griechen später leisteten. Die Egypter haben nie weder Genius, noch Kraft, noch Talent gezeigt in Handel, Schifffahrt und im Kriege.«

»In ihren bürgerlichen und politischen Einrichtungen war einiges Gute, aber verdeckt unter einer Menge von Mißbräuchen und wesentlichen Mängeln, welche in den Gesetzen und Grundprincipien der Regierung selbst wurzelten.«

»Den Sittenzustand dieses Volks haben wir schon in den Abscheulichkeiten und Ausschweifungen seiner religiösen Feste und öffentlichen Ceremonien kennen gelernt. Der öffentliche Cultus, welchen ein Volk seiner Gottheit darbringt, trägt das Gepräge seines Charakters. Die Egypter standen in dem Rufe als habsüchtig, treulos, hinterlistig, betrügerisch.«

»Die Egypter waren ein arbeitsames Volk, aber ohne Schönheitssinn, ohne Genius, ohne Geist, ein Volk, welches nur mißverstandene Ideen von Größe hatte, und welches in allen Theilen des menschlichen Wissens sich nie über eine flache Mittelmäßigkeit erhob.... Dabei voll thörichter Eitelkeit und Verachtung fremder Nationen, die sie nicht kannten. Dabei abergläubisch im höchsten Grade und und ganz verdumpft in einer monströsen Theologie. Die gepriesene Weisheit und Gelehrsamkeit der egyptischen Priester war nur

eine Gaukelei, von der die befangenen Griechen sich blenden ließen [1]).«

Der Scharfblick Adam Smith's führte ihn schon in seinen frühern Jahren dazu, die angebliche hohe Cultur dieser alten Völker zu leugnen und, freilich zögernd, seine Hinneigung zur entgegengesetzten Ansicht zu erklären.

»In Griechenland und den griechischen Colonien traten die ersten Philosophen auf, von deren Lehren wir ein Bestimmteres wissen. Gesetz und Ordnung scheinen freilich in den großen Monarchieen Asiens schon lange bestanden zu haben, ehe sie in Griechenland irgend eine Stelle fanden; allein ob nach Allem, was von der Gelehrsamkeit der Chaldäer und Egypter geredet worden ist, unter diesen Völkern wirklich etwas wahr, welches den Namen »Wissenschaft« verdiente, oder ob der Despotismus, welcher mehr als Anarchie selbst jedem ruhigen Gedeihen verderblich ist und welcher über ganz Asien herrschend war, das Gedeihen der Philosophie verhinderte, ist eine Frage, welche aus Mangel an Quellen nicht mit Bestimmtheit beantwortet werden kann [2]).« Die Achtung vor der herkömmlichen Meinung und das Bewußtsein

[1]) *Goguet*, **Origin of Laws III, 6. c. 2.** Er fährt fort: „Ich fühle mich sehr versucht, dies Volk mit den Chinesen zu vergleichen. Eine auffallende Gleichförmigkeit läßt sich jedenfalls nachweisen.“ Wären die Hindus damals schon bekannter gewesen, so würde diese Zusammenstellung sich ihm noch weit leichter geboten haben. „Wir können,“ sagt Gibbon, „bei den ernsthaftesten Autoren lesen, daß Egypten zur Zeit der arabischen Eroberung bedeckt war mit 20,000 Städten und Dörfern; daß, ungerechnet die Griechen und Araber, die Copten allein bei der Schätzung sechs Millionen tributaire Unterthanen zählten, oder zwanzig Millionen von jedem Geschlecht und Alter, und daß jährlich dreihundert Millionen Gold und Silber an den Schatz des Caliphen gezahlt wurden.“ Und in der Note setzt er hinzu: „Und dieser grobe Bissen wurde ohne Bedenken verschluckt von einem d'Herbelot, Arbuthnot und de Guignes. Sie könnten die nicht weniger extravagante Liberalität Appiens zu Gunsten der Ptolemäer anführen, ein jährliches Einkommen von 185 oder fast 300 Millionen Pfund Sterl., je nachdem wir nach egyptischen oder alexandrinischen Talenten rechnen.“ *Gibbon* **IX, 446.** — Wie mancher noch gröbere Bissen ist von unsern Indomanen verschluckt worden!

[2]) **Essay on the History of Astronomy, p. 27.**

mangelnder Kunde ließen ihn mit einer Meinung nur schwankend hervortreten, welcher alle uns bekannten Umstände und die Vergleichung anderer Völker genügende Sicherheit gewährten. Der Grund, auf welchen er sein Mißtrauen gegen die altasiatische Civilisation stützt, ist eben so wahr als echt philantropisch: daß Despotismus mehr noch als Anarchie jedem ruhigen Gedeihen und jedem Fortschritte des Menschengeschlechts verderblich ist.

Drittes Buch.

Die Mahomedaner.

Erstes Capitel.

Von der ersten Invasion nordischer Völker in Indien bis zur Vertreibung der Gaznevidischen Dynastie.

Zu der Zeit, als der entdeckte Seeweg um das Cap der guten Hoffnung eine nähere Communication der Europäer mit Indien eröffnete, war das Volk, welches wir beschrieben haben, schon Jahrhunderte hindurch einem fremden Volksstamm dienstbar gewesen. Durch diese Unterwerfung war die ursprüngliche Textur der Gesellschaft freilich nicht wesentlich verändert; allein mehrere der höheren Verwaltungszweige hatten eine neue Gestalt erhalten, die Militairgewalt war ganz in der Hand der Fremdlinge, und neben der alten Bevölkerung hatte sich ein in Sitte, Denkart und Religion ganz verschiedenes Volk festgesetzt. Der politische Zustand Indiens zeigt in dieser Zeit eine mahomedanische Regierung, gestützt auf eine mahomedanische Kriegsmacht, über eine indische Bevölkerung.

Es scheint, daß das hindostanische Volk zu allen Zeiten den Einbrüchen und Eroberungen seiner nordwestlichen Nachbarn ausgesetzt gewesen ist. Die Scythen, das heißt die rohen Völker im Osten von Persien, eroberten, so erzählt Justin, schon 1500 Jahre vor Ninus, dem Gründer der assyrischen Monarchie, einen großen Theil von Asien und drangen selbst bis nach Egypten vor. Wir wissen, daß in dem großen Reiche des Darius Hystaspis auch ein Theil von Indien einbegriffen war, und zwar ein so bedeutender, daß er eine der werthvollsten seiner zwanzig Satrapien bildete. Die Grenzen dieser indischen Satrapie werden nicht bestimmt angegeben; allein nach der Größe ihres Tributs, welchen Herodot

höher angiebt, als den aller übrigen, kann ihr Umfang nicht gering gewesen sein. Rennel vermuthet, daß sie bis Delhi sich erstreckt und ganz Punjab in sich begriffen habe oder das Land, welches von den fünf Armen des Indus durchströmt wird, sammt Cabul, Candahar und dem Striche am Indus hinab bis zum Meere. [1])

Die Eroberungen Alexanders scheinen sich nicht so weit erstreckt zu haben, als die frühern Besitzungen des Darius. Sein Zug wandte sich am Hyphasis (jetzt Beyah), dem letzten der fünf Indusarme; von da kehrte er zum Hydaspes zurück und fuhr den Indus hinab bis zum Meere. Seleucus, der Nachfolger Alexanders im obern Asien, suchte die Erwerbungen desselben im obern Asien noch zu vermehren. Er besiegte wiederholt den Sandrakottos, Fürsten eines Volks am Ganges. Als er jedoch abgerufen wurde zur Vertheidigung eines andern Theils seiner Besitzungen gegen Antigonus, schloß er Frieden mit dem Inder; die darin festgesetzten Grenzen sind nicht bekannt. [2])

Eins der Reiche, in welche die große Macht Alexanders nach seinem Tode zerfiel, war Bactrien. Dies Land war ein Theil des weiten Gebiets, welches im Osten von Medien und Persien vom Aralsee bis zu den Mündungen des Indus sich hinabzog und der großen persischen Monarchie mit einverleibt gewesen war. Die Bevölkerung dieses Mittellandes scheint auch in ihrer Eigenthümlichkeit eine Vermittlung gebildet zu haben zwischen den tartarischen oder scythischen Stämmen, welche sie im Osten einschlossen, und den Völkern des assyrischen oder persischen Reichs im

1) Geography of *Herodotus*, p. 305. *Herod.* III, 94 95. Nach Herodot scheint es, als ob schon Cyrus diesen Theil Indiens unterworfen hätte. Er sagt, daß sein Feldherr Harpagus einen Theil Asiens eroberte und Cyrus selbst den andern, παν εθνος καταστρεφομενος, και ουδεν παριεις.... παντα της ηπειρου ὑποχειρα εποιησατο. I, 147. Vgl. Justin, I, 8. Xenophon sagt ausdrücklich: „Er herrschte auch über die Bactrer und Inder.“ Cyrop. I, 1. Nach den persischen Historikern waren die persischen Könige in den frühern Zeiten vorzüglich mit Kriegen in Indien und Turan beschäftigt.

2) S. *Robertson's* Disquis. concerning Ancient India. Unsere Nachrichten über die Geschichte der Griechen in Indien sind vorzüglich aus Strabo und Arrian geschöpft.

Westen. Es ist wahrscheilich, daß unter diesen Völkern die Bactrier schon früh sich durch eine höhere Bildung und Gesittung erhoben. Unter den verschiedenen Gestalten, welche die persische Geschichte unter dem Collectivnamen des Zoroaster vereinigt, finden wir auch einen König von Bactrien zur Zeit des Ninus, der die Magie erfunden haben soll, das heißt, der durch sein überlegenes Wissen ein Gegenstand der Bewunderung wurde. Unter den Nationen des höhern Asiens, welche der persischen Monarchie angehörten, waren die Bactrier Indien am nächsten und wurden nur durch die Bergkette davon geschieden, in welcher der Indus und Oxus ihre Quellen haben. Bactrien sowohl als Indien gehörten zu dem Theile, welcher bei der Theilung des Reichs Alexanders dem Seleucus zufiel. Unter seinem Sohne oder Enkel indeß machte der Statthalter der Provinz Bactrien sich unabhängig von der Herrschaft der Seleuciden und bildete etwa 69 Jahre nach dem Tode Alexanders ein besonderes griechisches Königreich in diesem Lande. Die frühern persischen Besitzungen in Indien scheinen das Schicksal Bactriens getheilt zu haben und in die Hände desselben Usurpators gefallen zu sein. Die griechischen Herrscher in Bactrien bildeten ein ausgedehntes Reich und nahmen den stolzen Titel an: König der Könige, früher die auszeichnende Benennung der persischen Könige im Zenith ihrer Macht. Sie führten verschiedene Kriege mit Indien und dehnten ihre Eroberungen bis in's Innere dieses Landes aus. Die Grenzen ihrer Herrschaft nach dieser Richtung hin sind durchaus unbestimmbar. Eine der Revolutionen im Innern oder im Osten der Tartarei, welche oft die Horden des Ostens nach Westen hin versprengten, führte um das Jahr 126 vor der christlichen Aera einen unwiderstehlichen Strom dieses Volks über den Jaxartes, der sich über Bactrien ergoß und in dem das griechische Reich unterging, nachdem es fast 130 Jahre bestanden hatte. [1])

[1]) Eine Geschichte des griechischen Reichs in Bactrien ist zusammengestellt von Bayer, **Historia regni Graecorum Bactriani.** Dies Werk und *Strabo* lib. XI. *Diod.* XV. und *Justin.* XLI. sind das Einzige, was wir darüber besitzen. Der Zug der Barbaren, durch welche es zerstört wurde, ist dargestellt bei De Guignes, Mém. de Litt. XXV, 17 und in mehreren Stellen seiner Geschichte der Hunnen. Herodot erzählt

Um dieselbe Zeit, als die Nachfolger Alexanders Bactrien verloren, hatte in den entfernten Provinzen am caspischen Meere ein Heerführer, gereizt durch das unkluge Benehmen des Statthalters, das Volk zur Empörung gegen das syrische Reich bewogen und den Grund gelegt zum partischen Reiche; eine Macht, welche bald sich über Medien ausbreitete und endlich die Seleuciden aus fast alle ihren Besitzungen östlich vom Tigris vertrieb. Die Empörung der Parther wird um 256 v. Chr. angesetzt. Die Könige Syriens fristeten seit dieser Zeit nur noch ein kämpfendes, absterbendes Dasein, bis sie der Macht der Römer unterlagen und Syrien 64 Jahre v. Chr. römische Provinz wurde.

Die Nachkommen des parthischen Rebellen, bekannt unter dem Namen der Arsaciden, trugen den Scepter Persiens bis zum Jahre Christi 226. Der Besitz der Herrschaft verleitete sie, wie gewöhnlich die orientalischen Könige, zur Erschlaffung und despotischen Willkür, als ein beliebter und unternehmender Perser den Unwillen des Volks benutzte, um sich selbst auf den Thron zu schwingen, der erste der Sassaniden. Wie häufig waren die ersten Könige dieses Geschlechts thätig und energisch, und ihre Herrschaft reichte vom Euphrat bis zum Jaxartes und dem Höhenzuge, welcher das Königreich Bactrien von den östlichen Scythen trennte. Wie weit ihre Macht sich erstreckte über den alten Boden der Hindus, ist nicht klar; allein es ist mehr als wahrscheinlich, daß das Gebiet westlich vom Indus seit der Zeit, wo es zu-

von Indern, welche in ihren Sitten den Bactriern sehr glichen, und daß diese die kriegerischsten aller Inder wären, III, 102. Dies würde eine nähere Verwandtschaft beider Völker andeuten, als gewöhnlich angenommen wird. Allein in diesem Theile des Herodot ist einige Verwirrung, und es ist nicht klar, ob er unter diesen Indern ein Volk am Pontus Euxynus meint, welches er ebenfalls so nennt, oder die Inder jenseit des Indus. Er unterscheidet sie von den Indern, welche nach Süden zu wohnen und sagt, daß sie an die Stadt Caspatyrus und das Pactyanische Gebiet grenzten und nach Norden zu wohnten und c. 93 sagt er, daß das Pactyanische Gebiet an Armenien und die Länder am Euxynischen Meer grenzten. Dennoch sagt er wieder IV, 44, daß Scylax von der Stadt Caspactyrus und dem Pactyanischen Gebiete aus ostwärts den Indus hinabsegelte zum Meere. Rennel setzt Caspatyrus und Pactya gegen die Quellen des Indus in die Gegenden von Cabul und Cashmir.

erst in eine persische Satrapie verwandelt wurde, nie mehr der Caste gehörte, die aus dem Arme des Schöpfers entsprungen ist. Bactrien war eine der vier Provinzen des großen Chosroes, der vom Jahre 531 bis 571 der christlichen Aera herrschte, und König von Persien und Indien hieß. Der Enkel des Chosroes, welcher 628 entsetzt wurde, kann als letzter der Sassaniden betrachtet werden, denn nach wenigen Jahren voll Unruhen und Unheil wandten die unwiderstehlichen Waffen der Nachkommen des Propheten sich gegen Persien und unterwarfen es rasch der Macht der Caliphen. [1])

Im Jahre 632 drang Caled, der Feldherr Abubekers, in Persien ein. In wenigen Jahren waren die Waffen der Gläubigen bis an die äußersten Grenzen des bactrischen Reichs vorgedrungen, hatten die Nomaden des Ostens wieder über den Jaxartes getrieben und dem Reiche der Caliphen in dieser Richtung die alten Grenzen des persischen Reichs in seinen stolzesten Tagen gegeben.

Der Besitz der Herrschaft erforderte, wie gewöhnlich, nur wenige Generationen, um die Nachfolger des Propheten in dieselbe Schwäche versinken zu lassen, wie die frühern Dynastieen, und sie unfähig zu machen zu jedem bessern Gebrauche ihrer Macht, als einer unbeschränkten Befriedigung ihrer Lüste.

Die ungezähmten, kriegerischen Stämme der tartarischen oder scythischen Nomaden aus dem Centrum Asiens hatten seit den frühsten Zeiten den Ostprovinzen Persiens sich als bedrohliche Nachbarn gezeigt. Von Cyrus und seinen kräftigern Nachfolgern über den Jaxartes und Imaus zurückgeworfen, waren sie immer bereit, sobald die Herrschaft eines schwachen Fürsten die Kraft der Regierung lähmte, verwüstende Einfälle zu machen und behaupteten sich gewöhnlich in den erbeuteten Provinzen, bis eine kräftigere Regierung sie in ihre alten Grenzen zurückscheuchte.

1) Gibbon giebt B. 7 — 9 eine richtige, aber gekünstelte Darstellung dieses Theils der persischen Geschichte. Gibbon's erster Zweck war zum Unglück, Bewunderung zu erregen; über seinen Gegenstand zu belehren, war nur der zweite. Die Ergebnisse der persischen Quellen sind zusammengestellt bei d'Herbelot, Biblioth. orientale, unter verschiedenen Titeln.

Wir lesen bei Polybius, daß selbst unter Antiochus ein Schwarm dieser Nomaden, die er Aspasier nennt, über den Oxus drangen und Hyrcanien in Besitz nahmen. Wir haben schon gesehen, daß um 120 v. Chr. ein Tartarenstamm Bactrien überschwemmte. Und um das Jahr 100 n. Chr. drang ein Theil des großen Hunnenvolks, welches durch einen siegreichen Stamm aus seinen heimischen Sitzen hinter der chinesischen Mauer vertrieben, durch Sogdiana, das Land zwischen Oxus und Jaxartes, nach den Küsten des caspischen Meers vordrang und dort sich unter den Namen der Euthaliten, Nephthaliten und weißen Hunnen ansiedelte. Nach diesen Einbrüchen hatten die kräftigern Fürsten des sassanidischen Hauses Sogdiana so wie Bactrien wieder zu einer vorübergehenden Unterwerfung gezwungen, allein ohne die Eindringlinge vertreiben oder eine dauernde Herrschaft behaupten zu können. In den cultivirten Provinzen, in welchen sie sich niederließen, nahmen die wilden Tartaren eine gewisse Gesittung an, und als sie den Anhängern Mahomeds zu beugen sich gezwungen sahen, fühlten sie so wenig Anhänglichkeit an ihre alte Religion, daß sie ohne Zaudern durch Annahme des fremden Glaubens der Gunst der Eroberer sich empfahlen. [1])

Als die Zügel der Herrschaft in den Händen der Caliphen schlaffer wurden, hatte ein Tartarenstamm, ursprünglich in den Altaigebirgen seßhaft und bekannt unter dem Namen der Türken, eine bedeutende Macht erlangt. Sie hatten in einer Reihe von Kriegen die benachbarten Stämme unterworfen und breiteten ihre Herrschaft, die Herrschaft wandernder Nomadenhorden, über einen großen Theil des Tartarenvolks aus. [2]) Als die kriegerische Tugend der erobernden Araber in der Ueppigkeit der Sieger untergegangen war, suchten die Caliphen ihren entarteten Armeen durch eine Beimischung der wilden, starken Türken eine neue Kraft einzuflößen. Abenteurer aus türkischem Stamme erhoben sich zu Befehlshabern von Armeen und Provinzen; die Monarchen umgaben sich mit einer türkischen Leibwache. Wenn Ohn-

1) *Polyb.* X. *De Guignes*, Hist. des Huns, II. *Gibbon*, IV, 367.

2) Ueber die Entstehung und Ausbreitung der türkischen Macht s. *Abulghazi*, Hist. généalogique des Tartars; *De Guignes*; *d'Herbelot*. *Gibbon*, VII, 284 wirft einen Blick auf die Hauptfacta.

macht im Herzen des Reichs fühlbar wird, so ist die Ablösung der entfernten Provinzen die natürliche Folge. Der Erste, welcher den Gehorsam aufsagte, war Taher, Statthalter von Chorasan, der Provinz zwischen dem Drus und caspischen Meer. Er und seine Nachkommen behaupteten sich in dieser Provinz unter dem Namen der Taheriten vom Jahre 813 bis 872. Der Sohn eines Kupferschmiedes, im Arabischen Soffar genannt, der durch alle Grade des Kriegsglücks sich bis zum Haupte und Anführer einer Armee aufschwang, verdrängte die Taheriten und brachte sein eignes Geschlecht, nach seinem Ursprunge Soffariden genannt, auf den Thron von Chorasan und Transoxiana. Die Soffariden wurden wieder durch einen ähnlichen Abenteurer gestürzt, welcher nach einem Zeitraume, der verschiedentlich zu 34 oder 57 Jahren angegeben wird, das Haus der Samaniden stiftete. Die Samaniden werden von persischen Geschichtsschreibern wegen ihrer Gerechtigkeitsliebe und Weisheit gepriesen; sie erweiterten ihre Herrschaft über die östlichen Provinzen von Persien und regierten noch nach dem Jahre 1000 der christlichen Zeitrechnung. [1])

Die Taheriten, Soffariden und Samaniden rissen nur die östlichen Provinzen des Caliphenreichs an sich, welche den unruhigen Nomadenstämmen am nächsten und ihren Einbrüchen am meisten preisgegeben, den Fürsten von Persien von geringerer Bedeutung waren. Drei Emporkömmlinge, Brüder, nach dem Namen ihres Vaters Bowiden genannt, erhoben sich dagegen in den Provinzen westlich von Chorasan, längs den Küsten des caspischen Meers, um das Jahr 315 der Hegira oder 927 n. Chr. Diese Dynastie bestand aus 17 auf einander folgenden mächtigen Fürsten und behauptete sich bis 1056. Sie eroberten die Provinzen Gilan, Mazenderan, Erak, Fars, Kerman, Khosistan, Ahvaz, Tabarestan und Georgien und machten sich zu Herren der Caliphen, welchen sie nur einen Schatten ihrer frühern Macht ließen. [2])

Um das Jahr 967 n. Chr. wurde Subuctagi, im Dienste der Samaniden, Statthalter der indischen Provinz Candahar oder

1) *D'Herbelot* a. v. Thaher, Soffar, Saman. *Gibbon*, X, 80. *De Guignes* I, 404 — 6.

2) *D'Herbelot* a. v. Buiah.

Ghazna, wie sie bei den persischen Schriftstellern nach der Hauptstadt Ghizni heißt. Aus dem Stande eines türkischen Sclaven hatte er sich zu einer solchen Macht aufgeschwungen, daß es gefährlich schien, ihn zurückzuberufen. Ihm folgte sein Sohn Mahmud, der sich unabhängig erklärte und die Dynastie der Ghaznewiden gründete. Mahmud stürzte den Thron der Samaniden, ließ den Bowiden nur einen Schein von Macht und herrschte vom Tigris bis zum Jaxartes. Er machte auch bedeutende Eroberungen im Süden und war der Erste, welcher den Halbmond weit über die alten Grenzen des persischen Reichs hinaustrug und den Grund legte zu den mahomedanischen Thronen in Indien. Mit ihm beginnt die mahomedanische Geschichte Indiens. [1])

Die nördlichen Provinzen von Indien, Cabul, Candahar, Multan und Pungab, scheinen seit Darius Hystaspis das Schicksal des östlichen Anhangs des persischen Reichs, Bactriens, Chorasans, Transoxiana's getheilt zu haben und außer einigen kurzen Unterbrechungen immer unter fremdem Joche gestanden zu haben. Selbst die weißen Hunnen, welche um das Ende des ersten Jahrhunderts der christlichen Aera in Sogdiana, am Oxus und in Bactrien sich niederließen, drangen in Indien ein, und waren im zweiten Jahrhundert Herren des Landes bis Larice oder Guzerat. [2]) Mahmud hatte schon die Besitzungen der Samaniden und alle Ostprovinzen, welche jemals dem persischen Throne Tribut geleistet hatten, an sich gerissen, als er, nach dem persischen Historiker, »sein Antlitz gen Indien wandte.« Diese Expedition, welche um das Jahr 1000 n. Chr. angesetzt wird, scheint nur den Zweck gehabt zu haben, den Gehorsam der Statthalter zu sichern, welche seinem Vater sich unterworfen hatten, oder den Herren des östlichen Persiens zu huldigen gewohnt waren; von den Einzelheiten ist Weniges der Aufzeichnung für würdig erachtet worden. Er erneuerte seinen Zug im darauf folgenden Jahre

[1]) *D'Herbelot* a. v. Sebecteghen, Mahmoud, Gaznaviah; Ferishta bei *Dow*, I. 41 ed. 2. 4to.

[2]) Die Geschichte der Indo-Scythen s. bei *d'Anville* sur l'Inde, p. 18, 45, 69. etc. Seine Autoritäten sind *Dionys. Perieget.* 1088 mit *Eustathius*, und *Cosmas*, Topograph. Christ. lib. IX.

und beunruhigte selbst einen König, der zu Lahore herrschte, einer Stadt an einem der östlichsten Indusarme, welche einem kleinen Königreiche den Namen gab. Dieser König, bei den Persern Jeipal oder Gepal genannt, zog ihm mit seiner ganzen Heeresmacht entgegen und wurde geschlagen. Es war, denselben Historikern zufolge, Sitte oder Gesetz bei den Hindus, daß ein König, der zwei Mal von Mahomedanern besiegt war, unwürdig erachtet wurde zu regieren. Dies Unglück betraf Jeipal, der früher Subuctagi unterlegen war. Er trat den Thron seinem Sohne Anundpaul ab und verbrannte sich selbst im vollen Königsschmucke. [1])

Im Jahre 1004 zog Mahmud wieder nach Indien, um einen tributairen Hindufürsten wegen Pflichtversäumung zu züchtigen. Noch dringender wurde seine Gegenwart nöthig im folgenden Jahre, wo der König von Multan sich empörte, unterstützt von Anundpaul. Mahmud wurde von Anundpaul schon auf dem Wege in einem Gebirgspasse angegriffen; Anundpaul wurde geschlagen und gezwungen, nach Cashmir zu fliehen. Der König von Multan suchte durch Unterwerfung zu retten, was er konnte. Da Mahmud erfuhr, daß ein Tartarenstamm seine nördlichen Provinzen bedrängte, wurde er um so leichter versöhnt; er ließ Zab Sais, einen Hindu, welcher die mahomedanische Religion angenommen hatte, als seinen Statthalter in Indien zurück und zog den Tartaren entgegen. [2])

Während er im Norden beschäftigt war, fiel Zab Sais wieder von ihm ab, trat zum brahminischen Glauben zurück und war im Begriff, durch eine Conföderation von Rajahs oder indischen Fürsten sich zu verstärken, als Mahmud eilends nach Indien zurückkehrte, ihn unvorbereitet überfiel und auf Lebenszeit gefangen setzte; worauf er, da die Jahreszeit weit vorgerückt war, nach Ghizni zurückkehrte. Früh jedoch im folgenden Frühlinge riefen ihn einige Bewegungen Anundpauls wieder nach Indien, wo die Könige von Ugin, Gualior, Callinger, Kanoge, Delhi, Ajmir, die Guickwars und andere mit vereinigter Kraft sich ihm entge-

1) Ferishta bei *Dow* I, 40 — 42. *D'Herbelot* a. v. Mahmoud.
2) Ferishta, p. 42 — 44.

genstellten. Eine große Schlacht wurde gefochten, in welcher der Ghaznevide siegte. Er schleifte dann die Festung Nagracote oder Nagarcote, plünderte die reichen Tempelschätze und kehrte zu seiner Hauptstadt zurück. Da der König von Multan fortwährend bei seiner Widerspenstigkeit beharrte, so ging Mahmud im folgenden Jahre noch einmal nach Indien, nahm ihn gefangen und führte ihn nach Ghizni, wo er in Gefangenschaft sein Leben beendete. [1])

»Im Jahre 402 [2]) gährte die Kriegslust im Geiste Mahmuds, daß er beschloß, Tannasar oder Tahnesir zu bewältigen, eine Stadt um 30 Cos nordwestlich von Delhi, den Sitz einer ansehnlichen Regierung, berühmt durch ihre Heiligkeit und Anhänglichkeit an den brahminischen Glauben. Und er nahm Tannasar und zerstörte die Götzenbilder und wandte sich nach Delhi, welches er schnell überwältigte; dann kehrte er um mit großen Schätzen.« [3])

Zwei Jahre später trieb er den König von Lahore aus seinem Reiche, überzog Cashmir und zwang die Bewohner, den Propheten zu bekennen.

Im Anfange des Jahres 1018 zog der Sultan (Mahmud war der Erste, der diesen Titel annahm) mit einem großen Heere, welches besonders aus den nördlichen Provinzen seines Reichs und den angrenzenden Stämmen geworben war, gegen Kanoge, die Hauptstadt eines Königreichs am Ganges, ungefähr 100 engl. Meilen südwestlich von Delhi. [4]) »Seit der Zeit Gustasp's, Vaters von Darab, war diese Stadt von keinem fremden Feinde heimgesucht worden; drei Monde dauerte der Marsch von Mahmuds Hauptstadt bis zu diesem Königreiche, und 7 Ströme hemmten den Weg.« Der Eroberer erzwang mit vieler Schwierigkeit eine Passage durch das Gebirge über Cashmir und stand

1) Ferishta, p. 47 — 50.

2) Nämlich der Hegira; p. Chr. 1011.

3) Ferishta, p. 51 — 58.

4) Wir müssen ein für allemal bemerken, daß in dieser Skizze der mahomedanischen Geschichte die Distanzen-Angaben der eingebornen Historiker aufgeführt sind. Selbst ihre Ungenauigkeiten (hier können sie nicht irre leiten) sind belehrend.

vor Kanoge, ehe der Rajah sich zum Widerstande gerüstet hatte. Er unterwarf sich der Gnade des Siegers ohne Kampf. Von der Größe und Pracht der Stadt reden die persischen Geschichtschreiber mit lebhafter Begeisterung. Mahmud verblieb drei Tage darin und zog dann weiter gegen benachbarte Fürsten in einer Stadt Namens Merat; dann wandte er sich zu der Stadt Mavin am Jumna und endlich nach Muttra, noch jetzt eine große Stadt in geringer Entfernung von Agra. Diese letztere Stadt war angefüllt mit Tempeln und Idolen, welche Mahmud plünderte und zerstörte; wobei er nach der gewöhnlichen Erzählung unglaubliche Schätze erbeutete. Nachdem er noch verschiedene andere befestigte Plätze und Rajahs sich unterworfen, kehrte er von dieser achten Expedition in Indien mit reicher Beute zurück und begann seine Hauptstadt zu verschönern. Er baute eine Mosquee, so schön und prächtig, daß sie den Namen erhielt: Die himmlische Braut, und daß sie »jeden Beschauer mit Staunen und Wohlgefallen erfüllte.« »In der Nähe dieser Mosquee gründete er eine Universität, welche er mit einer ungeheuern Sammlung seltner Bücher beschenkte, in allerhand Sprachen, und mit natürlichen und künstlichen Merkwürdigkeiten. Und wies einen genügenden Fonds an zur Unterhaltung der Schüler und der Gelehrten, welche die Jugend in den Wissenschaften unterrichten sollten.« [1])

Mahmuds neunter Zug 1021 galt der Beschützung des Rajahs von Kanoge, der jetzt einer seiner Vasallen geworden war. Der Rajah von Callinger, einer Stadt in der Provinz Bundelcund, an einem der Flüsse, welche in den Jumna fallen, war der bedeutendste der Ruhestörer. Da er Mahmud im Felde nicht entgegenzutreten wagte, so wurde sein Land geplündert und verwüstet, und Mahmud kehrte in seine Capitale zurück. Hier hatte er nicht lange geruht, als ihn die Botschaft traf, daß zwei Districte

[1]) *D'Herbelot.* Ferishta 56 — 60. Ferishta sagt, daß, indem die Vorliebe des Herrschers für Architectur die Nacheiferung seiner Edlen weckte, Ghizni bald die schönste Stadt des Ostens wurde. Diese Vergleichung giebt uns einen Maßstab, um die Lobpreisungen, welche er der Größe und Schönheit mehrerer indischen Städte so reichlich ertheilt, auf ihren wahren Werth zu reduciren. Die Architectur der Mahomedaner stand über der indischen.

an der hindostanischen Grenze sich weigerten, den wahren Propheten zu bekennen, und dabei beharrten, Löwen anzubeten. [1]) Dies entflammte den frommen Eifer des gläubigen Sultans. Nachdem er in Kürze die widerspenstigen Provinzen zur Vernunft gebracht, zog er gegen Lahore, welches er der Plünderung preisgab, und wo er, wie gewöhnlich, unermeßliche Schätze fand. In diesem und andern Districten Hindostans setzte er mahomedanische Statthalter nieder.

Im Jahre 1024 unternahm er seinen zwölften Feldzug. Er hatte nicht nur von den großen Reichthümern und der gepriesenen Heiligkeit des Tempels von Sumnaut gehört, sondern auch von den Prahlereien seiner Priester, welche laut sich rühmten, daß die andern Städte der Macht Mahmuds unterlegen wären wegen ihrer Unfrömmigkeit; aber wenn er Sumnaut zu nahen wagte, so würde er die Strafe seiner Verwegenheit empfangen. Als Mahmud bis Multan vorgerückt war, gab er seiner Armee Befehl, mit Wasser und allem Nöthigen sich zu versehen zu einem mehrtägigen Marsche durch die Wüste, welche zwischen dieser Stadt und Ajmir lag. Der Rajah mit seinem ganzen Volke hatten Ajmir verlassen bei seinem Nahen. Sie wurden aufgefordert, zurückzukehren und die Milde des Siegers zu erfahren; da sie aber nicht Folge leisteten, sahen sie ihr Land verwüstet mit Feuer und Schwert. Sumnaut war eine feste Stadt auf dem Vorgebirge von Guzerat in der Nähe von Diu, [2]) von drei Seiten vom Meere umspült. Hier fand Mahmud einen ernsthaftern Widerstand, als ihm bis dahin in Hindostan begegnet war. Nicht nur die Priester und Wächter des Tempels vertheidigten ihn mit der Hartnäckigkeit des Glaubenseifers und der Verzweiflung, sondern auch eine große Armee war aus den umliegenden Königreichen zu seinem Schutze herbeigezogen. Allen Widerstand besiegend drang der frommgläubige Sultan in den Tempel ein.

[1]) Dieser unrichtige Ausdruck, durch den vierten Avater veranlaßt, zeigt die Sorglosigkeit und Unkunde Ferishta's und der persischen Historiker in Allem, was den indischen Glauben betraf.

[2]) D'Herbelot, mißleitet von einigen persischen Geschichtschreibern, verwechselt Sumnaut mit der Stadt Bisiapore in Deccan. Bibl. or. a. v. Soumenat.

Voll Abscheu bei'm Anblicke des riesigen Götzenbildes schleuderte er seine eiserne Keule nach dem Kopfe desselben und schlug ihm die Nase ab. Zitternd drängten sich die Brahminen um ihn her und boten Millionen, wenn er den Gott schonte. [1]) Die Omrahs, geblendet von der Größe des Lösegeldes, wagten zur Annahme zu rathen. Da rief Mahmud, er schätze den Namen eines Zerstörers, nicht eines Verkäufers von Götzenbildern und gab Befehl, fortzufahren im Werke der Zerstörung. Und bei'm nächsten Schlage zerbarst der Leib des Idols und ein ungeheurer Schatz von Diamanten, Rubinen und Perlen war sein Eingeweide als Lohn der frommen Beharrlichkeit Mahmuds und Erklärung der aufopfernden Anhänglichkeit der Brahminen. Hierauf nahm Mahmud Rache an den Rajahs, welche den Tempel hatten vertheidigen helfen und brachte ganz Guzerat zur Unterwerfung. Es wird gesagt, daß er so entzückt war von der Schönheit des Landes, der Fruchtbarkeit des Bodens und der Heilsamkeit des Klima's, daß er beschloß, seinen Herrschersitz hier zu nehmen und Ghizni seinem Sohne zu übergeben. Allein auf das Abrathen seiner Freunde setzte er einen Statthalter über die Provinz und begab sich nach einer Abwesenheit von 2 Jahren und 6 Monaten nach Ghizni zurück. Ein Volk, welches der Uebersetzer des Ferishta die Jits nennt, später besser bekannt unter dem Namen der Jaats, einen Landstrich am Indus, südwärts von Multan, bewohnend, hatten entweder an Gehorsam es fehlen lassen oder seine Rückkehr von Guzerat beunruhigt. Sie zu strafen kehrte er im folgenden Jahre zurück und vernichtete 4000 oder 8000 ihrer Boote (so sehr differiren die Angaben), welche auf dem Flusse eine Insel vertheidigten, auf der sie ihre werthvollste Habe und die Geliebtesten des Volks geborgen hatten. [2]) Dies war die letzte That Mahmuds: er starb zu Ghizni im Jahre 1028. Mahmud, der Sohn Subuctagi's, des türkischen Sclaven, war einer der gefeiertesten Herrscher des Orients. Es werden ihm im

[1]) Ferishta sagt: „Mehrere Crore Goldes." Dow fügt in der Note als Erklärung des Worts Crore hinzu: zehn Millionen. Etwas übereilt sagt Gibbon, die von den Brahminen gebotene Summe habe 10 Millionen Pfund Sterling betragen. X, 337.

[2]) **Ferishta bei *Dow*, Mahmood, I. *D'Herbelot* a. v. Mahmoud.**

höchsten Grade alle königlichen Tugenden beigelegt. Er begünstigte die Gelehrsamkeit und versammelte Weise und Dichter um seinen Hof. Ferdusi, der Verfasser des Shah Namah, der berühmtesten Dichtung des Orients, lebte an seinem Hofe.

Nach einem kurzen Streite zwischen Mahomed und Musaud (Massud), den Söhnen Mahmuds, bestieg Musaud den Thron von Ghizni und ließ seinen Bruder blenden. Musaud zog dreimal nach Indien während seiner neunjährigen Herrschaft und hinterließ die Grenzen des Ghaznevidischen Reichs daselbst fast dieselben, als er sie überkommen hatte. Sein erster Zug war 1032, und seine einzige bedeutende That dabei die Einnahme des Forts von Sursutti, welches den Paß nach Cashmir beherrschte. Im Jahre 1034 sandte er eine Armee, welche einen ungehorsamen Statthalter züchtigte. Und 1035 zog er selbst aus, um Sewalik zu unterwerfen, ein Rajahreich im Schooße der Berge, aus welchen der Ganges in die indische Ebene eintritt. Er belagerte die, wie uns erzählt wird, sehr feste Hauptstadt, nahm sie in sechs Tagen und fand unglaubliche Reichthümer. Von hier wandte er sich gegen das Fort von Sunput, etwa 40 engl. Meilen von Delhi entfernt, auf der Straße nach Lahore, dessen Befehlshaber aber bei seiner Annäherung in die Wälder floh. Er wollte noch gegen einen Fürsten ziehen, Namens Ram; allein Ram suchte durch Geschenke und Ehrfurchtsbezeigungen den Sturm abzuwenden und erreichte glücklich seinen Zweck. Musaud wurde aus Indien zurückgerufen, um einem Feinde zu begegnen, der dem Glanze des Hauses von Ghizni ein Ende zu setzen bestimmt war.

Seit mehreren Jahrhunderten hatte die Völkerströmung nach Westen Horden der Turkmanen (gläubigen Türken) gegen die Grenzen des persischen Reichs zusammengedrängt. Schon unter Mahmud hatten drei Brüder, die Söhne Seldschuks, Erlaubniß begehrt, mit ihren Heerden über den Orus zu gehen und die verlassenen Weideplätze von Chorasan in Besitz zu nehmen. Gegen den Rath seiner Edlen willfahrtete ihnen Mahmud. Nach dem einmal gegebenen Beispiele häuften immer mehr Tartaren sich in Transoxiana und Chorasan zusammen. Während der wachsamen und kräftigen Herrschaft Mahmuds betrugen die Türken sich so ganz als friedliche Unterthanen, daß keinerlei Beschwerde laut geworden zu sein

scheint. Allein unter seinem Sohne und Nachfolger klagten die Bewohner von Ghorasan und Transoxiana über vielfachen Uebermuth der Fremdlinge, daß Musaud zuletzt beschloß, sie wieder zurückzutreiben. Aber in Togrul Beg, dem Sohne Michaels und Enkel Seldschuks, bot sich den Türken ein Führer und Vereinigungspunkt. Er stellte sich Musaud entgegen, schlug ihn, bemächtigte sich des ganzen Nordens seines Reichs und gründete die Dynastie der Seldschuken. Nachdem er die Macht des Sultans von Ghizni aufgerollt hatte, fand Togrul keinen ernstlichen Widerstand mehr vom Oxus bis zum Euphrat; er löschte die übrigen Spuren der Bowidischen Macht aus und stellte den Caliphen unter seinen Schutz. Togrul folgte sein Neffe Alp Arslan und diesem sein Sohn Malek Shah, beide berühmte Krieger, welche die Grenzen ihres Reichs über den Euphrat und Jaxartes vorstreckten und bis tief in die römischen Provinzen und tartarischen Steppen Streifzüge unternahmen. Die Provinzen von Zabulistan oder Candahar, Segistan oder Seistan, und Cabul mit den indischen Provinzen jenseit des Hydaspes waren Alles, was den Ghazneviden blieb.

Musaud eilte nach der Niederlage, welche er, von seinen Truppen verlassen, durch die Turkmanen erlitten hatte, nach Indien zurück, um neue Streitkräfte zu sammeln; allein eine Meuterei stürzte ihn und setzte seinen Bruder Mahomed auf den Thron, dem er die Augen hatte ausstechen lassen. Modud, der Sohn Musauds, den er mit einem Heere in Balk zurückgelassen hatte, zog gegen Mahomed und entsetzte ihn wieder. Modud machte selbst verschiedene Anstrengungen gegen die Seldschuken und es gelang ihm, für eine Zeitlang Transoxiana wieder zu gewinnen. Allein die im Reiche der Ghazneviden offenbar werdende Schwäche und Zerrüttung ermuthigten jetzt den Rajah von Delhi, in Verbindung mit mehreren andern indischen Fürsten sich zu empören. Sie nahmen Tannasar, Hassi, die Hauptstadt von Sewalik, und selbst das Fort von Nagracote. Die Rajahs von Pungab rüttelten an ihrem Joche und die mahomedanische Herrschaft schien ihre Endschaft zu erreichen.

Im Jahre 1049 starb Modud, und es folgte ein rascher Wechsel von Fürsten, welche gewaltsam sich auf den Thron schwangen und gewaltsam wieder herabgezogen wurden. Sein

Sohn Musaud, ein vierjähriger Knabe, wurde von einem Heerführer auf den Thron gesetzt und mußte nach einer Titularherrschaft von sechs Tagen Moduds Bruder Ali weichen, der von einem andern unterstützt wurde. Ali hatte etwa zwei Jahre regiert, als er von Abdul Reshid entthront wurde, seinem Oheim, dem Sohne des großen Mahmud. Tugril, Statthalter von Segistan, empörte sich gegen Reshid und erschlug ihn nach einem Jahre. Tugril selbst wurde ermordet, nachdem er vierzig Tage seiner Usurpation genossen hatte. Feroch-Zaad, noch ein Sohn Musauds, wurde als Sultan ausgerufen; er starb nach einer friedlichen Herrschaft von 6 Jahren und wurde beerbt von seinem Bruder Ibrahim.

Ibrahim regierte nicht weniger als 42 Jahre. Er hielt Ruhe mit den gefährlichen Seldschuken, indem er ihnen alle Provinzen, welche sie vom Ghaznevidischen Reiche an sich gerissen, überließ und seinen Ehrgeiz nach Indien wandte. Eine Armee, welche er dahin sandte, gewann nach den Berichten eine Menge Oerter, welche noch nicht den moslemitischen Waffen sich unterworfen hatten. Im Jahre 1080 zog er selbst aus und schlug durch Eroberung mehrerer festen Plätze, die Gebiete, welche sie beherrschten, zu seinem Reiche. [1]) Von dem Hause Seldschuks, welches jetzt über Persien, Chorasan und die Bucharei herrschte, indem die letztere die frühern Reiche und Provinzen Bactrien, Chorasan und Transoxiana in sich begriff, schützte er sich durch Bündnisse und Heirathsverbindungen.

Ibrahim folgte sein Sohn Musaud, welcher 16 Jahre friedlich regierte. Mit Ausnahme einer Expedition unter einem seiner Heerführer, welcher über den Ganges vordrang, blieb Indien von ihm unbelästigt. Da die indischen Provinzen jetzt den Haupttheil seiner Besitzungen bildeten, so wurde Lahore der Hauptsitz seiner Regierung.

»Sein Sohn Shir setzte seinen Fuß auf den kaiserlichen Thron, aber innerhalb eines Jahres wurde er ermordet von sei-

[1]) Ferishta erwähnt unter ihnen einer Stadt (der Name ist nicht deutlich), deren Bewohner ursprünglich aus Chorasan stammten, indem sie durch einen alten persischen König einer Empörung wegen mit ihren Familien dorthin verbannt wären. S. *Dow*, I, 117.

nem Bruder Arsilla.« Byram, einer der Brüder Arsilla's, entfloh zu dem Statthalter von Chorasan, einem Bruder des Königs von Persien und zugleich seiner und Arsilla's Mutter. Unter dem Beistande dieses Fürsten mit seiner Armee entthronte er Arsilla und ergriff die Zügel der Herrschaft, nachdem sie der Usurpator drei Jahre behauptet hatte.

Byram oder Bahram wurde zwei Mal nach Indien gerufen durch den Ungehorsam des Statthalters von Lahore, der sich frei zu machen trachtete. Allein er hatte nicht sobald diese Störungen unterdrückt, als er eine andere Rebellion zu bekämpfen erhielt, welche von schwereren Folgen begleitet war. Zwischen Chorasan und Bactrien im Westen und Norden, und den Provinzen Segistan, Candahar und Cabul im Süden zieht ein Gebirgsstrich sich hindurch, bekannt unter dem Namen des Gaurischen Gebirges. Die Bewohner dieses Districts, ein wilder, kriegerischer Stamm, waren kaum jemals mehr, als dem Namen nach, den Herrschern von Persien unterthänig gewesen. Der District war jedoch in den Besitzungen der Sultane von Ghizni mit eingeschlossen und auch durch das Umsichgreifen der Seldschuken nicht davon losgerissen worden. Zur Zeit Byrams war ein Nachkomme der alten Landesfürsten, Souri, Statthalter dieser Provinz. Er fühlte sich stark genug, nach Unabhängigkeit zu streben, sammelte um sich ein Heer von Afghanen (dies ist der in der indischen Geschichte berühmte Name dieses Bergvolks) und vertrieb Byram aus seiner Capitale Ghizni. Byram jedoch sammelte und verstärkte seine Armee wieder, wandte sich und gewann mit Hülfe der Bewohner von Ghizni, welche ihren neuen Herrn verriethen, einen vollständigen Sieg. Den Gaurier ließ er auf grausame Weise tödten. Doch sein Triumph dauerte nur kurz. Alla, der Bruder Souri's, trat in seine Stelle und eilte, ihn zu rächen. Byram wurde in einer entscheidenden Schlacht geschlagen und floh nach Indien; aber er unterlag seinem Unglücke und starb nach einer schlaffen, aber milden Regierung von 35 Jahren.

Im folgte sein Sohn Chusero, welcher sich nach Indien zurückzog und seine Residenz in Lahore nahm. Dieser Fürst gab die Hoffnung nicht auf, die verlornen Besitzungen seines Hauses mit Hülfe seines Verwandten, des Königs von Persien, wieder zu

gewinnen, und sammelte eine Armee zu diesem Vorhaben. Allein um diese Zeit überzog eine neue Horde turkmannischer Tartaren die persischen Provinzen und überschwemmte selbst Cabul und Candahar, aus welchen die Gaurier zu weichen gezwungen waren. Sie wurden jedoch nach zweijährigem Besitze von den Gauriern zurückgetrieben, und die Gaurier wurden wieder von den Waffen Chusero's bezwungen, und überließen den einstweiligen Besitz von Ghizni seinen frühern Herrschern. Chusero lebte jedoch bis an sein Ende in Lahore und hinterließ nach siebenjähriger Herrschaft das Reich seinem Sohne Chusero dem Zweiten.

Mahomed, der Bruder des gaurischen Usurpators, nahm dessen ehrgeizige Pläne wieder auf. Er machte in Kurzem sich wieder zum Herrn des Königreichs Ghizni oder Candahar; hiermit nicht zufrieden, drang er selbst in Indien vor, überzog Multan nebst den Provinzen an beiden Seiten des Indus und zog vor Lahore. Hier zog der Kampf sich noch zwei Jahre lang hin, bis Chusero unterlag und i. J. 1184 der Scepter von dem Hause der Ghazneviden auf die Gaurische Dynastie überging. Derselbe Zeitpunkt wurde durch den Fall des Hauses Seldschuks bezeichnet. Die weibische Kraftlosigkeit, welche nach der Kraft und Energie der Gründer einer Dynastie gewöhnlich das nachwachsende Geschlecht bezeichnet, hatte die Bande der seldschukischen Herrschaft gelockert; die Großen des Reichs sprengten die Fessel des Gehorsams, und nur ein kleiner Theil der Besitzungen Maleks erkannte noch Togril seinen Nachkommen als Gebieter an.

Zweites Capitel.

Vom Anfange der ersten bis zum Anfange der zweiten gaurischen oder afhganischen Dynastie.

Mahomed ließ die Regierung Indiens nach der Niederlage und dem Tode Chusero's in den Händen eines Vicekönigs und kehrte nach Ghizni zurück. Nach einer Abwesenheit von fünf Jahren zog er gegen Ajmir. Auf dem Rückwege, nachdem er

die Stadt Tiberhind genommen, hörte er, so lesen wir, daß die Rajahs von Ajmir und Delhi mit andern verbündet, sammt einer großen Heeresmacht heranzögen, um die Stadt zu entsetzen, welche er so eben genommen und verlassen hatte. Schnell wandte er sich und traf sie jenseit Tannasar. Indem er durch Unvorsicht sich von der überlegenen Zahl umzingeln ließ, wurde er geschlagen, selbst schwer verwundet und entkam nur mit Mühe vom Schlachtfelde. Er traf in der Eile Vorkehrungen zur Sicherung seiner Provinzen und Festungen und begab sich schleunigst nach Gaur zurück.

Nach wenig mehr als einem Jahre hatte er von Neuem eine ansehnliche Streitmacht zusammen von Türken, Persern und Afghanen, um wieder in Indien zu erscheinen. Die verbündeten Rajahs hatten ihre Zeit damit verloren, die Stadt Tiberhin zu belagern, welche dreizehn Monate sich gegen sie gehalten. »Hundert und funfzig Könige mit ihren Heerscharen, nicht weniger als 300,000 Rossen, 3000 Elephanten und einer großen Macht zu Fuß« trafen auf dem alten Schlachtfelde mit ihm wieder zusammen. Die Rajahs sandten ihm eine höhnende Botschaft, daß ihm gestattet sein sollte, ungehindert wieder abzuziehen, wenn er die Klugheit hätte, den Kampf zu vermeiden. Mahomed hatte Weisheit gelernt durch Erfahrung. Er sandte eine demüthige Antwort: daß er nur der Diener seines Bruders sei und gehalten, dessen Befehle zu erfüllen. Er bitte um Zeit, um den Willen seines Gebieters zu erfahren. Diese Antwort erfüllte die Rajahs mit einer sehr voreiligen Siegstrunkenheit. Während sie die Nacht in lautem Jubel verbrachten, setzte Mahomed mit seinem Heere über den Fluß und fiel über sie her, ehe noch Lärm gemacht werden konnte. Die Ausdehnung des Lagers war indeß so groß, daß ein Theil der Armee Zeit hatte, sich zu formiren. Mahomed zog sogleich seine Truppen zurück, um ihnen die Spitze zu bieten. Indem er aus seiner erlesenen Reiterei eine starke Reserve bildete, ließ er den Rest seines Heeres sich in vier Schlachtreihen aufstellen und den Feind ruhig empfangen. Nachdem die erste Reihe ihre Geschosse verbraucht hatte, zog sie sich hinter die zweite zurück, welche Front bildete, ebenfalls ihre Waffen abschoß und wieder einer andern Platz machte. Auf diese Weise beschäf-

tigte er den Feind, »bis die Sonne den Westen erreicht hatte,« als er selbst an der Spitze seiner Reserve auf die ermattende, aber noch übermüthige Masse sich stürzte, welche sogleich in die größte Unordnung gerieth und »gleich einem getrübten Gewässer von der blutigen Ebene verschwand.«

Kurz nach dieser Begebenheit kehrte Mahomed nach Ghizni zurück, indem er die Früchte des Sieges seinem vertrauten Anführer Cuttub zu sammeln und sichern überließ. Die Schicksale dieses Mannes, obgleich durchaus nicht selten im Oriente, bieten ein merkwürdiges Spiel des wechselnden Glücks. Als Kind wurde er von Turkestan nach Nishapore, der Hauptstadt von Chorasan, gebracht und als Sclave verkauft. Der Herr, welcher ihn kaufte, nahm sich seiner Erziehung an und die rasche Entwickelung seiner Anlagen ließ ihn vollen Vortheil hiervon ziehen. Der Tod seines Patrons gab ihn noch einmal dem Zufalle des Markts preis, welcher ihn jedoch glücklicher Weise Mahomed dem Gaurier zuführte. Seine Klugheit und Thätigkeit zogen die Aufmerksamkeit des Fürsten auf sich. Er stieg immer höher in seines Gebieters Gunst, bis dieser ihn endlich zum Anführer seiner Reiterei machte. Selbst Unglück, indem er eine Abtheilung seiner Leute verlor und selbst gefangen genommen wurde, vermochte nicht, die Gnade Mahomeds zu mindern oder seine Erhebung aufzuhalten.

Cuttub benutzte mit Umsicht die Vortheile, welche sein Herr in Indien erworben hatte. Er unterwarf die umliegenden Districte, nahm das Fort von Merat und schloß Delhi ein. Die Besatzung wagte, ihm im Felde die Spitze zu bieten; er schlug sie, drang in die Stadt und bemächtigte sich derselben.

Mahomed kehrte nach Indien zurück im Jahre 1193. Cuttub wurde mit den ehrendsten Auszeichnungen empfangen; er erhielt das Commando der Vorhut und unterwarf den Rajah von Benares, wo Mahomed unzählige Götzenbilder zerstörte und natürlich unermeßliche Schätze erbeutete. Das ganze Land unterwarf sich bis an die Grenzen von Bengalen.

Bei der Rückkehr Mahomeds nach Ghizni erklärte er Cuttub zu seinem Adoptivsohne und zum Statthalter von Indien. Bei verschiedenen Expeditionen züchtigte er die widerspenstigen Rajahs von Ajmir und Guzerat, nahm die Städte Calinger und Kalpy

mit ihren Gebieten und bemächtigte sich zuletzt der Forts Biana und Gualior.

Im J. 1202 ließ Mahomed sich verleiten, um einen Antheil an dem zerstückelten seldschukischen Reiche sein Glück zu versuchen. Unter den Provinzen, deren Statthalter ihre Unabhängigkeit von den seldschukischen Fürsten behauptet hatten, hatte Karisme, an der Ostseite des caspischen Meeres, sich zum Range eines unabhängigen Königthums erhoben unter einem Fürstengeschlechte, bekannt unter dem Namen der karismischen Dynastie. Gegen Tacash, dem derzeitigen Oberhaupte dieses Reichs, führte Mahomed eine Armee. Allein Osman, ein Tartarenhäuptling, der in einem andern Theile Transoxiana's den Rang eines Souverains angenommen und Samarcand zu seiner Hauptstadt gemacht hatte, zog zum Beistande Tacash's herbei; Mahomed erlitt eine völlige Niederlage und mußte froh sein, mit einem großen Lösegelde seine Rückkehr zu erkaufen. Die Nachricht seiner Niederlage war für seine Diener das Zeichen der Empörung. Sein Sclave Ildecuz hatte sich der Hauptstadt Ghizni zu bemächtigen gewußt und versagte ihm den Einlaß. Er ging weiter nach Multan, wo ein anderer seiner Diener die Waffen gegen ihn erhob. Allein viele seiner Anhänger stießen zu ihm, daß er dem Verräther eine Schlacht liefern konnte und ihn auf's Haupt schlug. Dann zog er alle seine Truppen aus den benachbarten indischen Provinzen zusammen und zog nach Ghizni zurück, wo der rebellische Sclav von den Einwohnern ihm ausgeliefert wurde.

Zugleich mit den andern Versuchen zur Empörung, zu welchen seine Niederlage durch die Karismier den Anstoß gegeben hatte, suchte ein indischer Stamm in der Gegend der Indusquellen, von dem Nilab oder westlichen Arme dieses Flusses aufwärts bis zu den Sewalikgebirgen wohnend, welcher bei den persischen Geschichtschreibern die Gickers genannt und als rohe Barbaren beschrieben wird, die ihre weiblichen Kinder tödteten, seine Unabhängigkeit wieder zu erlangen, und schwärmte bis Lahore. Mahomed war nicht sobald wieder im Besitze seiner Hauptstadt, als er ihnen entgegenzog; Cuttub zog zur selben Zeit von Delhi herauf, so daß sie in die Mitte genommen und schnell bezwungen wurden. Mahomed war im Begriffe, nach Ghizni umzukehren,

als er in seinem Zelte von zwei Gickers ermordet wurde, die in der Nacht sich dahin zu schleichen gewußt hatten.

Der Tod Mahomeds, der keine Nachkommen hinterließ, veranlaßte einen Thronstreit und eine Theilung des Reichs. Mahmud, sein Neffe, behielt Gaur, wo er Statthalter war. Eldoze, ein anderer Statthalter, bemächtigte sich Candahars und Cabuls, und Cuttub verlangte die Herrschaft Indiens. Eldoze zog gegen ihn, wurde aber angegriffen und auf's Haupt geschlagen. Cuttub verfolgte seinen Sieg und drang bis Ghizni, wo er sich krönen ließ. Aber er ergab sich jetzt der Trägheit und Weichlichkeit. Eldoze, der von Kirma aus, seiner früheren Provinz, wohin er sich zurückgezogen hatte, seine Entartung und die Unzufriedenheit, welche dieselbe veranlaßte, vernahm, zog eine Armee zusammen, und überraschte Cuttub, der sich nach Indien zurückzog und keinen Versuch weiter machte, Ghizni wieder zu gewinnen. Er blieb in Indien, wo seine Regierung wegen ihrer Mäßigung und großen Gerechtigkeit gerühmt wird. Während seiner Regierung wurden auch Bengalen und Bahar dem mahomedanischen Reiche unterthan [1]). Er starb schon vier Jahre nach dem Tode seines früheren Beschützers, 1210. Tacash, der Karismier, welcher fast ganz Persien unter seine Gewalt gebracht hatte, griff bald darauf Eldoze an und unterwarf Ghizni mit allen Besitzungen der Gauriden bis zum Indus seinem weiten Reiche.

Cuttub folgte sein Sohn Aram, der aber sich unfähig zeigte zu regieren. Multan und Sind wurden von einem Häuptlinge genommen, Bengalen von einem andern, und in fast allen Provinzen gährte die Empörung oder kam zum Ausbruche. Da forderten die Omrahs in Delhi Altumsh, den Schwiegersohn Cuttubs und Statthalter in Budaun, jetzt dem Lande der Rohillas, auf, den Thron zu besteigen. Die Herrschaft Arams dauerte kaum ein Jahr.

Altumsh, gleich Cuttub, war ursprünglich ein tartarischer Sclav gewesen, den aber der Schönheit seiner Person wegen sein Herr einer sorgfältigen Erziehung würdig hielt. Er wurde für eine große Summe an Cuttub verkauft und zum Jagdmeister ge-

1) Hist. of Bengal, by *Charles Stewart*, Esq. s. III.

macht. Schnell fand er seinen Weg zu hoher Gunst und gewann zuletzt die Tochter seines Fürsten als dessen Adoptivsohn.

Altumsh konnte den Thron nicht in völliger Ruhe besteigen. Mehrere von Cuttubs Generälen suchten durch Widerstand ihr Glück zu verbessern, und Eldoze, der durch den karismischen Monarchen aus Ghizni vertrieben war, machte einen Versuch, sich ein indisches Scepter zu gewinnen. Allein Altumsh überwand alle seine Gegner und herrschte von den Mündungen des Indus bis zu denen des Ganges.

Dieser Fürst starb 1235 und hinterließ das Reich seinem Sohne Feroze. Dieser aber war ein schwacher, ausschweifender Jüngling und ganz den grausamen Leidenschaften seiner Mutter dienstbar. Er wurde entsetzt und Sultana Rizia, die älteste Tochter von Altumsh, auf den Thron erhoben.

Es ist eine seltene Combination von Umständen, welche im Oriente die regierende Gewalt in die Hände eines Weibes legt. Rizia besaß viele Talente und hohe Tugenden. Allein die Vorstellung von der Schwäche ihres Geschlechts ermuthigte den Uebermuth ihrer Vasallen in den verschiedenen Provinzen. Sie kämpfte mit Glück gegen mehr als einen rebellischen und übermüthigen Statthalter. Allein die Schwierigkeiten häuften sich und zuletzt stellte eine Verbindung der Omrahs in ihrem Bruder Beiram ihr einen Gegenkönig auf. Sie war immer noch stark genug, den Rebellen eine Armee entgegenzustellen; aber den türkischen oder tartarischen Söldnern in ihres Bruders Heere konnten ihre indischen Truppen nicht widerstehen. Sie wurde besiegt und getödtet nach einer Regierung von drei Jahren und sechs Monden.

Beiram der Zweite, aufgenährt im Vergnügen und fremd jeder Beherrschung, war ein schwacher, unbesonnener Fürst. Die Eifersucht, welche er fühlte gegen die Großen seines Hofs, suchte er zu befriedigen durch Enthauptungen. Sein Vezier entging einem gegen ihn gerichteten Streiche und fand selbst Mittel, sein Vertrauen wieder zu gewinnen. An die Spitze einer Armee gegen die Mongolen gestellt, nährte er in der Stille die Unzufriedenheit der Omrahs, wandte dann seine Armee gegen ihn selbst und entthronte und tödtete ihn, zwei Jahre, nachdem er auf den Thron erhoben war.

Um diese Zeit waren die Mongolen, bestimmt, das größte Reich in Indien zu gründen, welches es je gesehen hatte, zum ersten Male in dieses Land eingedrungen. Dschingis, der Häuptling eines Tartarenschwarms unter dem Namen der Mongolen, welche mit ihren Heerden die Steppen im Norden der chinesischen Mauer durchzogen, bildete durch Glück und Talent eine Vereinigung mehrerer Tartarenhorden, wie in dieser Periode der Geschichte mehrere schon aufgetreten sind und nie ohne weitreichende Erschütterungen und Eroberungen theils durch Gewalt, theils durch Einschüchterung, theils durch Hoffnung auf Raub und Beute sah Dschingis um das Jahr 1210 sich von allen Nomadenhorden von der chinesischen Mauer bis zur Wolga als Khan anerkannt. Die Reibungen mit zwei so stolzen und eifersüchtigen Nachbaren, wie der Kaiser von China und der neue Fürst der Tartarei, mußten bald in Flammen des Kriegs ausbrechen. Unzählige Schwärme der Tartaren zogen über die chinesische Mauer, dies nutzlose Bollwerk, welches die Chinesen vor Jahrhunderten gegen denselben Feind aufgeführt hatten. Pekin wurde genommen und die Nordprovinzen China's gehorchten dem Reiche Dschingis.

Um gleiche Zeit entspann sich ein Streit an der entgegengesetzten Grenze seines Reichs. Mahomed war jetzt König von Karisme, welches aus einer empörten Provinz der Sitz eines großen Reichs geworden war, das von Arabien bis zu den Grenzen Turkestans reichte. Der Herrscher so vieler Provinzen, die sich selbst ihrer Reichthümer und der Vorzüge des civilisirten Lebens rühmten, verachtete wohl eine Macht, welche freilich über zahllose Massen gebot, aber über Massen von Menschen, welche keinen Reichthum hatten, als ihr Vieh, und keine Städte, als ihre Zelte. Die Verletzung einiger Unterthanen Dschingis, für welche jede Vergütung hochmüthig verweigert wurde, trieb zuerst die Wuth seiner Waffen gegen den Westen Asiens. Mahomed setzte also über den Jaxartes, um seinen Feind in den Ebenen von Turkestan anzugreifen, nach der Erzählung mit nicht weniger als vierhunderttausend Mann. Allein diese wurden überwältigt von siebenhunderttausend Tartaren unter Dschingis und seinen Söhnen, welche in der ersten Schlacht, die erst durch die Nacht beendet wurde, hundert und sechzigtausend Karismier todt auf das Feld streckten.

Nach diesem tödlichen Schlage suchte Mahomed den Fortschritt des Siegers zu hemmen, indem er seine Truppen in die Grenzstädte warf. Aber die Waffen Dschingis waren unwiderstehlich; die stärksten Plätze mußten sich ergeben und in Kurzem erkannten Karisme, Transoxiana und Chorasan die Herrschaft des Mongolen. Nur die Wünsche seiner Truppen hielten ihn zurück, seine Eroberungen im Westen weiter zu verfolgen; er starb 1227. Allein er hinterließ Söhne und Enkel als Erben seiner Pläne. 1258 war die Eroberung Persiens vollendet und die letzten Reste von der Macht der Caliphen und Seldschuken in den Staub getreten.

Es war nur ein Raubzug, welchen die Mongolen im Jahre 1242 unter der Herrschaft Beirams II. in Indien machten. Sie plünderten das Land bis Lahore und kehrten nach Ghizni zurück.

Nach dem Falle Beiram's befreiten die Großen des Reichs Musaud, den Sohn des frühern Königs Feroze, aus seiner Haft und setzten ihn auf den Thron. Im zweiten Jahre seiner Herrschaft machte eine Armee von Mogul-Tartaren einen Einfall in Bengalen, nach Ferishta, auf dem Wege über Chitta und Tibet [1]). Sie erlitten nach der Erzählung eine völlige Niederlage. Allein im folgenden Jahre überschritt eine andere Armee desselben Volks den Indus. Musaud zog mit Heeresmacht gegen sie und sie zogen sich zurück. Musaud hatte jedoch in vierjähriger Herrschaft sich verhaßt gemacht durch seine Laster und seine Edlen kühn gemacht durch seine Schwäche. Sie verschworen sich, seinen Oheim Mahmud auf den Thron zu setzen, und Musaud wurde lebenslänglich eingekerkert.

1) Dieses Factum der Passage einer Armee aus der Tartarei über Tibet nach Bengalen wäre von nicht geringer Wichtigkeit. Ferishta giebt keine weitern Localangaben, und jede Nachforschung wäre nutzlos. Chitta entspricht vielleicht dem Kitta, Kitay oder Catay, welches einer der Namen von China ist, aber bei den persischen Historikern auch von vielen Theilen der Tartarei gebraucht wird, z. B. von dem Lande der Iguren, von dem Königreiche von Koten südlich von Caschgar u. a. m. S. *D'Herbelot*, Bibl. or. a. v. Igurs, Cara Calhai, Tarikh Khatha, Kholan. Stewart meint, diese Invasion, von welcher Ferishta erzählt, sei nur eine Invasion der Bewohner von Orissa, nicht der Mongolen gewesen.

Mahmud II. war nach dem Tode seines Vaters Altumsh in einen Kerker gesteckt worden und zeigte darin einige Charakterstärke, indem er sich durch die Früchte seiner Industrie im Bücherabschreiben erhielt, wobei er oft bemerkte, daß, wer nicht für sein Brot arbeite, es auch nicht verdiene. Er wurde von Musaud befreit und erhielt das Gouvernement einer Provinz, wobei er so viel Kraft und Klugheit entwickelte, daß der Ruf derselben ihn den Omrahs empfahl als das tauglichste Werkzeug, um durch seine Kraft und sein Ansehen ihre rebellische Unternehmung zu decken.

Die kraftlose Verwaltung der vorhergehenden Fürsten hatte viel Unordnung in das Reich gebracht. Der indische Stamm, welchen wir unter dem Namen der Gickers kennen, ein weit thätigeres und unternehmenderes Geschlecht, als die große Masse ihrer Landsleute, hatten gegen die mahomedanische Regierung und Bevölkerung in den Provinzen am Indus eine Menge Handlungen des Ungehorsams und der Gewaltthätigkeit sich zu Schulden kommen lassen. Eine der ersten Unternehmungen Mahmuds war die Züchtigung dieses Volks, von welchem Tausende als Gefangene weggeführt wurden. Von den Omrahs, welche Jaghirs oder Landbesitze erhalten hatten, versäumten oder weigerten sich gar Viele, ihre Truppencontingente für die Armee zu stellen, obgleich, sagt Ferishta, diese Landbesitze eben zum Unterhalte dieser Truppen ertheilt waren. Die Häuptlinge, welche dieses Vergehens überwiesen waren, wurden gefangen nach Delhi geführt und ihre Söhne oder andere Verwandte mit den Ländereien belehnt. Mehrere feste Plätze in dem Lande zwischen dem Jumna und Ganges wurden genommen. Ein Statthalter am Ganges, der sich empört hatte, wurde zum Gehorsam gebracht und begnadigt. Shir, des Königs Neffe und Vicekönig von Lahore und Multan, vertrieb die Mongolen aus Ghizni und verband noch einmal dies Königreich mit dem indischen Theile des gaurischen Reichs. Mahmud beging den Mißgriff, durch Bevorzugung eines Günstlings die Omrahs zu erbittern; allein er stellte sein Ansehen wieder her, indem er in guter Manier den Urheber der Gefahr aufopferte. Eine frische Armee der Mongolen zog über den Indus 1257, kehrte aber bei der Annäherung Mahmuds wieder um. Im folgenden Jahre kam ein Gesandter Hallacu's, des Enkels Dschingis,

der gerade die Eroberung Persiens vollendet hatte, nach Delhi. Bei dieser Gelegenheit scheint die größte, studirtste Schaustellung der Macht und Reichthümer des Reichs aufgeboten worden zu sein. Der Vezier zog dem Repräsentanten des Eroberers, vor dem ganz Asien zitterte, entgegen an der Spitze von 50,000 fremden Reitern, 200,000 Mann Fußvolk, 2000 Elephanten und 3000 Wagen mit Feuerwerken. Mit dieser imposanten Escorte wurde der Gesandte bis vor den König geführt, während alle Beamten, Würdenträger und Vasallen des Reichs den Thron umstanden. Es scheint dies eine friedliche Botschaft gewesen zu sein, wenigstens erfolgte nichts Bedeutendes bis zum Tode des Shahs, welcher im Jahre 1265 starb.

Dieser Fürst brachte die Verachtung des Vergnügens und äußern Glanzes und die Einfachheit der Sitten mit auf den Thron, welche er in der Schule des Unglücks gelernt hatte. »Zuwider der Weise der Fürsten,« sagt Ferishta, »hielt er keine Beischläferinnen. Er hatte nur ein Weib, welche er alle gewöhnlichen Geschäfte des Hauses besorgen ließ, und als sie eines Tages klagte, daß sie sich die Finger verbrenne, indem sie sein Brod backte und verlangte, daß er ein Mädchen ihr gestatte zu ihrer Hülfe, schlug er es ihr ab und sagte, er sei nur ein Verwalter des Staats und entschlossen, ihn nicht zu beschweren mit unnützen Ausgaben. Er ermahnte sie, bei ihrer Pflicht zu beharen, so würde Gott am Ende es ihr lohnen. Da der Kaiser von Indien nie öffentlich ißt, so glich seine Tafel vielmehr der eines Eremiten, als eines großen Königs. Ebenfalls legte er die grillenhafte Gewohnheit nicht ab, von seiner Feder zu leben. Eines Tages sah ein Omrah einen Coran von des Königs eigener Handschrift vor ihm liegen und deutete auf ein Wort, meinend, daß es falsch sei. Der König sah hin, lächelte und zog einen Kreis darum. Aber als der Kritiker gegangen war, begann er, den Kreis auszulöschen und stellte das Wort wieder her. Da dies einer seiner alten Diener bemerkte, bat er, den Grund davon zu wissen. Da entgegnete der König: er wisse, daß das Wort ursprünglich recht sei. Aber er hätte für besser gehalten, es von einem Papiere auszulöschen, als einen armen Mann zu verletzen, indem er ihn beschämte.«

Mahmud hinterließ keine Söhne, und sein Vezier Balin, der schon zu seinen Lebzeiten die Macht größtentheils an sich gezogen hatte, stieg ohne Widerspruch auf den Thron. Balin war seiner Geburt ein Türke, aus Chita, aus dem Stamme von Alberi. Er wurde noch sehr jung von den Mongolen, welche in das Land hereinbrachen, geraubt und an einen Sklavenhändler verkauft, der ihn nach Bagdad führte. Da der Herr, in dessen Hände er fiel, hörte, daß er ein Verwandter sei von Altumsh, der damals in Delhi regierte, führte er ihn dorthin und stellte ihn dem Monarchen vor, der ihn freundlich aufnahm und seinen Führer reichlich beschenkte.

Ein Bruder Balin's war schon am Hofe zu Delhi und hatte bedeutende Gunst und Macht erlangt. Der junge Abenteurer benutzte seine Vortheile und stieg rasch empor auf der Leiter des Glücks. Er nahm thätigen Antheil an allen Revolutionen, welche den häufigen Thronwechsel begleiteten, und wurde durch Musaud in den Staatsrath erhoben; unter Mahmud wurde er Vezier.

Die Herrschaft Balin's war streng, aber wachsam, voll Scharfblick und Consequenz. Ungehorsam strafte er rasch und grausam, aber er pflegte sorgfältig jedes Talent und wußte das Verdienst zu erkennen und zu belohnen. Der Ruf seiner Regierung machte seine Alliance gesucht, selbst bei den mongolischen Fürsten, welche in der Tartarei und Persien herrschten.

»Er vertrieb,« sagt Ferishta, »alle Schmeichler, Wucherer, Kuppler und Spieler von seinem Hofe, und als er eines Tages hörte, daß ein Omrah, ein alter Diener des Throns, der ein ungeheures Vermögen durch Wucher und Monopole in Bazaar erworben hatte, ihm ein Geschenk von mehreren Lacks Rupien machen würde, wenn er ihn mit einem Worte vom Throne ehren wollte, verwarf er den Vorschlag mit großem Unwillen. »Was,« sagte er, »würden die Unterthanen denken von einem Könige, der es nicht verschmähte, mit einem so elenden Schurken Worte zu wechseln.«

Die Großmuth Balin's machte seinen Hof zu einem Asyle für alle Fürsten, welche die Gewalt Dschingis-Khans und seiner Nachfolger zu Flüchtlingen gemacht hatte. Mehr als zwanzig dieser unglücklichen Flüchtlinge aus der Tartarei,

Transoxiana, Chorasan, Persien, Irac, Azarbijan, Roum, Syrien, unter welchen zwei Fürsten aus dem Caliphengeschlechte waren, wurden aus den Einkünften Balin's erhalten; es waren ihnen Paläste angewiesen, die die Namen ihrer Besitzer trugen und bei allen öffentlichen Gelegenheiten stand ihnen der Zutritt zum Throne ihres Wohlthäters offen. Die größten Gelehrten aus ganz Asien, welche ihre Fürsten begleiteten oder dasselbe Asyl suchten, waren zu Delhi versammelt. »Und der Hof von Indien galt in den Tagen Balin's für den prächtigsten und gebildetsten in der Welt. Alle Weisen, Dichter und Schriftkundige versammelten alle Nacht sich im Hause des Prinzen Shehid, des vermuthlichen Erben des Reichs. Eine andere Gesellschaft von Musikern, Tänzern, Spielern, Mimen, Schalksnarren und Geschichterzählern versammelte sich regelmäßig bei dem zweiten Sohne des Kaisers, Kera, welcher dem Vergnügen und der Leichtfertigkeit ergeben war. Die Omrahs folgten dem Beispiele der Fürsten, so daß in allen Theilen der Stadt mannichfache Zusammenkünfte sich bildeten.«

Die Hügel südöstlich von Delhi waren von Hindus bewohnt, einem räuberischen Gesindel, welche schaarenweis umherzogen und bisweilen bis an die Mauern der Hauptstadt sich wagten. Balin traf strenge Maßregeln gegen sie und ließ sie ohne Gnade niedermetzeln. Die Soldaten, welche zu dem Ende Beile trugen, schlugen bis auf hundert Meilen weit die Wälder nieder, welche den Räubern als Schlupfwinkel dienten. Das gelichtete Land bot vortrefflichen Boden und wurde rasch bevölkert; diese Anbauer wurden vor den Bergbewohnern geschützt durch eine Reihe von Forts, welche am Abhange der Hügel erbaut wurden.

Der Shah gab seinen Truppen hinlängliche Beschäftigung bei der Zähmung der Bergvölker im Mittelpunkte seiner Besitzungen; allein er verwarf die Aufforderung seiner Räthe, die entfernten Provinzen Malwa und Guzerat wieder zu gewinnen, welche ihre Unabhängigkeit seit der Zeit Cuttubs behauptet hatten, indem er weise bemerkte, daß jetzt die an seinen Nordgrenzen sich zusammenziehende Wolke der Mongolen ein Gegenstand weit ernsterer und bedenklicher Sorge sein müsse.

Seinen sorgfältig und philosophisch gebildeten Sohn sandte er als Vicekönig in die Nordprovinzen, um diese Nachbaren in

Respect zu erhalten. Und er versammelte um ihn die in Gedanken und That ausgezeichnetsten Männer, welche die asiatische Welt der damaligen Zeit kannte.

Argunu, der Großsohn des Hallacu, der Persien eroberte und der vierte Nachkomme von Dschingis, füllte jetzt den Thron von Persien, und ein andrer Nachkomme desselben Eroberers, Timur, herrschte über die östlichen Provinzen von Chorasan bis zum Indus. Sowohl um für frühere Verletzungen Rache zu nehmen, als aus Eroberungslust ging Timur 1283 mit einer großen Armee nach Indien. Der indische Prinz zog ihm entgegen und lieferte ihm eine Schlacht. Beide Heerführer entwickelten große militairische Talente; doch Mahomed behauptete endlich das Uebergewicht, und die Mongolen wandten sich zur Flucht. Mahomed setzte ihnen nach. Er hatte eben Halt gemacht, um umzukehren, als er mit nur 500 Begleitern von einem feindlichen Streifcorps überrascht wurde und, umzingelt von der Uebermacht, nach tapfrer Vertheidigung erschlagen wurde. Das Heer und das ganze Reich wurde durch seinen Fall mit Betrübniß erfüllt.

Während der Sohn das Reich gegen die Mongolen vertheidigte, war der Vater beschäftigt, eine gefährliche Empörung in Bengalen zu unterdrücken. Tughril, der Statthalter dieser reichen, mächtigen Provinz, hatte einen Feldzug unternommen gegen die Rajahs von Jagenagur, einer Provinz, welche im Norden von Bengalen und im Osten von Drissa begrenzt wird. Da er diesen Feldzug glücklich beendigt und große Reichthümer erbeutet hatte, so begann er, für einen Unterthanen sich zu groß zu fühlen. Er zögerte, dem Kaiser seinen Antheil an der Beute zu schicken, und da er hörte, daß der Kaiser krank darniederliege und zu schwach sei, um wieder zu genesen, so erhob er den rothen Sonnenschirm und nannte sich König. Der Kaiser befahl dem Statthalter von Oude, die Würde des Subahdar von Bengalen zu zu übernehmen, und mit einer Armee, welche er unter seinen Befehl stellte, gegen den Rebellen zu ziehen. Der neue Subhadar wurde besiegt, und Balin war so in Wuth, daß er sein eignes Fleisch biß und den Anführer an dem Thore von Oude aufhängen ließ. Ein anderer seiner Heerführer, den er absandte, um diese Schmach wieder zu tilgen, hatte kein besseres Loos; da machte

Balin sich auf, um in eigner Person in's Feld zu ziehen. Als Tughril von seiner Annäherung hörte, suchte er dem Sturme auszuweichen und zog sich zurück. Er beabsichtigte, in Jagenagur zu bleiben, bis der Shah sich entfernte, und dann das Commando der Provinz wieder zu übernehmen. Nur mit Schwierigkeit erhielt Balin Kunde von seiner Route. Zuletzt gelang es einer Streifpartie, ihn zu entdecken und zu überfallen. Tughril floh und wurde getödtet; an seinen Anhängern nahm Balin blutige Rache.

Allein der Tod seines großen, hoffnungsvollen Sohns schlug dem Herzen Balins eine Wunde, für welche das Kriegsglück keinen Balsam gab. Niedergedrückt von Gram, Sorgen und Alter (er war im achtzigsten Jahre), kränkelte er noch kurze Zeit und starb. Er bestimmte seinen Enkel von dem gefallenen Mahomed zum Thronfolger. Kera [1]) jedoch, der zweite Sohn Balins, war jetzt Statthalter in Bengalen, der mächtigsten Provinz des Reichs, und die Omrahs, mehr seine gegenwärtige Macht, als den Willen ihres verstorbenen Gebieters ehrend, hoben dessen Sohn Kei Kobad auf den Thron.

Kei Kobad war im sechzehnten Jahre, schön von Gestalt, milden, freundlichen Gemüths und nicht wenig bewandert in der Literatur. Seine Mutter war eine schöne Fürstin, eine Tochter des Kaisers Altumsh. »Er hatte Gefallen,« sagt sein Geschichtschreiber, »an Liebe und der sanften Gesellschaft weißer Mädchen mit duftendem Haar.« »Als es bekannt wurde, daß der König das Vergnügen liebte, wurde es sogleich Mode am Hofe, und in wenigen Tagen nahmen Ueppigkeit und Laster so überhand, daß jeder Schatten erfüllt war mit Freudenmädchen und jede Straße ertönte von Musik und Scherz. Der König ließ sich einen Palast zurichten zu Kilogurry am Flusse Jumna und zog sich dorthin, um ungestört seinen Freuden zu leben, Niemand zu sich lassend, als Sänger, Spieler, Musiker und Schalksnarern.«

Der Vater Kei Kobads ließ sich genügen an seiner Statthalterschaft in Bengalen. Allein Nizam ul Dien, der Minister und Günstling des jungen Shah, faßte Hoffnung, bei der Sorg-

1) Ferishta. Stewart fand in seinen Handschriften den Namen Bagora.

losigkeit seines Herrn sich selbst den Weg zum Throne zu bahnen. Er suchte die Personen zu entfernen, welche seinem Beginnen im Wege standen. Die vielen Grausamkeiten und Treulosigkeiten, deren er sich schuldig machte, erweckten den Unwillen gegen die Regierung. Der Vater Kei Kobads sah die Gefahr und warnte seinen Sohn. Allein der Fürst konnte sich um Regierungssorgen nicht kümmern, wenn er nicht seine Freuden opfern wollte. Er fand es angenehmer, sich auf seinen Minister zu verlassen und vernachlässigte die Warnung. Kera, besorgt für sich sowohl, als für seinen Sohn, hielt es für gerathen, seinem Rathe durch seine Gegenwart und seiner Gegenwart durch eine Armee Nachdruck zu geben. Dies wurde ausgelegt als ein Friedensbruch, und der Shah zog an der Spitze einer Armee von Delhi aus, als Feind seinem Vater entgegen. Der Vater forderte eine Unterredung. Dies fürchtete der Minister und suchte die Eitelkeit und den Uebermuth des jungen Monarchen dahin zu bringen, daß er auf nichts hörte, als eine Schlacht. Kera war nicht leicht abzuweisen und erneuerte seine Forderung durch einen Brief voll väterlicher bekümmerter Zärtlichkeit. Das Herz des jungen Fürsten war verdorben, aber nicht ganz verhärtet. Er widerstand dem väterlichen Schreiben nicht; und Nizam, unfähig, auf directe Weise die Unterredung zu hindern, konnte nur durch List sie zu hintertreiben suchen. Er vermochte den Fürsten, als Souverain den ersten Besuch zu verlangen, in der Hoffnung, daß Kera denselben verweigern würde. Kera war kein Sclave des Ceremoniells und war leicht bereit, in das kaiserliche Lager zu kommen, wo sein Sohn sich bereitete, selbst auf Kosten des Vaters seinen Uebermuth zu entfalten. Der Thron war mit dem größten Pompe und Ceremoniell umgeben; Kei Kobad befahl, indem er ihn bestieg, daß sein Vater drei Mal den Boden küssen sollte. Am ersten Thore wurde der greise Fürst genöthigt, abzusitzen, und beim zweiten, die erniedrigende Huldigung des Orients zu verrichten, indem der Herold die gewöhnliche Formel abrief: Der edle Kera sendet Heil dem Könige der Welt! Da schwoll dem Vater das Herz und er konnte seinen Thränen nicht länger gebieten. Dieser Anblick brach den Uebermuth des jungen Fürsten; er eilte vom Throne, warf sich auf sein Angesicht zu seines Vaters Füßen und flehte um Vergebung.

Der Eindruck, welchen die Erscheinung und die Ermahnungen Keras auf Kei Kobald machten, konnte bei seinem Wankelmuthe nicht von Dauer sein. »Als er nach Delhi kam, schien die Warnung seines Vaters auf einige Tage Wurzel in seinem Geiste zu fassen. Allein seine Besserung lag nicht im Plane seines Ministers.« Er umgab ihn mit Vergnügungen in allen Gestalten, welche, wie er wußte, die meiste Gewalt auf den Jüngling übten. Die schönsten und listigsten Weiber wußten jeden Augenblick der Schwäche zu belauschen; die Erfindungskraft erschöpfte sich, durch einen endlosen Wechsel von neuen Reizen ihn zu bestricken. Die ausgesuchtesten Musiker, Tänzer, Spieler und Narren wurden angewiesen, jede leere Stunde auszufüllen, welche die Liebe übrig ließ.

Allein der Haß, welchen der Minister durch sein Glück oder seinen Uebermuth sich zugezogen hatte, oder auch der Verdacht und die Furcht, welche endlich in der Brust des Fürsten erwachten, machten den Tagen und Plänen Nizam ul Dien's ein plötzliches Ende. Er wurde durch Gift aus dem Wege geräumt. Das Ansehn des Königs überlebte ihn nicht lange. Seine Unmäßigkeit in den Genüssen des Harems zog ihm einen Schlagfluß zu, der ihn auf einer Seite lähmte und sein Gesicht verzerrte. Da wurde er nicht weiter beachtet in dem hastigen Gedränge um die Macht. Jeder einigermaßen beliebte Omrah trat mit seinen Ansprüchen hervor. Die Freunde der königlichen Familie suchten die Aufmerksamkeit auf den Sohn Kei Kobads, ein dreijähriges Kind, zu lenken und setzten ihn auf den Thron. Er wurde durch die tartarischen Miethstruppen unterstützt, die damals gewöhnliche Leibwache der indischen Fürsten und das gewöhnliche Werkzeug, sie ein- und abzusetzen. Gegen diese Prätorianer erhob sich aber eine andere furchtbare Macht. Unter den Afghanen, oder den Bergvölkern von Gaur und Ghirgistan an der persischen Grenze, war ein Stamm, die Chilligi [1]), welcher Krieg und Raub zu ihrem Handwerke machte und als Söldner jeglicher Macht diente, welche sie bezahlte. Ein Abenteurer dieses Stammes, Mallek, war mit Hülfe seines Schwerts in der Armee Balins zu hohen Wür-

[1]) Bei Stewart wird geschrieben: Khuliji.

den gelangt und hinterließ seine Talente und sein Glück seinem Sohne Feroze, welcher zur Zeit des Siechthums Kei Kobads einer der vornehmsten Omrahs war und eine Provinz befehligte. An diesen schlossen sich die Chilligi an, griffen die Tartaren an und hieben sie zu Stücken. Jetzt stand Niemand mehr im Wege; Kei Kobad wurde auf seinem Bette getödtet nach einer Regierung von kaum mehr als drei Jahren. Dies war das Ende der gaurischen oder eigentlich der ersten gaurischen Dynastie und der Anfang der zweiten gaurischen oder afghanischen Dynastie im Jahre 1289. Zur Zeit dieser Revolution herrschte Cubla, ein Enkel Dschingis, über die Tartarei und China, ein andrer von Dschingis Nachkommen über Persien, und ein Dritter besaß ein Königreich in Transoxiana und den Provinzen nordwestlich vom Indus, welche die ursprünglichen Besitzungen des Hauses von Ghizni gebildet hatten.

Drittes Capitel.

Vom Anfange der zweiten gaurischen oder afghanischen Dynastie bis zum Anfange der mogolischen Dynastie.

Feroze war 70 Jahr alt, als er Herr des Reichs wurde. Er war ein kluger Fürst und suchte die Grausamkeit und Ungerechtigkeit, mit welcher er seinen Thron erworben und befestigt hatte, durch die Gerechtigkeit und Popularität seiner Regierung wieder zu verwischen. »In dieser Absicht,« sagt sein Geschichtschreiber, »begünstigte er die Gelehrten seiner Zeit, welche zum Danke den Weihrauch der Schmeichelei auf dem Altare seines Ruhms darbrachten.«

Chidju, ein Prinz von königlichem Geblüte, ein Neffe Balins und Nabob oder Statthalter einer Provinz, verband sich mit mehreren Häuptlingen und zog mit Heeresmacht gegen Delhi. Feroze stellte sich selbst an die Spitze seiner Armee und sandte seinen Sohn vorauf mit der Reiterei der Chilligi. Dieser griff den Feind an und machte mehrere Omrahs zu Gefangenen, welche er auf Kameele setzte und mit Zweigen um ihren Hals ge-

bunden zurückbrachte. Als Feroze sie also gedemüthigt erblickte, ließ er sogleich sie befreien, gab jedem ein neues Gewand und setzte ihnen ein Gastmahl vor, indem er den Spruch des Koran wiederholte: »Es ist leicht, Böses mit Bösem zu vergelten; aber groß ist nur, wer Böses mit Gutem vergelten kann.« Nach wenigen Tagen war Chidju gefangen genommen und dem Könige zugesandt; allein statt des Todes, den er erwartete, erhielt er Verzeihung und eine Residenz in Multan mit standesmäßigem Unterhalte auf Lebenszeit. Den Omrahs der Chilligi, welchen solche Milde mißfiel, erwiederte Feroze: »Meine Freunde, ich bin ein alter Mann und wünsche ohne Blutvergießen in die Grube zu fahren.«

Allein, wie es scheint, wußte er Milde nicht genug zu scheiden von nachgiebiger Schwäche. Die öffentliche Wachsamkeit im Reiche schlummerte ein, und Räuberei, Mord, Insurrection, immer bereit, in Indien hervorzubrechen, brachten Unsicherheit über die Nation. Die Omrahs der Chilligi »begannen die Zunge des Vorwurfs auszustrecken gegen den Kaiser.« Sie kamen überein, Einen aus ihrer Mitte auf den Thron zu erheben. Der Plan wurde selbst bei einem Gastmahle, zu welchem sie versammelt waren, besprochen, als einer aus der Gesellschaft sich heimlich wegschlich und sie dem Kaiser verrieth, der sie sogleich festnehmen und vor sich führen ließ. Da fiel es Einem unter ihnen ein, das Ganze als einen Scherz und eine Eingebung der Trunkenheit darzustellen. Der Fürst war zufrieden, diese Vertheidigung gelten lassen zu können und entließ sie mit einem Verweise. Nicht so milde war er gegen einen Derwisch, der unter dem Scheine großer Heiligkeit und durch Vertheilung großer Almosen, deren Quelle Niemand entdecken konnte, große Popularität gewann und sich verrätherischer Absichten verdächtigte. Obgleich er gar nicht überwiesen werden konnte, wurde er doch grausam getödtet.

Mit seinem letzten Athemzuge verfluchte der Derwisch Feroze und sein ganzes Haus; die Erde erbebte bei dem Tode des Heiligen, und von Stund' an schien das Glück Feroze's von ihm gewichen zu sein. Sein ältester Sohn wurde mit Siechthum geschlagen, welches keine Heilkunst heben konnte. Factionen und Empörungen störten die Ruhe des Reichs. Im Jahre 1291 brach ein Fürst aus dem Hause Dschingis-Khans an der Spitze von

100,000 Mongolen in Hindostan ein, und obgleich Feroze sie angriff und einen Sieg gewann, so war er doch froh, durch einen Vertrag, in dem er ihnen freien Abzug versprach, sich von ihnen zu befreien.

Feroze's Regierung ist noch ausgezeichnet durch eine Begebenheit von der größten Wichtigkeit in der Geschichte Hindostans, nämlich die erste Invasion der Mahomedaner in Deccan. Deccan heißt der Süden und bezeichnet gewöhnlich die Reiche und Districte des südlichen Theils Hindostans. Eine bestimmte Grenzlinie scheint es nie gegeben zu haben. Man hat wohl gemeint, daß das Land südlich vom Flusse Nerbudda, welcher in den Golf von Cambay bei Baroach fällt, unter dem Namen zu verstehen sei; allein da Patan oder die mongolischen Reiche sich kaum über den Fluß Kistna erstreckten, so ist es nur das Land zwischen diesen beiden Flüssen, welches gewöhnlich in der Sprache Indiens unter dem Namen Deccan zu verstehen ist.

Alla, der Neffe Feroze's, war Nabob von Corah, eines Districts im Doab oder dem Lande zwischen dem Ganges und Jumna. Da er sich in einem Kriege mit mehreren Rajahs an den Grenzen seiner Provinz hervorgethan hatte, so erhielt er zur Belohnung noch die Provinz Oude zu seiner Statthalterschaft. Dieser erste Erfolg scheint ihn zu weitern Unternehmungen ermuntert zu haben. Er erbat sich von Feroze die Erlaubniß, seine Herrschaft über die Hindus weiter auszudehnen. Nachdem er eine Armee ausgerüstet hatte, wie seine Hülfsmittel es nur gestatteten, zog er gerades Wegs gegen Ramdeo, einen der Rajahs in Deccan, dessen Hauptstadt Deogur war, jetzt Dowlatabad. [1]) Er fand nicht unbedeutenden Widerstand, den er jedoch endlich überwand, und erpreßte schwere, von den orientalischen Geschichtschreibern in's Unglaubliche übertriebene Summen als Preis sei-

[1]) Obr. Wilks schreibt Deogire und hält es für das Tagara des Ptolomäus. Der Verfasser des Tibcat Nasiri sagt, Allah hätte Corah unter dem Vorwande einer Jagd verlassen und sei durch die Gebiete vieler kleinen Rajahs gezogen, welche zu schwach gewesen, ihn aufzuhalten; so habe er Ramdeo überfallen. Ferishta, I. 231. Die Spuren der Theilung in eine Menge kleiner Herrschaften begegnen uns auf jeder Seite der authentischen Geschichte Indiens.

ner Rückkehr. Er nahm seinen Rückweg durch mehrere feindliche, stark bevölkerte Königreiche, deren Regierungen zu schwach oder zu stumpfsinnig waren, seinem Zuge Hindernisse in den Weg zu legen.

Feroze betrachtete die ehrgeizigen Unternehmungen Alla's und die große Vergrößerung seiner Macht, welche ihm aus der gemachten Beute erwuchs, nicht ohne Mißvergnügen. Jedoch verwarf er die Meinung seiner weisesten Räthe, Vorkehrungen zu treffen zur Sicherstellung seiner Macht und seines Throns und beschloß, sich auf die Treue seines Neffen zu verlassen. Er war selbst schwach genug, sich von Alla unter erdichtetem Vorwande nach Corah locken zu lassen, und wurde daselbst auf barbarische Weise ermordet, nachdem er nur sieben Jahre und einige Monate regiert hatte.

Alla säumte nicht, der Familie Feroze's sich zu bemächtigen. Alle, welche er einigermaßen fürchten durfte, wurden ohne Weiteres ermordet und die Uebrigen gefangen gehalten. Doch hatte er kaum Zeit gehabt, seine Regierungs-Angelegenheiten zu ordnen, als er die Meldung erhielt, daß der mogolische Herrscher von Transoxiana in Punjab eingefallen war mit einem Heere von 100,000 Mann. Eine Armee unter Anführung seines Bruders wurde abgeschickt, sie zurückzutreiben. Es kam zu einer Schlacht in der Nachbarschaft von Lahore, in welcher die Mongolen zurückgeschlagen wurden. Der siegreiche Heerführer wurde nach Guzerat gesandt, welches er rasch dem Befehle des Shahs wieder unterwarf.

Die Mongolen kehrten im folgenden Jahre mit größerer Macht zurück und rückten bis vor die Mauern von Delhi, welches sie belagerten. Alla sammelte zuletzt seine Streitmacht und lieferte ihnen eine Schlacht. Obgleich der Ausgang derselben nicht entscheidend war, so zogen die Mongolen sich doch zurück.

Die willkürlichen Regierungsmaßregeln des Königs und die gehässige Art, auf welche er die Regierung erlangt hatte, erzeugten Mißvergnügen, und während der ersten Jahre seiner Regierung hatte er mit beständigen Unruhen und Insurrectionen zu kämpfen. Doch führte er ein kluges, thätiges Regiment, und obgleich seine Verwaltung streng und despotisch war, so war sie doch durchgrei-

fend und kräftig, und sicherte der Masse des Volks Schutz und Gerechtigkeit. Seine Erziehung war so vernachlässigt worden, daß er weder lesen noch schreiben konnte; allein da er die Nachtheile fühlte, denen seine Unwissenheit ihn aussetzte, so hatte er Festigkeit des Geistes genug, selbst auf dem Throne noch an das Werk seiner eignen Bildung Hand anzulegen. Er erwarb sich die unschätzbaren Fähigkeiten des Lesens und Schreibens, machte sich mit den besten Schriften der persischen Literatur bekannt, ladete gelehrte Männer an seinen Hof und fand Gefallen an ihren Unterredungen.

Im Jahre 1303 projectirte er eine neue Expedition nach Deccan über Bengalen. Allein er wurde zurückgerufen durch eine neue Invasion der Mongolen von Transoxiana, welche bis Delhi zogen, allein zurückwichen, ohne eine Schlacht zu wagen. Nach ihrem Abzuge beschloß er, durch Vermehrung seines Heeres sich vor diesem verwegenen Feinde Ruhe zu verschaffen. Allein da seine Revenuen keine vermehrten Lasten duldeten, so beschloß er, den Sold seiner Truppen herabzusetzen. Und da dies gefährlich schien, wenn die Preise der Lebensmittel dieselben blieben, so ließ er alle Preise auf die Hälfte reduciren, »indem er auf diese Weise seine Schätze und Einkünfte genau um das Doppelte vermehrte,« sagt Ferishta in treuherziger Einfalt. Die Mongolen ließen sich durch ihre wiederholten Abweisungen nicht zurückschrecken. Die Schaaren des Königs von Transoxiana fielen 1305 zweimal in Hindostan ein und wurden zwei Mal geschlagen von Tughlic, dem Heerführer Alla's.

Im folgenden Jahre wurde der Plan gegen Deccan wieder aufgenommen und mit größerem Nachdrucke betrieben. Cafur, ein Sclave und Eunuch, sein Günstling und, wie man sagte, das Werkzeug seiner Freuden, wurde an die Spitze einer großen Armee gestellt und zog nach dem Süden. Er unterwarf zuerst das Land der Mahrattors, [1]) welches er unter seine Omrahs theilte,

[1]) Dies ist die erste Spur der Stämme, welche unter dem Namen Mahrattor oder Mahratta begriffen werden, die wir bei moslemitischen Historikern finden. Wir können nach dieser Angabe nur annehmen, daß irgend ein District in Deccan, in welchem Hindus dieses Stammes wohnten, von Cafur besetzt und dem Namen nach vertheilt wurde.

und rückte dann gegen Deoghur. Ramdeo versuchte eine friedliche Unterwerfung. Er erklärte sich bereit, sein Gebiet als kaiserliches Lehn zu empfangen und selbst dem Kaiser in Delhi seine Unterwerfung zu bezeigen. Hier wurde er mit reichen Geschenken entlassen und seine Besitzungen vergrößert.

Die Abtheilung von Deccan, welche mit dem Namen Telingana bezeichnet wird, zog sich vermuthlich an der Ostküste hinab, von der Gegend von Cicacole im Norden bis Pulicat im Süden, und wurde westlich von dem Lande Maharashtra, zusammengezogen Mahratta, durch eine Linie getrennt, welche in der Nähe von Beder und in einiger Entfernung östlich von Dowlutabad sich zum Flusse Tapti zog. [1])

Alla war 1306 auf seinem Zuge gegen den Rajah von Warunkul, einen der Fürsten dieses Districts, als er durch eine neue Invasion der Mongolen zurückberufen wurde. Doch ließ er einen Theil seiner Armee zurück, um Warunkul, einen sehr festen und dem Rufe nach sehr reichen Ort, zu erobern. Dies schlug jedoch fehl. 1307 ließ er Cafur nach Telingana ziehen über Deoghur und Warunkul belagern. Warunkul wurde endlich, nach einer Belagerung von sechs Monaten, durch Sturm genommen. [2]) Der Rajah machte Frieden, indem er der Habsucht der Eroberer reichlich opferte und sich zu einem Tribute verpflichtete.

Je mehr Alla von der reichen Beute Deccans kostete, desto mehr dürstete ihn nach neuen Zügen. 1310 wurde Cafur zu einer weitern Unternehmung ausgesandt. Er ging über Deoghur und drang bis Carnatik, wo er den Rajah gefangen nahm und das Land verwüstete. Nach den Quellen kehrte er mit so ungeheurer Beute zurück, als noch nie ein Eroberer gefunden hatte. [3]) Er rastete nicht lange in Delhi, sondern beredete den Shah, ihn noch einmal nach Deccan zu senden, wo er mehrere Länder plün-

1) *Wilks* **Hist. of Mysore, p. 6.**

2) Die benachbarten Rajahs, sagt Ferishta, eilten zum Beistande des Rajah von Warunkul herbei; ein neuer Beweis der Eintheilung in kleine souveraine Reiche.

3) Nach Wilks war dies Malabar, nicht das jetzt so genannte, sondern der hügeliche Streifen längs dem Gipfel der Ghats von Sunda bis Curg. **Hist. of Mysore, p. 10.**

derte und die Beute Alla schickte. Dieser Fürst hatte durch Unmäßigkeit im Serail seine Gesundheit zerrüttet und fühlte ein schnelles Schwinden seiner Kräfte. Er verlangte nach Cafur und klagte ihm das pflichtvergessene Betragen seines Weibes und seines Sohnes. Cafur, dessen Augen sich schon lüstern zum Throne erhoben hatten, betrachtete das Mißverhältniß des Shahs mit seiner Familie mit geheimer Freude. Er vermochte den Kaiser, seine zwei ältesten Söhne mit ihrer Mutter in den Kerker zu werfen und mehrere Edle, von welchen er am meisten Widerstand fürchtete, tödten zu lassen. Unter diesen Umständen fiel der Tod Alla's, 1316, im 21sten Jahre seiner Herrschaft.

Die Zeit war für Cafur noch nicht reif, um mit seinen Absichten hervorzutreten. Er producirte ein, ächtes oder untergeschobenes, Testament des verstorbenen Kaisers, in welchem er seinen jüngsten, damals siebenjährigen Sohn Omar zu seinem Thronfolger erklärte und Cafur zum Regenten. Der erste Act der neuen Regentschaft war, den zwei ältesten Söhnen Alla's die Augen ausstechen zu lassen; allein der dritte, Mubarick, entkam, und schon nach 35 Tagen wurde der Regent durch eine Verschwörung der Fußgarden ermordet. Die Zügel der Regierung wurden unmittelbar in die Hände Mubaricks gelegt, der es jedoch in den ersten zwei Monaten für angemessen hielt, nur im Namen seines jüngern Bruders zu verfahren, bis er die Omrahs gewonnen haben würde. Dann proclamirte er sein Geburtsrecht, entsetzte seinen Bruder, ließ ihn nach asiatischer Sitte blenden und sandte ihn auf Lebenszeit auf die Feste Gualior.

Mubarick war ein Mann von lasterhaften Neigungen und gemeiner Verstandeskraft. Er strebte eine Zeitlang nach Popularität, indem er die drückerndern Abgaben erließ und die Strenge der Regierung milderte, letzteres freilich auf eine so unkluge Weise, daß Unordnungen und Räubereien im Lande allgemein wurden.

Die Unterdrückung einer Revolte in Guzerat war einer der ersten Schritte Mubaricks. Er übertrug die Unternehmung einem talentvollen Officier, der sie glücklich beendete.

Die Rajahs in Deccan leisteten nur einen unwilligen Gehorsam, welchen sie jetzt, bei der Weite der Entfernung, ohne Gefahr ganz verweigern zu können meinten. Mubarick rüstete im

zweiten Jahre seiner Herrschaft ein großes Heer und rückte gegen Deoghur. Da er fast keinen Widerstand fand, so that er wenig mehr, als seine Grausamkeit zu zeigen in der Bestrafung derer, welche, der Feindseligkeit oder des Ungehorsams beschuldigt, in seine Hände fielen.

Einer der Günstlinge Mubaricks war Hassen, früher ein Sclave und nach Ferischta der Sohn eines Lumpenhändlers in Guzerat. Dieser Mensch war ein Diener seiner Lüste; nach seiner Thronbesteigung hatte ihn der Shah mit dem Namen Chusero beschenkt und ihn zu seinem Vezier gemacht. Da es in der Gegend von Deoghur nichts mehr zu thun gab, so sandte Mubarick ihn an der Spitze einer Armee zu einer Unternehmung gegen Malabar aus; er selbst kehrte mit den übrigen Truppen nach Delhi zurück.

Die Laster Mubaricks und seiner Regierung wurden täglich verhaßter. Er war der Sclave jeder niedern Leidenschaft und dabei ohne jede menschliche oder männliche Eigenschaft, die ihm die Nachsicht der Menschen für seine Fehler hätte erwerben können. Verschwörung folgte auf Verschwörung, und eine Insurrection der andern, bis Chusero, bei der Verachtung, in welcher sein Herr stand, ungefährdet sein Blut vergießen zu können glaubte, um selbst den Thron zu besteigen. Der Ruhm und die Beute, welche er von seiner Expedition gegen Malabar zurückbrachte, hatten seine Macht noch bedeutend vermehrt. Er benutzte seinen Einfluß über den Kaiser, um die wichtigsten Stellen im Heere und im Staate mit seinen Creaturen zu besetzen. Im Jahre 1321 hielt er sich endlich für stark genug; eine Nacht brachte Mubarick und seinen Söhnen den Untergang.

Bei seiner Thronbesteigung nahm Chusero den Titel an Nasir ul dien oder Vertheidiger der Religion; einer Sache, welche selten anders mit weltlicher Macht sich verband, als zum Betruge; und Chusero, scheint es, erkannte, daß seine Regierung solch eines Deckmantels bedurfte.

Er ließ ohne Bedenken eine Menge Personen ermorden, welche im Dienste Mubaricks gestanden hatten und welche er nur im Geringsten fürchten zu müssen glaubte, und ertheilte die Regierungsstellen seinen Creaturen. »Die Armee liebte nichts mehr,

als eine Revolution, denn sie erhielt regelmäßig bei solchen Gelegenheiten als Gnadenbezeigung sechsmonatlichen Sold unmittelbar aus dem Schatze ausgezahlt.« So genau gleicht der Militairdespotismus sich überall, an den Ufern des Tiber wie am Ganges.

Allein obgleich Chusero ohne Widerspruch den Thron bestieg, so genoß er seines Königreichs nicht lange in Frieden.

Ghazi war Statthalter zu Lahore, und obgleich, um ihn mit seinem Interesse zu verknüpfen, Chusero dessen Sohn Jonah die höchsten Würden und Ehrenstellen verliehen hatte, so entfloh Jonah doch aus Delhi zu seinem Vater in Lahore.

Ghazi sandte Umlaufsschreiben an alle Omrahs und brachte selbst Truppen zusammen. Mehrere der Vicekönige stießen mit ihren Truppen zu ihm. Chusero sandte eine Armee, um die Rebellion zu unterdrücken. Allein die Truppen Ghazi's waren abgehärtet durch häufige Kriege mit den Mongolen, Chusero's Heer entnervt durch die Ausschweifungen der Stadt. Es wurde bei'm ersten Angriffe zerstreut, und die Verbündeten rückten in Eilmärschen gegen die Hauptstadt. Hier stand Chusero mit einer zweiten Armee bereit. Obgleich in der Schlacht selbst von einem Theile seiner Truppen verrathen, behauptete er das Gefecht doch bis zur Nacht, wo er einen vergeblichen Versuch machte, mit wenigen seiner Freunde zu entfliehen. Verlassen von seinen Begleitern wurde er aus seinem Verstecke hervorgezogen, und erlitt das Schicksal, welches er seinen Gegnern zugedacht hatte.

Die Omrahs säumten nicht, dem Sieger auf der Stelle zu huldigen, und die Einwohner von Delhi überreichten ihm die Schlüssel der Stadt. Er stieg zu Pferde und zog in die Stadt ein; aber vor den Thoren des Palastes redete er das Volk an: »Unterthanen dieses großen Reichs! Ich bin nicht mehr, als einer unter euch, der ich mein Schwert zog, um euch von Unterdrückung und die Welt von einem Ungeheuer zu befreien. Wenn deßhalb noch Einer lebt aus dem königlichen Geschlechte, so führt ihn herbei, daß wir, seine Diener, uns niederwerfen vor seinem Throne. Wo nicht, so laßt den Würdigsten gewählt werden und ich schwöre, eure Wahl anzuerkennen.« Aber das Volk rief mit Heftigkeit, daß von der königlichen Familie Niemand mehr am Leben sei und daß er, der das Reich vor den Mongolen beschützt und von dem

Tyrannen befreit, der Würdigste sei, zu regieren. Dann wurde er ergriffen und fast mit Gewalt auf den Thron gesetzt, und das Volk begrüßte ihn: »König der Welt.«

Der neue Kaiser nahm den Namen Tuglick an. Es war der Name seines Vaters, der ein Sclave im Dienste Balins gewesen sein soll. Seine Mutter war aus dem Stamme der Jaats.

Nachdem er die Werkzeuge seiner Verwaltung ausgewählt hatte, war seine erste Sorge, seine Nordgrenze gegen die Einfälle der Mongolen zu sichern; und er ging dabei mit solcher Klugheit zu Werke und vertheilte seine Streitkräfte und die Festungen, welche er anlegte, mit solcher Einsicht, daß er auch nicht einmal von diesen Ruhestörern belästigt wurde.

Dies geschehen, sandte er seinen Sohn Jonah nach Deccan, um den Rajah von Warunkul zu züchtigen, der während der letzten Unruhen »seinen Nacken dem Joche des Gehorsams entzogen hatte.« Jonah durchzog mit gewöhnlicher Leichtigkeit, ohne fast auf Hindernisse zu stoßen, die Hindureiche, überall die Spuren der kaiserlichen Rache und Habsucht hinter sich zurücklassend. Nach einigen schwachen Versuchen offnen Widerstandes schloß der Rajah sich in seine Feste ein und wurde belagert. Die Belagerung war langwierig und Krankheiten, Verlangen nach der Heimkehr und Unzufriedenheit verbreiteten sich im mahomedanischen Heere. Mehrere Omrahs zogen ihre Truppen zurück, so daß der Prinz die Belagerung aufheben mußte und erst nach Deoghur, dann nach Delhi zurückging. Die Armee wurde hier schleunigst rekrutirt, so daß er schon nach wenigen Monden nach Warunkul zurückkehren konnte, welches bald seinen Waffen erlag. Viele Tausende der Hindus wurden dem Schwerte geopfert und der Rajah mit seiner Familie nach Delhi geschickt. Der Prinz setzte mehrere Omrahs wieder zur Regierung von Telingana und zog weiter nach Cuttack, wo er mehrere Vortheile gewann und dann über Warunkul nach Delhi zurückkehrte.

Bei Tuglick waren unterdessen Beschwerden eingelaufen über die Bedrückungen seiner Beamten in Bengalen. Er ließ seinen Sohn als seinen Statthalter in Delhi zurück und rückte mit einer Armee in diese Provinz ein. Nazir, der Enkel Balins, hatte seit

dem Tode seines Vaters als Vicekönig diese Provinz besessen. Er zog ehrerbietig dem Kaiser entgegen mit reichen Geschenken und wurde in seiner Statthalterschaft bestätigt. Bei der Rückkehr des Kaisers zog Jonah nebst den Edlen Delhi's ihm entgegen, um ihn festlich zu empfangen. Ein hölzernes Haus war zu dem Festmahle in der Eile errichtet. Indem nach beendetem Mahle der Kaiser sich erhob und die Omrahs hinauseilten, um draußen ihn zu empfangen, stürzte plötzlich die Decke ein und zerschmetterte ihn mit mehreren seiner Begleiter; ob auf Anstiften seines Sohns oder durch einen Fehler des Baumeisters oder durch einen Blitzstrahl, wurde verschiedentlich vermuthet und geglaubt. Er hatte nur vier Jahre und einige Monate regiert mit dem Rufe eines weisen und guten Regenten.

Jonah bestieg den Thron als Mahomed III. und eröffnete seine Regierung mit Acten der Großmuth und Freigebigkeit. Er vertheilte verschwenderische Geschenke und Gnadenbezeigungen. Dieser Fürst war eine Vereinigung der widersprechendsten Eigenschaften. Er war großmüthig bis zur Verschwendung, ein Freund der Literatur und selbst ein Kenner derselben; dabei mäßig, selbst streng in seiner Lebensweise und glücklich in der Beobachtung der religiösen Pflichten. Aber er hatte gar keinen Sinn für Gerechtigkeit und Menschlichkeit; er war rachsüchtig und grausam als Mensch, gewaltthätig und despotisch als Regent. Seine Entwürfe beruhten auf der Voraussetzung, daß das Glück oder Elend seiner Unterthanen etwas ganz Gleichgültiges sei, und als ihr Widerwille ihm störend wurde, begann selbst ihr Elend den Vorzug zu erhalten und ihm eine Quelle besondern Behagens zu werden. Er entfaltete jedoch nicht verächtliche Talente in dem Widerstande, mit dem er sich gegen den Haß und die Verwünschungen der Menschen behauptete.

Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung richtete er sein Augenmerk auf die weitere Unterwerfung von Deccan, allein mehr, wie es scheint, der Beute wegen, als einer dauernden Herrschaft. Seine Heerführer scheinen in einem großen Theile der zugänglichern Gegenden gehaus't zu haben, und nach der hyperbolischen Sprache Ferishta's »breitete er seine Eroberungen aus bis zum Ende von Deccan und von Meer zu Meer.«

Er machte wahnsinnige Eroberungspläne. Eine Armee rüstete er aus, um das Reich von Transoxiana und Chorosan zu erobern, und eine andere zur Unterjochung China's. Ehe er die große Expedition gegen China antrat, sandte er 100,000 Reiter voraus, um die Wege durch die Gebirge zu erkunden und bis zur chinesischen Grenze Forts zu errichten. Diese Reiterei, wird uns erzählt, drang auch bis zur Grenze China's vor, traf aber auf eine Armee, welche sie nicht anzugreifen wagte, und der Regen, der Wege und Ebenen mit Wasser überschwemmte, verschloß die Rückkehr. Sie kam um durch Ermüdung, Hunger und Krankheit, und kaum ein Mann kehrte wieder, um ihren Untergang zu beschreiben. Der sorglose, unthatsächliche Geist der orientalischen Geschichtschreibung hat uns nichts aufbewahrt über den Weg, den diese übelberathene Armee verfolgte.

Die Kosten dieser Unternehmungen verleiteten Mahomed, das Volk mit vermehrten Abgaben zu drücken. Zu dieser Ursache öffentlichen Elends und Mißvergnügens fügte er noch andere durch unbesonnene Finanzoperationen. »Der König,« sagt Ferishta, »nahm zum Unheile für sein Volk sich die Sitte der Chinesen zum Vorbilde, welche statt baaren Geldes Papier mit daran geheftetem kaiserlichen Siegel gebrauchen. Mahomed ließ, statt des Papiers, eine Kupfermünze schlagen, welche zu einem beliebigen Werthe ausgegeben wurde, und welche er durch sein Gebot im ganzen Reiche in Umlauf brachte.« Dies brachte eine solche Verwirrung und einen so völligen Stillstand in der Erhebung der Einkünfte hervor, daß Mahomed sich gezwungen sah, seine herabgesetzte Münze wieder zurückzunehmen. Einzelne erwarben durch diese Maßregel einen ungeheuern Gewinn durch den Ruin von Tausenden; das allgemeine Elend des Volks und die Verarmung der Regierung.

Sein Neffe hatte in Deccan eine Empörung angestiftet. Er ließ denselben bei lebendigem Leibe schinden und in diesem Zustande, ein scheußlicher Anblick, rings um die Stadt fahren. Bei diesem Aufenthalte faßte er eine besondere Vorliebe für die Lage von Deoghur und beschloß, sie unter dem Namen Dowlatabad zu seiner Hauptstadt zu machen und die Einwohner von Delhi dorthin zu verpflanzen. Diese Caprice brachte er auch in Ausführung, ohne

Rücksicht auf die traurigen Folgen, welche eine solche Willkür für Tausende haben mußte, und ohne Bedacht auf den Volkshaß, welchen der Anblick eines so ohne Noth angestifteten Elends auf ihn häufen mußte. »Des Kaisers Befehle wurden mit Strenge befolgt und die alte Hauptstadt stand verödet.«

Die Provinzen begannen jetzt eine nach der andern zu insurgiren. Der Statthalter von Multan gab das Beispiel Kaum war er unterdrückt, so brach in Bengalen der Aufstand los. Auch diesen gelang es der Kraft Mahomeds bald zu dämpfen. Von hier riefen ihn Unruhen in Telingana ab, wo er durch eine Seuche, welche in Warunkul wüthete, einen großen Theil seines Heeres einbüßte. Was jedoch für Mahomed weit wichtiger war, als der Tod der Hälfte sämmtlicher Bewohner von Hindostan: er bekam Zahnschmerzen und verlor selbst einen Zahn. Er ließ denselben mit feierlichem Pompe begraben und ein prächtiges Denkmal darüber errichten.

Das Unglück in jeglicher Gestalt suchte die armen Unterthanen Mahomeds heim. So unerschwinglich waren die Abgaben, daß in vielen Gegenden, besonders in dem fruchtbaren Lande zwischen dem Jumna und Ganges, die Einwohner ihre Felder und Häuser verließen und in die Wälder flohen, um von Raub und Plünderung zu leben. Dazu kamen noch unfruchtbare Jahre, so daß um Delhi und in allen umliegenden Provinzen Hungersnoth entstand und das Volk haufenweise hingerafft wurde. Ein Afghanenfürst kam von den Gebirgen und plünderte die Provinz Multan. Die wilden Hindustämme, welche Ferishta mit dem Namen Gickers bezeichnet, vereinigten sich unter einem gemeinschaftlichen Anführer und verwüsteten Punjab und Lahore.

Mahomed, bestürzt endlich über das Unglück seiner Herrschaft, nahm seine Zuflucht zur Religion. Er schickte eine prächtige Gesandtschaft nach Mecca, damit die Weihe des Nachfolgers des Propheten den Segen des Himmels auf seinen Thron herabführen möchte.

Die Rajahs von Telingana und Carnatik bildeten eine Verschwörung und vertrieben in wenigen Monaten die Mahomedaner aus allen Plätzen Deccans, mit Ausnahme von Dowlatabad.

Selbst der Vicekönig von Oude revoltirte. Allein der Kaiser

zog ohne Säumen gegen ihn und brachte ihn bald wieder zu seinen Füßen. Gegen seine Gewohnheit verzieh Mahomed dem Rebellen und setzte ihn selbst wieder in seine Herrschaft ein, erklärend, er wolle an seine Schuld nicht glauben und sein Vergehen einer augenblicklichen Uebereilung zuschreiben, veranlaßt durch die arglistige Bosheit Anderer.

Er machte einen Versuch, das Verlorne in Deccan wieder zu gewinnen, und sandte Befehlshaber und Truppen nach verschiedenen Districten, welche im Plündern Bedeutendes leisteten. Allein während dessen zeigten in Guzerat sich Störungen einer neuen Art. Unter den Miethstruppen von Tartaren, Afghanen und andern nordischen Stämmen, welche in den Heeren der mahomedanischen Kaiser von Hindostan einen bedeutenden Theil bildeten, hatten sich seit langer Zeit viele Mongolen befunden. Wie es scheint, war eine bedeutende Anzahl derselben nach Guzerat gesandt worden, um die unruhigen Bewohner in Ordnung zu erhalten. Hier begannen sie, Raub und Erpressungen zu üben und selbst der Macht des Shahs Trotz zu bieten. Mahomed beschloß, sie zu bestrafen und auszurotten. Die Gegenwart des Kaisers verscheuchte sie von Guzerat; allein sie zogen sich nach dem Deccan und nahmen Dowlatabad durch Ueberfall. Mahomed ließ ihnen jedoch wenig Zeit, sich festzusetzen. Sie wagten einen offnen Kampf, in welchem sie theils geschlagen, theils zerstreut wurden. Ehe er jedoch die Stadt nehmen konnte, verlauteten in Guzerat neue Störungen. Die Einnahme von Dowlatabad einem Omrah überlassend, eilte er gegen die neuen Insurgenten. Er fand eine ansehnliche Armee zu überwältigen. Er betrieb seine Operationen mit Macht und Nachdruck und überwand sie wiederum. Mittlerweile aber hatten die Mongolen in Deccan durch seine Entfernung Raum gewonnen, seinen General geschlagen und seine Truppen nach Malwa getrieben. Er beschloß in Person gegen sie zu ziehen. Allein die Herstellung der Ruhe in Guzerat war ein schwieriges, langwieriges Geschäft; er erkrankte, ehe es beendet war und starb 1351 nach einer Regierung von siebenundzwanzig Jahren.

Sein Tod war ein günstiges Ereigniß für die Mongolen in Deccan. Sie erhielten dadurch Zeit, den Grund zu einem maho-

medanischen Reiche zu legen, welches zu bedeutender Macht erwuchs und mehrere Jahrhunderte lang sich behauptete. Nach der Einnahme von Dowlatabad beschlossen die Chefs der Rebellen, ein Oberhaupt zu wählen, und ihre Wahl fiel auf Ismael, einen Afghanen, früher Anführer von tausend Mann in des Kaisers Armee. Unter den Insurgenten war auch ein militairischer Abenteurer mit Namen Hussun. Wunderbare Dinge werden erzählt von frühen Zeichen seiner hohen Bestimmung, wie gewöhnlich bei Männern, welche aus niederer Stellung zu einer ungewöhnlichen Macht aufsteigen. Er war ein afghanischer Sclave oder Diener bei einem Brahminen, der in Delhi Astrologie trieb. Der Brahmin gab ihm zu seinem Unterhalte ein Spann Ochsen, um ein Stück wüsten Bodens nahe der Stadt zu bebauen; da wühlte er mit seinem Pfluge einen Schatz auf. Er brachte die Nachricht dem Brahminen, und der Brahmin, gleich gewissenhaft oder gleich vorsichtig, dem Kaiser. Der Kaiser, erstaunt über die Ehrlichkeit Hussuns, gab ihm ein Commando über hundert Reiter. Da prophezeite der Brahmin ihm aus den Sternen seine künftige Größe, und ließ sich versprechen, wenn er König von Deccan sein würde, so sollte er ihn selbst zu seinem Minister machen. Hussun bot dem ersten Heerführer, der nach Deccan ging, seine Dienste an; er verband sich mit den Insurgenten, und als Ismael zum Könige gewählt wurde, erhielt er den Titel Zuffeir Khan mit einem großen Jaghire zum Unterhalte seiner Truppen.

Als Mahomed durch die Unruhen in Guzerat abgerufen war und sein General die Belagerung von Dowlatabad hatte aufheben müssen, ging Zuffeir Khan mit 20,000 Reitern nach Beder, einer Stadt am Godavery, fast hundert engl. Meilen nordwestlich von Golconda und etwa eben so weit von Warunkul entfernt. Dies war der Sitz eines indischen Rajahs gewesen und zur Zeit von einem der kaiserlichen Generale besetzt. Zuffeir Khan, unterstützt von dem Rajah von Warunkul, der ihm 15,000 Mann schickte, und noch verstärkt durch 5000 Reiter, welche der neue König von Dowlatabad ihm zum Beistande schickte, griff die Truppen Mahomeds an und schlug sie völlig. Mit Ruhm und Beute zurückkehrend, wurde er schon, ehe er die Hauptstadt erreichte, vom Könige empfangen, dem es nicht entgehen konnte, daß dem Heer-

führer mehr Aufmerksamkeit geschenkt wurde, als ihm selbst. Er war daher klug genug, aus der Noth eine Tugend zu machen, und indem er unter dem Vorwande seines hohen Alters den Wunsch erklärte, sich von den Regierungssorgen zurückzuziehen, empfahl er zugleich Zuffeir Khan als seinen Nachfolger. Der Vorschlag fand Beifall, und der Sclav oder Bauer Hussun stieg auf den neuen Thron unter dem Namen Sultan Alla ad dien Hussun Kongoh Bahmini, der Gründer der Bahmischen Dynastie. Koolburga oder Culberga, seine Residenz, nannte er Ahssunabad und machte sie zur Hauptstadt des Deccanischen Reichs.

Sultan Alla war nicht uneingedenk seines alten Herrn, von welchem er auch den Namen Kongoh und nach einigen Autoritäten auch den Namen Bahmini, indem Brahmin so ausgesprochen wurde, entlehnte und in seinen königlichen Titel aufnahm. Er lud Kongoh von Delhi zu sich, machte ihn zu seinem Schatzmeister und fügte selbst in seinen Edicten den Namen des Brahminen zu seinem eignen. Hussun lebte nach der Erlangung der königlichen Würde noch elf Jahre, zwei Monate und sieben Tage und unterwarf während dieser Zeit alle Theile von Deccan, welche jemals den Scepter der Kaiser von Delhi anerkannt hatten. Er regierte mit Weisheit und Mäßigung und starb zu Koolburga 1357 im 67sten Jahre seines Alters. [1])

Bei dem Tode des Kaisers Mahomed war sein Neffe, Feroze, den er zum Thronfolger erklärt hatte, im kaiserlichen Lager und nahm ohne Hinderniß den Thron in Besitz. Das Reich war durch schlechte Regierung erschöpft und entwickelte unter Feroze nur wenig Lebenskraft. Der Statthalter von Bengalen trachtete nach Unabhängigkeit, und der Kaiser sah nach mehreren Versuchen, ihn zur Unterwerfung zu bringen, sich genöthigt, sich mit einer bloßen Scheinherrschaft zu begnügen. [2]) Dagegen nahm Feroze mit lobenswerthem Eifer sich der Beförderung des Ackerbaues und des innern Wohlstandes seines Reichs an. Er erreichte ein Alter

[1]) Ferishta hat eine ausführliche Geschichte der Bahminischen Könige geschrieben, deren Uebersetzung wir Jonathan Scott verdanken. Obige Skizze vom Ursprunge der Bahminischen Dynastie ist zum Theil aus diesem Werke entnommen.

[2]) S. *Ferishta.* — *Stewart* (Hist. of Bengal. s. IV.).

von 90 Jahren, von denen er 28 auf dem Throne verlebte. Er wird in der Geschichte des Landes genannt als der Erbauer von funfzig Aquäducten und Wasserbehältern, vierzig Mosqueen, dreißig Schulen, zwanzig Caravansereien, hundert Palästen, fünf Hospitälern, hundert Grabmählern, zehn Bädern, zehn Thürmen, 150 Brunnen, 100 Brücken und Lustgärten ohne Zahl.

Mahomed, der Sohn Feroze's, hatte die Zügel der Herrschaft schon bei dessen Lebzeiten übernommen, als die Last derselben seinen betagten Händen zu schwer wurde. Eine Verschwörung der Omrahs hatte ihn jedoch zur Flucht genöthigt und Feroze seinen Enkel Tuglick zum Thronfolger gemacht. Tuglick war ein Freund des Vergnügens, doch mit Talenten schwach begabt. Er machte einen Versuch, Mahomed, seinen Oheim, in seine Gewalt zu bekommen; doch Mahomed warf sich in die Feste Nagracote, deren Belagerung einstweilen für unthunlich erachtet wurde. Indessen wußte der Kaiser sich so wenig Ansehn zu verschaffen, daß sein Vetter Abu Becker, bedroht durch Tuglicks Eifersucht, diesem selbst das Schicksal bereitete, welches ihm zugedacht war. Mit Hülfe mehrerer Omrahs bestach er die kaiserlichen Sclaven, daß sie ihren Herrn ermordeten, nachdem er fünf Monate regiert hatte.

Abu Becker war nicht viel glücklicher. Mehrere von den mongolischen Miethstruppen im kaiserlichen Dienste conspirirten gegen ihn und forderten Mahomed in Nagracote auf, sich an ihre Spitze zu stellen. Mahomed siegte und Abu Becker verlor Thron und Leben ein Jahr und sechs Monate nach dem Tode Tuglicks.

Während der Regierung Mahomeds erscheinen die Mahrattors (Mahratten) wieder auf dem Kampfplatze. Sie wurden bald zur Unterwerfung gebracht, und ihr König Narsing brachte dem Kaiser in Delhi seine Huldigung. Die sechs Regierungsjahre dieses Kaisers wurden fast ganz mit der Bekämpfung unruhiger Omrahs in den Provinzen ausgefüllt, welche ihm kaum eine Zeitlang Ruhe ließen. Sein Sohn Humajun, der ihm nachfolgte, kam zur bösen Stunde auf den Thron; er überlebte seinen Vater nur wenige Tage.

Nach wüstem Streite hoben die Omrahs zuletzt Mahmud,

einen unmündigen Sohn des verstorbenen Mahomed, auf den Thron. Die Auflösung des Reichs nahm überhand.

Drei der mächtigsten Omrahs am Hofe, Mubarick, Ekbal und Sadit, standen sich in tödtlicher Fehde gegenüber. Während der Kaiser mit einem Heere unter Sadit die Hauptstadt verließ, ließ Mubarick aus Furcht vor Sadits Rache die Thore verschließen. Der Kaiser wurde gezwungen, sich von Sadit zu trennen, ehe ihm der Eintritt in seine Hauptstadt und seinen Palast wieder geöffnet wurde. In seiner Begleitung zog Mubarick am folgenden Tage hinaus und lieferte Sadit eine Schlacht, wurde aber überwunden und mußte die Stadt suchen. Da die Regenzeit begann, so mußte Sadit sein Heer in Quartiere führen. Er verband sich mit Nuserit, einem Prinzen von Geblüt, und stellte ihn als Gegenkönig auf. Eine Verschwörung lieferte ihn bald darauf in Mubaricks Hand, der ihn tödten ließ. Allein Nuserit Shah wurde noch immer von einer starken Partei unterstützt, und es entspann sich ein verheerender Krieg zwischen beiden Thronprätendenten. Die Waage schwankte fast drei Jahre lang, während dem jedes Elend auf dem unglücklichen Volke lastete. Mehrere der entfernten Subahdars sahen mit geheimer Freude zu, indem sie in dem Umsturze der kaiserlichen Macht ihre eigne Erhebung erblickten. Allein i. J. 1396 schlug Mahomed Jehanghir, der Großsohn Tamerlans oder Timurs, eine Brücke über den Indus und griff Multan an. Der Statthalter, die Provinz schon als sein Eigenthum betrachtend, wehrte sich mit der größten Anstrengung, wurde aber überwunden und überlieferte Multan dem Eroberer. Unterdessen hatte der Omrah Ekbal das Vertrauen Nuserits gewonnen und verrathen, und ihn gezwungen, nach Paniput zu fliehen. Er knüpfte eine verrätherische Verhandlung mit dem Kaiser an, unter deren Schutze er Mubarick überfiel und erschlug. Alle Macht concentrirte sich jetzt in Ekbal, der den Kaiser als bloßen Schatten mit sich herumführte. Da erscholl die Botschaft, daß Timur selbst den Indus überschritten war.

In der Geschichte der asiatischen Reiche finden wir einen regelmäßigen, wenigstens nirgends in so raschem Umlaufe sich vollendenden Wechsel des Steigens und des Verfalls, der schaffenden Bildungskraft und der sich auflösenden Schwäche. Weil

die Entstehung dieser ungeheuern Monarchieen immer mehr an zufällige, überwiegende Persönlichkeiten geknüpft ist, nicht von einem weiter verbreiteten Bildungstriebe getragen wird, sondern nur von einseitiger Kraft im Gegensatze zu der allgemeinen Schwäche, so ist auch ihre Dauer fast immer an ein einzelnes, individuelles Dasein gebunden. Wir finden nirgends einen so rasch sich verzehrenden Lebensprozeß, als in den asiatischen Dynastieen. Die Kraft, welche in dem Stammvater kämpfend, bildend, überwältigend wirkte, verliert sich nach den ersten Generationen schon durch den ruhig vererbten Besitz in tödtender Erschlaffung; die Ländermassen, früher von einer unwiderstehlichen Gewalt ergriffen und zusammengeballt, finden in dem entarteten Geschlechte keine Vereinigung mehr, zerfallen in ihre ursprünglichen Theile zurück und bereiten wieder in ihrer Verwesung für neue Lebenskeime einen fruchtbaren Boden. Vielleicht nie war diese Erscheinung stärker und in weiterem Kreise hervorgetreten, als in der Zeit, da Timur geboren ward. Aus den unermeßlichen Eroberungen Dschingis-Khans waren unter seinen Nachkommen drei Königreiche hervorgegangen. Persien war das eine, die mittleren Regionen Transoxiana, Chorasan, Bactrien, Zabulistan oder Candahar und Cabul, zwischen Persien und der Tartarei das zweite, und die Tartarei selbst oder vielmehr die Tartarei und China zusammen das dritte. Alle drei Dynastieen zeigten unverkennbar die Symptome des Verfalls. Die regierenden Fürsten hatten sich allen erschlaffenden Lastern ergeben. Die Statthalter trotzten ihrer Autorität, und Schwäche und Parteiungen traten überall hervor. Etwa dreißig Jahre vor Timurs Geburt hatte das Königreich Persien eine Art von Auflösung erlitten; fast alle Provinzen hatten unter ihren Statthaltern sich für unabhängig erklärt, und das Ganze war in eine Anzahl kleiner Reiche getheilt. Fast seit derselben Zeit hatte in Zagatai (dem mittleren Reiche, so genannt nach dem Sohne Dschingis, dessen Erbtheil es bildete) sich eine Reihe von Usurpatoren erhoben. Der mongolische Thron der Tartarei und China's war weniger gewaltsam erschüttert worden, hatte aber sehr an Macht verloren. Welche Schwäche und Verworrenheit in dem afghanischen Reiche von Delhi herrschte, haben wir schon betrachtet.

Timur wurde geboren vierzig Meilen südlich von Samarcand im Dorfe Sebzar, wo seine Väter seit mehreren Generationen als Tomans in der Reiterei eine örtliche Autorität genossen hatten. Timur war in den kriegerischen Unruhen einer wilden, zerrissenen Zeit erwachsen und hatte durch Muth, Thätigkeit und Klugheit im 25sten Jahre die Achtung und die Hoffnungen eines großen Theils seiner Landsleute auf sich gelenkt. Unter der Verwirrung, welche der Fall der Dynastie Dschingis im Reiche Samarcand oder Zagatai veranlaßte, hatten die Tartaren von Caschgar die Schwäche des Staats benutzt, um in das Land einzufallen, welches sie jetzt mordend und verwüstend durchzogen. Timur trat auf als Befreier seines Landes; aber am Tage der Entscheidung wurde er von den Häuptlingen, welche ihm ihre Hülfe zugesagt, verrätherisch verlassen und mußte mit nur 60 Reitern in die Wüste fliehen. Hier ertrug er während mehrerer Monate alle Gefahren und Drangsale des Lebens eines Geächteten. Allmählig aber sammelte er eine Partei wohlerprobter Anhänger um sich. Alle Abenteurer und die Muthigsten der Jugend schlossen sich ihm an. Durch kühne, aber vorsichtige Angriffe beunruhigte er die Tartaren, vermehrte seinen Ruf und verstärkte seine Anhänger. Nach einer Reihe von Kämpfen wurden die fremden Ruhestörer endlich aus Transoxiana hinausgetrieben. Aber erst im 34sten Jahre, nach einer angestrengten, glücklichen Thätigkeit wurde er durch die allgemeine Stimme zur ungetheilten Herrschaft seines Vaterlandes berufen.

Auf dem Throne von Samarkand ließ Timur die Lage seiner Nachbarstaaten nicht unbeachtet. Die Provinzen oder Reiche, welche sich von dem Hause Zagatai losgerissen hatten, Karisme und Chorasan, reizten zuerst seinen rastlosen Ehrgeiz; ihre Eroberung nahm mehrere Jahre hinweg. Hierauf richtete er seine Waffen zunächst gegen die angrenzenden persischen Provinzen Mazenderan und Segistan, nebst Zabulistan, dem großen südlichen oder indischen Districte von Zagatai. Dann drang er nach Fars, dem eigentlichen Persien, nach dem persischen Irac und Aderbijian, deren Eroberung er in zwei Jahren beendete. Die Fürsten oder Usurpatoren der Provinzen Shirvan und Gilan unterwarfen sich freiwillig. In Shiraz traf ihn 1386 die Botschaft, daß Tokta-

mish-Khan, ein Tartarenhäuptling, dessen Herrschaft im ganzen Norden des caspischen Meers in dem Landstriche, den die Perser unter dem Namen Desht Kapshak begreifen, anerkannt war, einen Einfall in Transoxiana gemacht hatte. Dies gab die erste Veranlassung der Eroberungen Timurs in Turkestan. Er drang dem Angreifer auf dem Fuße nach bis in die obdachlosen Steppen des Nordens, wo er ihn endlich zum Stehen nöthigte und fast vernichtete. Toktamish mußte mit dem Reste seiner Getreuen im Westen des caspischen Meeres Schutz suchen; der Sieger kehrte um, die Unterwerfung Persiens zu vollenden. Er vertrieb den letzten Fürsten aus dem Hause Dschingis aus Bagdad, eroberte ganz Mesopotamien und drang zuletzt über den Caucasus in die Tartarei ein, um auf's Neue den Uebermuth des Toktamish zu züchtigen, der über Derbend gegangen und in Shirvan eingebrochen war. Nachdem er diese weiten Eroberungen gesichert hatte, bereitete er sich 1396, seine Armee über den Indus zu führen.

Timur ging von Samarcand über Termed, zog sich etwas ostwärts von Balk vorbei und kam nach Anderob, einer Stadt am Abhange jenes ungeheuern Gebirgszuges, der Hindostan vom Norden scheidet. Die Schwierigkeiten der Passage waren nicht leicht zu überwinden; allein Alles wich der Gewalt und Beharrlichkeit Timurs. Er stieg hinab nach Cabul, zog von da nach Attock, dem berühmten Uebergange über den Indus, und eröffnete 1397 seine Operationen gegen Mubarick, der die Grenzprovinzen des Reichs von Delhi befehligte. Mubarick begab sich in einen befestigten Platz und trotzte der Abtheilung, die gegen ihn abgesandt war; als aber Timur mit der Hauptarmee heranzog, floh er mit seiner Familie und seinen Schätzen. Timur richtete jetzt seine Sorge auf seinen Großsohn, der im vorhergehenden Jahre in Hindostan eingedrungen war. Die Solstitialregen hatten ihn gezwungen, sich mit seiner Armee nach Multan zu ziehen, nachdem er viel durch die Jahreszeit gelitten, und kaum hatte er sich in diese Stadt geworfen, so wurde er von dem Landvolke darin eingeschlossen, welches ihm die Zufuhr abschnitt. Mahomed war in der bedrängtesten Lage, als sein Großvater eine Abtheilung Reiterei ihm zur Hülfe schickte und bald selbst mit der ganzen Armee nachfolgte. Er verwüstete Lahore und Multan, indem er die Be-

wohner aller Städte, welche den geringsten Widerstand leisteten, ohne Ausnahme niederhauen ließ. Ohne weitern Verzug richtete er seinen Marsch gegen Delhi und schlug vor der Citadelle sein Lager auf.

Am siebenten, obgleich einem Unglückstage, lieferte Ekbal mit seinem Scheinkönige ihm eine Schlacht. Aber die entnervten Truppen von Delhi hielten kaum dem ersten Angriffe der tapfern nordischen Soldaten Stand, und Timur verfolgte sie mit großem Verluste bis zu den Mauern von Delhi. In der Nacht flohen Ekbal und Mahomed aus der Stadt, der König nach Guzerat, der Minister nach Birren, worauf die Omrahs der Stadt die Waffen streckten und die Thore öffneten. Bei der Eintreibung der schweren, der Stadt aufgelegten Kriegssteuer erhob sich Hader zwischen den Mongolen Timurs und den Einwohnern und es kam zum Blutvergießen. Ein Gewaltstreich führte zum andern, bis die ganze Stadt nur ein Blutbad darbot, dem Timur entweder aus Nachlässigkeit, oder, wie Andere behaupten, aus Wohlgefallen an dem blutigen Schauspiele zu steuern versäumte.

Timur verweilte 15 Tage in Delhi, wo er seiner Eroberung ein Ziel setzte. Er empfing die Huldigungen mehrerer Omrahs, der Statthalter oder Subahdars in den Provinzen, bestätigte sie in ihren Aemtern und zog in nordwestlicher Richtung, das Land zu beiden Seiten des Ganges überfluthend, bis er zu der berühmten Stelle kam, wo der Fluß aus den Bergen hervortritt. Dann zog er längs den Bergen nach Cabul und von da nach Samarcand.

Delhi blieb zwei Monate nach dem Abzuge der Mongolen im Zustande völliger Anarchie. Dann wurde es besetzt durch den Prätendenten Nuserit mit einer kleinen Anzahl Reiterei. Ekbal jedoch vertrieb ihn wieder mit Hülfe einiger Zemindars und gewann selbst wieder das Duab oder das Land zwischen den Flüssen, welches jetzt nebst einem kleinen Districte rings um die Stadt Alles war, was noch den Herrscher von Delhi anerkannte. Die Statthalter, oder Subahdars der Provinzen erklärten sich alle für unabhängig und nahmen den Königstitel an. Lahore, Dibalpore (Punjab) und Multan wurden in Besitz genommen von Chizer; Canoge, Oude, Corah und Jionpoor von Shaja Jehan unter dem

Titel: König des Ostens; Guzerat von Azim, Malwa von Delawir, und die übrigen Departements je von denen, welche gerade die Gewalt in Händen hatten. Ekbal machte mehrere Versuche, seine Grenzen auszudehnen, doch mit wenig Erfolg. Er nahm Mahmud zu sich, der vor der schimpflichen Begegnung, mit der ihn der Statthalter oder König von Guzerat behandelt hatte, geflohen war, nöthigte ihn jedoch, von einer Pension zu leben, ohne weiter einen Antheil an der Regierung zu verlangen. Zuletzt gerieth er in Feindseligkeiten mit Chizer, dem mächtigen Usurpator von Lahore und Multan; er wurde geschlagen und verlor sein Leben in der Action. Mahmud erhielt darauf wieder einen kleinen Theil der Macht, welche einst den Shahs von Delhi gehörte, wußte sie aber weder zu seinem eignen, noch zum öffentlichen Nutzen anzuwenden. Nur die beständigen Kämpfe der Usurpatoren in den einzelnen Provinzen unter einander selbst verhinderten, daß einer oder der andere sein Reich für gute Beute erklärte und seiner elenden Herrschaft in seinem Blute ein Ende machte. Er starb 1413 an einem Fieber, und mit ihm, sagt Ferishta, »fiel das Reich wieder ab von dem Geschlechte der Türken (oder Tartaren), welche adoptirte Sclaven des Kaisers Mahomed Gauri waren, des zweiten aus dem Stamme der Herrscher von Indien, genannt die Dynastie von Gaur.« [1]) Ein Omrah, welcher gerade in Delhi befehligte, meinte sich des erledigten Thrones bemächtigen zu dürfen; allein Chizer mit der Macht von Multan und Lahore fand wenig Schwierigkeit, ihn von seiner angemaßten Höhe wieder hinabzustoßen.

Innerhalb kurzer Zeit nach seiner Rückkehr von Delhi hatte Timur die Angelegenheiten in Persien geordnet, Syrien, Egypten und Kleinasien unterworfen, den türkischen Kaiser Bajazet auf den Ebenen Galatiens besiegt und eine ungeheure Expedition gegen China ausgerüstet, welche er über die Steppen und Berge der

[1]) Die beiden gaurischen Dynastieen werden bisweilen bei den orientalischen Geschichtschreibern bezeichnet unter dem Namen der afghanischen und patanischen Herrschaft in Indien. Afghan und Patan so wie Abdauly und mehrere andere Namen bezeichnen nämlich die Bergvölker des Gebirszuges von Herat bis zu den Mündungen des Indus.

Tartarei führen wollte. Da erkrankte er und starb 1405, sein enormes Reich seinem Sohne Shiroch hinterlassend.

Chizer war, wie es scheint, aus dem Stamme des Propheten. Sein Vater war unter Feroze von einem großen Omrah, dem Statthalter von Multan, als Sohn adoptirt worden. Nach dem Tode dieses Omrahs und seines Sohnes folgte der Vater Chizers als Subahdar von Multan und hinterließ endlich die Statthalterschaft seinem Sohne. Zu der Zeit, als Timur nach Indien kam, war Chizer gerade bedrängt durch die Macht eines benachbarten Oberhaupts und hatte die Klugheit oder das gute Glück, den Schutz des Eroberers anzusprechen, der ihn in dem Gouvernement von Multan bestätigte und ihm noch mehrere andere wichtige Provinzen verlieh.

Chizer gab sich den Schein, als verschmähte er den Königstitel und behauptete die Herrschaft in Indien einzig als Statthalter des Hauses Timurs, in dessen Namen er auch seine Münzen schlug und seine Regierungsedicte erließ. Auf diese Weise begegnete er glücklich der Eifersucht der Omrahs, von denen Viele wohl weit größere Ansprüche auf den Thron zu haben glaubten, als er selbst. Chizer regierte mit vieler Tüchtigkeit, und das Volk lernte unter ihm wieder die Früchte des Friedens und der Sicherheit kennen. Weniger gelang es ihm, die abgerissenen Provinzen wieder mit dem Reiche von Delhi zu verbinden. Doch erstreckte sich seine Herrschaft von dem entferntesten Arme des Indus bis zur Grenze von Doab und von Chashmir und den Himalehgebirgen bis zu der Breite von Gualior.

Nach einer Regierung von sieben Jahren und einigen Monaten ging durch seinen Tod die Herrschaft an seinen Sohn Mubarick über. Er gerieth bald in einen Streit mit den Gickers, welche unter einem Anführer Namens Jisserit fortwährend den Punjab und Lahore beunruhigten. Die Hindustämme im Berglande von Mewat im Süden von Delhi, sowie auch die Bergvölker nördlich von Budaun und Rohilcund machten ihm ebenfalls viel zu schaffen. Auch kam es zu einem Kriege zwischen ihm und dem Gouverneur, welcher die Provinzen östlich von Delhi an sich gerissen hatte unter dem Titel: König des Ostens. Nach einer unentschiedenen Schlacht waren jedoch beide zufrieden, sich ge-

genseitig in Ruhe zu lassen. Ein rebellischer Sclave in den nördlichen Provinzen verwickelte ihn bald darauf in einen Streit mit den Mongolen des Reichs Samarcand, indem er den Vicekönig Shiroch, der zu Cabul residirte, zu seinem Beistande herbeirief. Die Mongolen wurden geschlagen und zurückgetrieben. Mubarick jedoch wurde bald darauf ermordet durch eine Verschwörung, an deren Spitze sein eigener Vizir stand, nach einer Herrschaft von vierzehn Jahren, während deren er viel Regierungstalent und eine nicht gewöhnliche Rücksicht auf Gerechtigkeit und Menschlichkeit gezeigt hatte.

Der Vizir setzte Mahomed, einen Enkel Mubaricks, auf den Thron, in der Absicht, unter dessen Namen zu regieren und mit der Zeit den Schein so gut als das Wesen der Herrschaft sich anzueignen. Allein die Omrahs empörten sich gegen seine Anmaßungen und nöthigten den König oder halfen ihm, sich durch Ermordung von seinem herrischen Minister zu befreien. Die Omrahs kehrten darauf zum Gehorsam zurück, und der König, nachdem er in festlichem Gepränge durch mehrere Provinzen gezogen war, kehrte nach Delhi zurück, wo er sich dem Genusse ergab. Allein der Geist der Zeit gestattete keiner schwachen Hand ungestraft, die Zügel der Regierung lenken zu wollen. Die Omrahs in den entfernten Provinzen begannen sogleich, nach Unabhängigkeit zu trachten. Beloli Lodi, der Statthalter von Serhind, einer Stadt am Sutledge oder östlichen Arme des Indus, bemeisterte sich Lahore's, des größern Theils von Punjab und des Landes östlich bis auf einige Meilen von Delhi. Beloli zog sich vor der kaiserlichen Armee zurück, behielt jedoch die seinige zusammen und nahm das Land wieder ein, sobald es die Truppen Mahomeds wieder verlassen hatten. Ein anderer Statthalter, der sich in Malwa unabhängig gemacht und den Königstitel angenommen hatte, griff sogar den schwachen Kaiser in Delhi an, der keine andere Rettung wußte, als den Rebellen Beloli zu Hülfe zu rufen. Es kam zu einer unentschiedenen Schlacht, und die Monarchen von Delhi und Malwa, beide in gleicher Angst, machten in aller Eile einen Vertrag; Beloli jedoch griff die Armee von Malwa auf ihrem Rückzuge an und nahm ihre Bagage weg. Er wurde von Mahomed gegen Tisserit, den Anführer der Gickers, gesandt, der noch

immer die nördlichen Provinzen beunruhigte. Allein Beloli machte mit dem räuberischen Chef einen Privatvertrag, kehrte um und belagerte Delhi. Doch mußte er für den Augenblick sein Unternehmen wieder aufgeben. Mahomed starb bald darauf in einem Zustande völliger Ohnmacht nach einer Herrschaft von zwölf Jahren und einigen Monden.

In demselben Jahre, 1446, starb auch Shiroch, der Kaiser der Mongolen. Nach seinem Tode unterlag das große Reich Timurs, welches er noch ganz bewahrt hatte, einer Theilung. Der älteste Sohn Shirochs, der berüchtigte Ulug Beg, erbte die kaiserlichen Titel mit der westlichen Tartarei oder Transoxiana. Der älteste Sohn Basinkers, ein andrer Sohn Timurs, nahm Chorasan, Candahar und Cabul in Besitz. Der zweite Sohn Basinkers bemächtigte sich des westlichen Persiens. Und Abul Kazem, der dritte von Timurs Söhnen, wurde Herrscher in Georgien und Mazenderan.

Alla, der Sohn Mahomeds, bestieg den Thron von Delhi, der jetzt kaum noch in den nächsten Districten anerkannt wurde. Alla zeigte wenig Bestimmung zum Herrscher, und nach einigen Jahren, angegriffen von Beloli, entsagte er dem Reiche, bedung sich jedoch das Gouvernement von Budaun aus, wo er friedlich lebte und starb.

Beloli war ein Afghane aus dem Stamme Lodi, welcher vorzüglich den Transitohandel zwischen Hindostan und Persien betrieb. Ibrahim, der Großvater Beloli's, ein reicher Handelsmann, reiste an den Hof Feroze's nach Delhi, wo er durch seinen Einfluß das Gouvernement von Multan erhielt. Als Chizer diese Statthalterschaft erlangte, machte er den Sohn Ibrahims zum Anführer seiner afghanischen Truppen und verlieh ihm später das Gouvernement von Serind. Beloli war nicht der Sohn dieses, sondern eines andern der Söhne Ibrahims. Nach dem Tode seines Vaters ging er zu seinem Oheim in Serhind und erwarb sich in solchem Grade dessen Gunst, daß er ihm seine Tochter zur Ehe gab und ihn zu seinem Nachfolger empfahl. Allein Ibrahim hinterließ einen Bruder, Feroze, und einen Sohn, Cuttub, welche die Ansprüche des Schwiegersohns des Statthalters von Serhind bestritten. Beloli war der stärkste und klügste, also natürlich der

glücklichste der Bewerber. Allein die übrigen zogen den Kaiser von Delhi gegen ihn herbei, der sein Land besetzte. Aber Beloli hielt seine Truppen zusammen und nahm sein Gebiet wieder ein, als die kaiserlichen Truppen sich entfernt hatten. Durch Thätigkeit und Klugheit wußte Beloli täglich seine Macht zu vermehren, während durch Trägheit, Erschlaffung und Thorheit die Macht des Herrschers von Delhi täglich sich verringerte, bis Beloli im Stande war, sich mit ihm zu messen und endlich sich selbst auf seinen Thron zu setzen.

Die Mutter Beloli's war in ihrer Schwangerschaft unter den Ruinen eines einstürzenden Hauses getödtet worden. Sein Vater hatte ihren Leib geöffnet und das Kind gerettet, welches später Kaiser von Hindostan wurde. Es wird erzählt, daß, als Beloli noch ein Knabe im Dienste seines Oheims war, ein berühmter Derwisch, den er besuchte, plötzlich in Verzückung ausrief: Wer giebt 2000 Rupien für das Reich von Delhi? Beloli besaß nur 1600 Rupien in der Welt, aber er sandte seinen Diener sogleich, sie zu bringen. Der Derwisch nahm das Geld, legte seine Hand auf das Haupt Beloli's und weihte und segnete ihn als König von Delhi. Von seinen Genossen deßhalb verspottet, antwortete Beloli, daß, wenn er die Krone erhielte, so wäre sie wohlfeil erkauft, wo nicht, so sei doch der Segen eines heiligen Mannes nicht ohne Nutzen.

Mehrere Omrahs, welche nicht geringere Ansprüche auf den Thron zu haben glaubten, als Beloli, verbanden sich in ihrer Unzufriedenheit mit Mahmud, dem Usurpator von Bahar und dem Lande nach Orissa zu, der sich nach seiner Residenz am Ufer des Goomty, etwa 40 Meilen von Benares, König von Jionpur nannte. Der Sieg, welchen Beloli über ihre vereinigte Macht davon trug, befestigte ihn auf seinem Throne.

Beloli unternahm einen Zug durch seine noch ungeordneten Provinzen, in denen er die Statthalter entfernte oder bestätigte, je nachdem er sie seinem Interesse ergeben glaubte. Er durfte sich nicht lange der Ruhe erfreuen. Zwischen ihm und seinem Nebenbuhler, dem Könige von Jionpur, entspann sich ein Krieg, der ohne Entscheidung während seiner ganzen Regierungszeit dauerte. Der Vortheil neigte sich im Ganzen, theils durch Ge-

walt, theils durch Verrätherei, auf die Seite Beloli's, der zuletzt den König des Ostens aus Jionpur vertrieb und diesen District in Beschlag nahm. In seinen spätern Jahren theilte Beloli die Provinzen seines Reichs unter seine Söhne, Verwandten und Günstlinge, und starb in hohem Alter, im 39sten Jahre seiner Herrschaft. Er zeigte als Fürst die größte Einfachheit, und wenn seine Freunde ihm vorwarfen, daß er so wenig vom Fürsten zeigte, so erwiederte er, es sei genug, daß die Welt ihn als König kenne, ohne mit dem Königthume ein eitles Gepränge zu treiben.

Die Theilung, welche Beloli mit seinen Besitzungen vornahm, war nicht geeignet, den Erbstreitigkeiten zu begegnen, welche im Oriente so gewöhnlich sind, vermehrte sie jedoch vielleicht auch nicht. Eine starke Partei der Omrahs erklärte sich für Secunder, einen der jüngern Söhne Beloli's, und nach einigen unbedeutenden Kämpfen wurde er sicher auf dem Throne befestigt. Er traf die gewöhnlichen Maßregeln, sich den Gehorsam der Provinzen zu sichern, und ließ sich selbst gelüsten, die Unterwerfung mehrerer der Districte, welche schon unter seinen Vorgängern ihre Unabhängigkeit vom Delhischen Throne behauptet hatten, wieder herzustellen. Indessen war es in einem Reiche, welches so lange von Parteiungen zerrissen worden war, nicht leicht, Ruhe zu halten, und Secunder wurde fortwährend von den Grenzen des Reichs abgerufen, um Insurrectionen im Innern zu verhindern oder zu dämpfen. Er bestand jedoch einen glücklichen Krieg mit dem Könige des Ostens, der schon von seinem Vater aus Jionpur getrieben war, und den der Sohn jetzt auch aus Bahar verjagte. Doch fühlte er sich einem Kriege zur Wiedereroberung Bengalens nicht gewachsen, obgleich er das Reich Delhi wieder bis zu den Grenzen dieses Landes ausdehnte; diese wichtige Provinz blieb in den Händen des Usurpators. Secunder regierte mit dem Rufe großer Regententugenden 28 Jahre und 5 Monate und hinterließ das Reich seinem Sohne Ibrahim.

Ibrahim hatte persönlichen Muth und war nicht ganz ohne Talente; allein er war ein gewaltsamer, launischer, unbesonnener Fürst und verlor bald die Liebe und Achtung seiner Unterthanen. Eine seiner Maximen war: ein König habe keine Verwandten, denn alle Menschen seien auf gleiche Weise seine Sclaven. Diese

freilich im Oriente ganz constitutionelle Lehre war den stolzen Omrahs des sinkenden Throns von Delhi eine ganz ungewohnte Sprache geworden. Ibrahim hatte einen ununterbrochenen Kampf mit Rebellion zu bestehen, gegen welche er sich jedoch 20 Jahre lang behauptete. Dann wurde sein Reich angegriffen durch Baber, einen Nachkommen des großen Timur, der ihn zugleich seines Thrones und Lebens beraubte.

Viertes Capitel.

Die mogolische Dynastie.

Nach dem Tode Shirochs und der Theilung seines Reichs folgten Krieg und Zwiespalt. Schwäche und Laster, die steten Begleiter einer lange sich vererbenden Herrschaft, lähmten die schon unsichere Kraft einer asiatischen Regierung, und das große Reich Timurs war im Zustande der Auflösung. Die Türken, welche sich im westlichen Asien festgesetzt und unter Bagazet eine schreckliche Niederlage durch die Waffen Timurs erlitten hatten, fühlten nicht sobald die Schwäche der Regierung in den Händen seiner Nachfolger, als sie gegen die nächsten Provinzen drängten und sehr bald Mesopotamiens sich bemeisterten. Ismael war ein in Ungnade gefallener Diener Jacob Begs, des Achten in der türkischen Dynastie des weißen Schafs. Als herrenloser Kriegsabenteurer sammelte er um sich eine Schaar dieser in den unruhigen, gesetzlosen Ländern des Ostens so zahlreichen verwegenen Charaktere, deren Beruf es ist, mit dem Schwerte ihr Leben zu erkämpfen, und nach einer Reihe wüster Raubzüge fühlte er sich stark genug, i. J. 1500 den Statthalter oder König (denn er hatte seine Unabhängigkeit erklärt) der Provinz Shirvan anzugreifen. Nach der Eroberung von Shirvan bezwang Ismael nach einander Tauris, Medien, Chaldäa, Persien, und wurde der Gründer der Dynastie der Sophis, welche durch mehrere Generationen den Scepter von Persien trugen.

An der Ostseite des caspischen Meeres hatte Shaïbek Khan,

ein Häuptling der Usbeken oder Tartaren von Desht Kipshak i. J. 1494 an der Spitze seiner Horde Transoxiana angegriffen. Im Laufe von vier Jahren hatte er ganz Transoxiana und Chorasan gewonnen, welche letztere Provinz jedoch den Usbeken durch Ismael Sophi wieder entwunden wurde.

Baber war der Enkel Abu Seids, des Königs von Zagatai, und Abu Seid der Sohn Mahomeds, des Enkels von Timur durch Miran Shah. Die Besitzungen Abu Seids wurden nach seinem Tode getheilt unter seine Söhne. Ali wurde König von Cabul, Ahmed König von Samarkand, Ahmer König von Indija und Firgana und Mahmud König von Kundiz und Baducshan. Baber war der Sohn Ahmers, Königs von Indija und Firgana, eines von Bergen umgebenen Landes zwischen Samarkand und Cashgar. Er folgte seinem Vater noch sehr jung, 1493, und wurde sogleich in einen Krieg verwickelt mit seinen Oheimen, welche von seiner Jugend und Unerfahrenheit Vortheil zu ziehen gedachten. Baber behauptete sich gegen sie mit wechselndem Glücke, zuweilen in tiefster Ebbe, zuweilen von hoher Fluth getragen, bis zur Ankunft Schaïbeks des Tartaren. [1]) Schaïbek trieb nach einem Kampfe, der von Baber tapfer unterhalten wurde, die Nachkommen Timurs aus Transoxiana und Chorasan. Baber mußte sich nach Cabul zurückziehen, wo seines Oheims Ali Sohn von seinen Omrahs entthront war und die größte Anarchie herrschte. Den schwachen Widerstand, den Baber in Cabul fand, überwand er leicht und machte sich zum Herrn dieses Landes 1504. Nach mehreren Jahren beständigen Kampfes mit seinen Feinden, welche ihm den Besitz von Cabul streitig machten und die Erwerbung von Candahar wehrten, erhielt er Hoffnung, seine väterlichen Besitzungen wieder zu erhalten, indem sein Feind Shaïbek durch Ismael Sophi besiegt und erschlagen wurde. 1511 zog er gegen Bochara, welches er nach einigem Widerstande einnahm. Sein nächstes Ziel war Samarkand, welches ihm bei seiner Ankunft die Thore öffnete. Sein Ehrgeiz gefiel sich darin, diese berühmte Hauptstadt des großen Gründers seines Hauses zu seiner Hauptstadt zu machen, daher er seinen Bruder Nasir zum Statthalter

[1]) Bei Ferishta, nach Dow, heißt er Shabiani, II, 100.

von Cabul machte. Allein er war kaum neun Monate seines ersehnten Throns froh geworden, als die Usbeken unter dem Nachfolger Shaïbeks aus der Steppe zurückkehrten und ihn nach einem vergeblichen Kampfe nach Cabul zurücktrieben.

Baber hatte kaum ein Jahr dazu verwandt, sein Ansehn in Cabul wieder zu befestigen, als die Nachrichten, welche er von der Ohnmacht des Reichs zu Delhi erhielt, ihn hoffen ließen, sich im Süden schadlos zu halten für die Besitzungen, deren er im Norden verlustig gegangen war. Im Jahre 1519 nahm er Besitz von allen Ländern jenseit des blauen Flusses, eines der Indusarme. Er besetzte einen Theil des Pungab, wo er Kriegssteuern erhob, züchtigte die Gickers, welche seinen Zug beunruhigt hatten, und ging nach Cabul zurück. Vor Ablaufe desselben Jahres erneuerte er seinen Zug nach Hindostan in der Absicht, Lahore zu gewinnen, wurde jedoch verhindert durch die Botschaft von der Nordseite der Berge, welche Bochara von Cabul trennen, daß die Tartaren von Cashar in einen District, welchen er daselbst noch besaß, eingefallen seien. Im folgenden Jahre wurde er, nachdem er einige Vortheile in Indien erlangt hatte, abgerufen durch die Kunde, daß Cabul selbst von Candahar aus angegriffen sei. Baber beschloß, zuvor dies Nachbarland sich zu sichern, ehe er mit seinen Armeen sich wieder weiter entfernte. Die Tapferkeit des Königs von Candahar, der sich drei Jahre lang wehrte, gewährte den Königen und Omrahs von Hindostan noch eine Frist, welche sie benutzten, sich unter einander zu befeinden und die unglücklichen Bewohner zu unterdrücken. Allein 1523, nachdem Candahar endlich bezwungen war, bemächtigte Baber sich Lahore's und Punjabs. Im nächsten Jahre, den Lockungen der Schwelgerei und Gemächlichkeit Gehör gebend, begnügte er sich, seine Truppen nach Hindostan zu senden, um gegen Delhi zu ziehen. Allein sie wurden angegriffen und geschlagen. 1525 beschloß Baber, durch seine eigene Gegenwart das erlittene Unglück gut zu machen. Ibrahim zog aus, seine Hauptstadt zu vertheidigen mit einer Armee, welche dem Gegner ebenso sehr an Tapferkeit nachstand, als sie ihm an Zahl überlegen war. Sie wurde bald zerstreut, Ibrahim selbst blieb in der Schlacht und Baber bestieg in Delhi

den Thron der Afghanen oder Patanen. Mit ihm begann die mogolische Dynastie in Hindostan.

Große Anstrengungen waren noch erforderlich zur Unterwerfung der Provinzen, indem die Omrahs, welche als Afghanen wenig Begünstigung unter einer mogolischen Regierung erwarteten, sich lebhaft sträubten und eine drohende Conföderation bildeten, an deren Spitze sie als Oberhaupt einen Sohn des verstorbenen Secunder stellten. Babers Hauptofficiere, bestürzt durch einen so bedeutenden Widerstand, suchten ihn gemeinschaftlich zur Rückkehr zu bewegen. Jedoch der König, erklärend, diese Eroberung nur zugleich mit seinem Leben aufgeben zu wollen, zeigte eine so kräftige Entschlossenheit und Beharrlichkeit, daß in kurzer Zeit die Conföderation sich aufzulösen begann. Viele Omrahs, welche entweder die schwächsten, oder deren Gebiete am meisten ausgesetzt waren, gingen zu Baber über und traten in seinen Dienst. Zuletzt kam es zu einer Schlacht, welche Baber nur mit Schwierigkeit gewann, durch welche er aber ein so entschiedenes Uebergewicht erhielt, daß seine Feinde ihm nicht länger im Felde Stand zu halten vermochten. Nach Unterwerfung der Provinzen, welche noch den Thron von Delhi anerkannt hatten, wandte er sich gegen die Omrahs des Ostens, die schon seit lange sich des Gehorsams entwöhnt hatten. Er hatte jedoch kaum Bahar erobert, als er erkrankte und starb im Jahre 1530.

Humajun erbte den Thron seines Vaters, dessen er jedoch nicht lange in Frieden genoß. Sein Bruder Camiran suchte als Statthalter von Cabul den Punjab in seine Gewalt zu bekommen, und Humajun war genöthigt, ihm, freilich mit Vorbehalt seiner Oberherrschaft, das ganze Land vom Indus bis Persien einzuräumen. Auch Mahmud, der Sohn des Kaisers Secunder, wurde wieder durch mehrere Omrahs verstärkt und erhob die Kriegsfackel in den Ostprovinzen. Ein Sieg, den der Kaiser erfocht, sicherte ihn freilich vor jeder unmittelbaren Gefahr von dieser Seite. Allein Shir Khan, der Regent von Bahar, weigerte die Herausgabe der Feste von Chunar. Es zeigte sich eine Verschwörung zu Gunsten Mahomeds, eines Prinzen aus dem Geschlechte Timurs, und Bahadur, König von Guzerat, wurde durch den Schutz, den Humajun dem Rana von Chitore gewährte, zu

Feindseligkeiten veranlaßt. Bahadur war indeß seinem Unternehmen nicht gewachsen; der Krieg gegen ihn wurde mit Thätigkeit und Energie betrieben, und er verlor gänzlich sein Reich Guzerat. Humajun benutzte die Gunst des Glückes; von Guzerat zog er in die Ostprovinzen und nahm Chunar. Dann bemächtigte er sich der Pässe und drang nach Bengalen, dessen Herrscher kürzlich durch den unternehmenden Shir vertrieben worden war. Er nahm Besitz von Gour, der damaligen Hauptstadt der Provinz, in welcher er mehrere Monate verweilte. Allein da seine Truppen durch die Feuchtigkeit des Klimas litten und seine beiden Brüder jetzt offen nach dem Throne trachteten, so zog er sich wieder nach Agra, welches er und sein Vater zum Sitze der Regierung gemacht hatten. Indessen war Shir, obgleich besiegt, doch nicht bezwungen. Er hatte sich der starken Festung von Rotas bemächtigt, nachdem er von Gour hatte weichen müssen, und warf sich jetzt selbst Humajun in den Weg, dessen Gegenwart in einem andern Theile des Reichs dringend erfordert wurde. Humajun, der, wenn nichts Schlimmeres, doch eine Verzögerung zu fürchten hatte, zeigte sich zu einem Vertrage geneigt. Dieser wurde nach mehreren Verhandlungen dahin abgeschlossen, daß Shir das Gouvernement von Bahar und Bengalen erhalten sollte gegen einen leichten Tribut und die Anerkennung der Oberherrschaft Humajuns. Ein Motiv, durch welches Shir bei diesen Verhandlungen geleitet wurde, war die Hoffnung, den Kaiser durch diese friedlichen Vorgänge einzuschläfern und unvermuthet zu überfallen. Die Arglist glückte; Humajun verlor seine Armee und mußte fliehen.

Er ging nach Agra und verband sich mit seinen Brüdern, deren vereinte Kraft kaum hinreichte, die Angriffe Shirs des Afghanen zurückzuweisen. Der Conflict ihrer Interessen und Leidenschaften störte jedes Zusammenwirken. Die Armee, mit welcher Humajun dem Angreifer entgegenzog, wurde geschlagen. Die Hauptstadt bot ihm nicht länger eine Zuflucht; er floh von Ort zu Ort, öfters unter den größten Drangsalen, und mußte zuletzt das Königreich verlassen und ein Asyl in Persien suchen, wo er eine gastfreundliche und ehrenvolle Aufnahme fand.

Der Großvater Shirs, des neuen Herrschers in Hindostan,

war aus dem Districte Roh [1]) in den Bergen von Afghanistan unter der Herrschaft Beloli's herabgezogen, eine militairische Anstellung zu suchen, und im Dienste eines Omrah an den Hof gekommen. Sein Sohn Hussun folgte dem Subahdar, welcher den Titel, König des Ostens, annahm, und gelangte zu bedeutendem Range in dessen Dienste. Ferid, der Sohn Hussuns, erhielt den Beinamen Shir, d. h. Löwe, weil er mit eigner Hand in Gegenwart des Königs oder Statthalters von Bahar einen ungeheuren Tiger tödtete, der aus einem Dickicht hervorbrach. Als dieser Monarch starb und sein minderjähriger Sohn ihm folgte, ruhte die Regierung von Bahar fast ganz in der Hand Shirs, und nach kurzer Zeit entfloh der junge Fürst, den Namen sowohl als die Macht des Königthums dem Usurpator hinterlassend. Dieser hatte eben die Eroberung von Bengalen vollendet, als Humajun, aus Guzerat zurückkehrend, seine Besitzungen angriff. [2])

Sogleich nach seinem Siege nahm Shir den Titel Shah an und suchte mit großer Thätigkeit sich den Gehorsam der Provinzen zu sichern. Seine Mandate ergingen von dem fernsten Arme des Indus bis zur Bai von Bengalen; eine weitere Herrschaft, als seit Jahrhunderten ein Fürst in Hindostan besessen hatte. Bei der Belagerung einer der stark gelegenen Festen, welche in Indien so zahlreich sind, wurde er durch eine zufällige Explosion von Schießpulver getödtet, nachdem er 5 Jahre geherrscht hatte. Was von wenigen Fürsten selbst einer weit aufgeklärtern Zeit gerühmt werden kann, er hinterließ Denkmähler öffentlicher Wohlthätigkeit, welche das Andenken und die Liebe seiner kurzen Regierung erhielten. Er baute Caravansereis auf allen Stationen vom Nilab oder dem entferntesten Indusarme bis zu den Küsten von Bengalen; er ließ in Entfernungen von je zwei zu zwei engl. Meilen Brun-

[1]) Dieser District, nach welchem die Rohillas den Namen tragen, ein Volk, das in der Geschichte des britischen Indiens eine bedeutende Rolle spielt, war nach persischen Autoritäten, welche Major Stewart citirt, der ursprüngliche Sitz der Afghanen, deren Land (Roh bedeutet ein Gebirgsland und Rohillas Hochländer oder Bergbewohner) sich nach Sewad und Bijore bis zur Stadt Sia in Bukharest und in der Breite von Hussin nach Rabul erstreckte. *Stewart*, Bengal, I. 127.

[2]) Der Gang der Ereignisse, soweit sie auf Bengalen Bezug haben, ist umständlich detaillirt bei Stewart: Hist. Bengal, s, 5.

nen graben zur Erquickung des Reisenden; er befahl, daß alle Reisenden ohne Unterschied ihres Landes und ihrer Religion bei jeder Station auf öffentliche Kosten ihrem Stande gemäß bewirthet werden sollten; er ließ an den Straßen Bäume pflanzen, um die Reisenden gegen die Sonnenhitze zu schützen; er errichtete reitende Posten, die ersten in Indien, zur schnellen Beförderung der Regierungs-Depeschen [1]) und zur Erleichterung des Handels und der Communication. Selbst das religiöse Interesse des Reisenden wurde nicht vernachlässigt; eine Zahl prächtiger Mosqueen wurde an den Straßen erbaut und Priester angestellt zur Verrichtung des Gottesdienstes darin.

Shir hinterließ zwei Söhne, von denen der jüngere, der bei der Armee war, als König proclamirt wurde. Die gewöhnliche Folge war ein Erbstreit, der Anfangs durch eine erheuchelte Versöhnung beigelegt schien. Bald aber brach der Krieg von Neuem aus; der ältere Bruder verlor eine Schlacht, entfloh und wurde nicht wieder gesehen. Der jüngere blieb Kaiser unter dem Namen Selim. Jedoch die Omrahs oder Subahdars in den Provinzen, nie eine Gelegenheit versäumend, welche ihnen Unabhängigkeit zu versprechen schien, empörten sich auf verschiedenen Seiten und wurden zum Theil nicht ohne Schwierigkeit überwältigt. Nach mehreren Jahren, während welcher Selim sich mit der Sicherung und Ordnung seiner Provinzen beschäftigt hatte, wurde er aus seinen Ruheträumen wieder aufgestört durch die Kunde, daß der vertriebene Kaiser Humajun mit einer Streitmacht auf dem Wege von Persien herannahe, um Hindostan wieder zu gewinnen. Selim rüstete sich kräftig zur Gegenwehr. Allein Humajun, statt vorwärts zu gehen, zog sich wieder zurück. Selim wurde kurz darauf von einem Unwohlsein ergriffen und starb plötzlich im zehnten Jahre seiner Herrschaft.

Er hinterließ einen nur zwölfjährigen Sohn. Auch war ein Neffe des verstorbenen Kaisers Shir, mit Namen Mubarick, dessen Schwester die Mutter des jungen Prinzen war. Mubarick er-

[1]) Eine Stufe der Civilisation, welche die Hindus nicht erreicht hatten.

mordete den Knaben in den Armen seiner Mutter drei Tage, nachdem er als König proclamirt war.

Mahomed war der Name, welchen Mubarick auf dem Throne anzunehmen gerathen fand. Laster, Verschwendung und Zügellosigkeit, die drei Eigenschaften seines Charakters und seiner Regierung, raubten ihm bald die Achtung des Volks und den Gehorsam der Omrahs. Sein Bruder Ibrahim sammelte eine Armee, vor welcher Mahomed in die Ostprovinzen entfloh, das Königthum von Delhi Ibrahim hinterlassend. Ahmed, ein anderer Neffe des Kaisers Shir, machte Anspruch auf die Herrschaft im Punjab, nahm den Titel Secunder Shah an und zog gegen Agra. Ibrahim griff ihn an und wurde geschlagen. Von der andern Seite wurde Ibrahim durch den Vizir Mahomeds angegriffen und nach verschiedenen Wechselfällen des Glücks genöthigt, nach Drissa zu entfliehen. Secunder nahm Agra und Delhi in Beschlag, während Mahomed in einen Krieg mit dem Statthalter von Bengalen verwickelt war, der Anfangs günstig für ihn anließ, in welchem er aber zuletzt Leben und Reich einbüßte.

Mittlerweile erhielt Secunder einen neuen Feind zu bekämpfen in dem vertriebenen Kaiser Humajun, der zum zweiten Male heraufzog, seinen verlorenen Thron wieder zu erlangen.

Als Humajun nach Persien entfloh, herrschte Tamasp, Ismaels Sohn, der zweite der Sophis von jenseit des Euphrat bis zu der äußersten Grenze von Transoxiana. Der Statthalter der Provinz, in welcher Humajun zuerst Schutz suchte, nahm ihn mit Auszeichnung auf, und er wurde mit aller Achtung, welche seinem Range und Unglücke zu gebühren schien, nach Ispahan vor den König geführt. Tamasp behandelte ihn als König und sein Unglück erwarb ihm das Zutrauen einer Lieblingsschwester des Königs, so wie mehrerer Räthe. Auf ihren Betrieb erhielt er eine Armee von 10,000 Reitern, mit denen er gegen Candahar zog, welches noch immer sammt Cabul von einem seiner rebellischen Brüder in Besitz gehalten wurde. Nach einem hartnäckigen Widerstande fiel die Stadt Candahar und die übrige Provinz unterwarf sich. Dagegen wurde sein Verhältniß zu den persischen Befehlshabern bald durch Mißverständnisse und Eifersucht gestört. Doch stießen jetzt mehrere Omrahs des Landes sammt ihren

Truppen zu ihm, und auf seinem Zuge nach Cabul vereinigte sich auch der zweite seiner rebellischen Brüder mit ihm nebst mehreren andern Oberhäuptern. Cabul war durchaus keinem Widerstande gewachsen und sein feindlicher Bruder floh nach Bicker, einer öden, wilden Provinz gegen die Mündung des Indus zu, wo ein Verwandter Statthalter war. Als Cabul unterworfen war, zog Humajun über die nördlichen Berge zur Eroberung von Buducshan, dem Districte des mogolischen Reichs Transoxiana, welcher mit den Besitzungen Babers vereinigt geblieben war. Unterdessen kehrte sein Bruder von Bicker zurück und nahm in der Abwesenheit Humajuns und seiner Armee Cabul wieder in Besitz. Humajun kehrte aus Buducshan herbei, schlug seinen Bruder und belagerte Cabul. Da sein Bruder keine Hoffnung hatte, sich zu halten, so floh er bei Nacht aus der Stadt und nahm seinen Weg nach Balk. Hier erhielt er Unterstützung von dem Statthalter, wandte sich gegen Humajuns neue Eroberung Buducshan und vertrieb seinen Statthalter. Doch Humajun ließ ihn seine Erwerbung nicht in Ruhe genießen. Er zog gegen ihn, zwang ihn zur Unterwerfung und behandelte ihn dann mit Milde und Achtung. Hierauf ließ er sich in Feindseligkeiten ein mit den Usbeken von Balk, über welche er auch Anfangs mehrere Vortheile errang. Zuletzt jedoch wurde er zurückgeworfen und gezwungen, sich nach Cabul zurückzuziehen. Bei dem Rückzuge wurde er von seinem treulosen Bruder wieder verlassen, den er noch jüngst geschont hatte. Mehrere Anführer seiner Armee traten mit dem Verräther in ein schriftliches Einverständniß: wenn er die Armee angreifen könnte, so wollten sie denselben in der Schlacht verrathen. Humajun wurde auf diese Weise geschlagen und gezwungen, nach Buducshan zu entfliehen, Cabul zum dritten Male seinem Feinde überlassend. Da jedoch sein zweiter Bruder, der jetzt durch große Dienste die Schuld seines frühern Benehmens tilgte, und noch mehrere Häuptlinge sich mit ihm vereinigten, so sah er sich bald im Stande, eine Streitmacht gegen Cabul zu führen, welcher sein Bruder durchaus nicht gewachsen war. Nach einigem Widerstande mußte er fliehen, und obgleich noch mehrere Jahre lang öftere Störungen versuchend, vermochte er doch nicht länger, die Souverainetät Humajuns zu gefährden.

Dieser Fürst, obgleich jetzt im Besitze eines Theils seiner alten Besitzungen und nicht unbekannt damit, wie die übrigen von Parteiungen zerrissen wurden, wo auch die Bewohner von Agra und Delhi ihn offen einluden, zögerte dennoch vor der Unternehmung gegen Hindostan. Zuerst konnte er nur eine Armee von 15,000 Reitern zusammenbringen. Mit diesen begann er, gegen den Indus vorzurücken, wo seine Veteranen aus Candahar zu ihm stießen. Die Statthalter von Lahore und Punjab flohen vor ihm und er gewann diese Länder ohne Schwertschlag. Secunder sandte eine Armee ab, welche gegen den Sutledge vorrückte. Allein der Anführer des Vortrabs von Humajuns Armee überfiel das Lager Secunders in der Nacht und zerstreute die Truppen völlig. Dies Mißgeschick ließ Secunder eilen, mit seinem Hauptheere dem Feinde zu begegnen. Es erfolgte eine große Schlacht unter den Mauern von Serhind, in welcher der junge Akbar, Humajuns Sohn, viel Muth und Entschlossenheit bewies. Secunder wurde geschlagen und floh nach den Bergen von Sewalic.

Humajun zog im Jahre 1554 wieder in Delhi ein. Doch war ihm nicht beschieden, der wiedergewonnenen Herrschaft lange zu genießen. Indem er sich auf den Marmorstufen seines Palastes auf seinen Stab stützte, glitt derselbe aus und der Kaiser stürzte die ganze Höhe herab. Er wurde besinnungslos aufgehoben und starb in wenigen Tagen 1555, im 51sten Lebensjahre.

Tamasp herrschte noch in Persien, jedoch hatten die Usbeken sich Bochara's und des größern Theils von Transoxiana bemächtigt.

Akbar, der Sohn Humajuns, wurde im noch nicht vollendeten vierzehnten Jahre auf seines Vaters Thron gesetzt. Er war in Unglück und Leiden aufgewachsen, und so jung er war, so hatte doch diese strenge Schule seinen Geist früh gebildet.

Als Humajun mit den wenigen Freunden, welche ihm noch anhingen, zuerst aus Indien flohen, waren sie fast umgekommen in der Sandwüste, welche zwischen Ajmir und dem Indus liegt. Nach den schwersten Drangsalen, unter denen viele erlagen, kamen sie nach Amercot, dem Sitze eines indischen Rajah, etwa 200 engl. Meilen von Tatta entfernt. Hier wurde Akbar geboren. Als

Humajun weiter zog nach Candahar, wo er noch Unterstützung hoffte, wurde er von dem Statthalter von Candahar angegriffen und zur Flucht gezwungen, seinen jüngern Sohn mit dessen Mutter zurücklassend. Akbar wurde zu Candahar von dem Statthalter in Gewahrsam gehalten bis zur Rückkehr Humajuns aus Persien, da er ihn zu seinem Oheime nach Cabul sandte. Als Humajun nach der Einnahme Cabuls seinen Sohn und sein Weib wiedersah, nahm er den damals vierjährigen Knaben in seine Arme und rief aus: »Joseph wurde von seinen neidischen Brüdern in den Brunnen geworfen; aber er wurde von der Vorsehung auf den Gipfel des Ruhms erhoben.« Akbar fiel noch einmal in die Hände seines Oheims, als dieser Rebell von Cabul wieder Besitz nahm. Als Humajun ihn darin belagerte, ließ er den Knaben an einen Pfahl gebunden auf die Mauerzinnen stellen. Da ließ Humajun bekannt machen, wenn dem Kinde ein Leid geschähe, so sollte kein menschlich Wesen in der Stadt verschont werden. Der schändliche Oheim ließ sich entweder schrecken, oder wurde durch Gewalt gehindert, dieser Drohung zu trotzen.

Byram, das Oberhaupt der Omrahs im Dienste Humajuns, ein talentvoller, aber strenger, fast grausamer Mann, erhielt die Regentschaft während der Minderjährigkeit des jungen Fürsten, welche in einem so wüsten, unbefestigten Reiche keine ungetrübte Ruhe erwarten ließ.

Das erste Augenmerk der neuen Regierung war die Vernichtung der Partei des vertriebenen Kaisers Secunder, und zu diesem Zwecke zog eine Armee mit dem jungen Fürsten an ihrer Spitze in die Gebirge. Secunder floh, der Rajah von Nagracote unterwarf sich, und da die Regenzeit herannahte, zog die Armee sich in ihre Quartiere zurück.

Mittlerweile weigerte der Statthalter, welchen Humajun in Buducshan gelassen hatte, den Gehorsam und wagte selbst im Vertrauen auf die Schwäche der neuen Regierung, Cabul anzugreifen. Die Stadt hielt eine Belagerung von vier Monaten aus, mußte jedoch zuletzt sich ergeben und der Macht des Angreifers huldigen.

Dies Unglück kam nicht allein. Himu, der Vizir Mahomeds, des Usurpators, der sich noch in einem Theile der östlichen

Provinzen behauptete, drang in das Centrum des Reichs mit einer ansehnlichen Streitmacht. Er nahm Agra. Er nahm Delhi. Der junge Shah weilte noch immer in seinen Quartieren. Ein Kriegsrath wurde gehalten, in welchem Byram rieth, dem Feinde entgegen zu rücken. Da jedoch die Stärke des Feindes sich auf 100,000 Reiter belief, die des Königs kaum auf 20,000, so hielt der größte Theil der Omrahs für rathsam, sich zurückzuziehen. Aber der junge Shah unterstützte die Meinung Byrams mit solchem Feuer und entzündete den Enthusiasmus der Omrahs in so hohem Grade, daß sie ihren Entschluß erklärten, Gut und Blut seinem Dienste zu weihen.

Während die Armee weiterrückte, stieß der Statthalter von Delhi, welcher die Stadt so eben übergeben hatte, zu dem Könige. Einen Zeitpunkt wahrnehmend, wo kein Hinderniß durch die Gegenwart des Königs zu befürchten war, führte Byram diesen Statthalter in sein Zelt und enthauptete ihn. Er sagte darauf dem Könige, er habe, um einer etwaigen Milde des königlichen Herzens zuvorzukommen, aus eignem Antriebe diesen nöthigen Schritt gethan, um den lauen Omrahs zu zeigen, daß Mangel an Tapferkeit nicht weniger strafwürdig sei, als Mangel an Treue, und daß, wie jedes Verdienst reich belohnt, so jede Lässigkeit im Dienste streng bestraft würde. Der Fürst, welches auch seine Gedanken über dieses eigenmächtige Verfahren sein mochten, dankte dem Regenten für seinen Eifer.

Der tapfere Himu traf die nöthigen Anstalten, der kaiserlichen Armee zu begegnen. Angesichts der Stadt Paniput trafen sich die beiden Heere. Die Mongolen, welche auf ihrem Zuge Verstärktruppen erhalten hatten, fochten mit größer Unerschrockenheit und brachten den Feind in Verwirrung. Himu, Allen sichtbar auf einem thurmhohen Elephanten, stellte sich selbst bloß, um durch sein Beispiel seine Truppen zu befeuern. Da traf ihn ein Pfeil in das Auge, und seine Umgebung, die ihn für todt hielt, suchte sich durch die Flucht zu retten. Himu zog sich den Pfeil sammt dem Auge, aus der Höhle und setzte unerschrockenen Muths den Kampf fort. Aber der Führer seines Elephanten sah sich selbst mit einem tödtlichen Streiche bedroht und überließ das

Thier dem Feinde, zu leiten, wohin man wollte. So wurde Himu umringt und gefangen.

Als der Kampf beendet war, wurde er vor Akbar gebracht, fast sterbend an seinen Wunden. Byram stellte dem Könige vor, es würde eine verdienstliche That sein, mit eigner Hand die gefährlichen Rebellen zu tödten. Akbar zog sein Schwert, berührte damit nur leise das Haupt seines tapfern Gefangenen und brach in Thränen aus. Diese Regung eines edlen Mitgefühls wurde von dem Minister mit einem Blicke finsterer Mißbilligung erwiedert, und mit einem Streiche trennte er selbst das Haupt des Gefangenen vom Rumpfe.

Dieser wichtige Sieg stellte die Ruhe in dem größten Theile der Besitzungen Akbars wieder her. Freilich fiel in demselben Jahre eine persische Armee unter dem Neffen Tamasps in Candahar ein und occupirte eine Zeitlang diese Provinz. Auch der alte vertriebene Kaiser Secunder zeigte sich wieder in den Westprovinzen und verjagte den Statthalter von Lahore. Allein die kaiserlichen Waffen drangen rasch bis zum Indus und Secunder wurde in einem Fort eingeschlossen, wo er capitulirte und unter der Bedingung, auf alle Ansprüche zu verzichten, freien Abzug nach Bengalen erhielt. Akbar kehrte nach Lahore zurück.

Zwischen dem Uebermuthe eines herrischen, obgleich nützlichen Dieners, gegenüber dem Stolze eines hochherzigen, obgleich edlen Fürsten konnte kein langes Einverständniß bestehen. Es bildete sich ein gegenseitig gespanntes, eifersüchtiges Verhältniß, indem der Minister rücksichtslos seine Macht gebrauchte, sich Aller zu entledigen, die ihm im Wege standen, und dadurch nur den Unwillen seines Herrn vermehrte. Doch gelang es ihm, sich noch eine Zeitlang zu behaupten, indem er den König mit kriegerischer Rüstung und Thätigkeit beschäftigte. Eine erfolgreiche Expedition wurde gegen Gualior unternommen, jener Zeit einer der bedeutendsten Plätze. In demselben Jahre unterwarf einer der Heerführer Akbars alles Land um Jionpur und Benares, wo bis dahin die Omrahs frei geschaltet hatten, welche ihre Macht der Freigebigkeit oder Schwäche der frühern Fürsten aus der afghanischen oder patanischen Dynastie abgewonnen hatten. Ebenfalls gegen Malwa wurden Rüstungen unternommen, wo ein andrer dieser

Omrahs sich behauptete. Allein all diese Thätigkeit und dieser Erfolg konnten den Fall des Ministers nur verzögern, nicht verhindern. Da man das Ohr des Königs den Anklagen gegen den harten, herrschsüchtigen Byram geöffnet fand, so fehlte es nicht an Höflingen, es zu füllen. Man beschuldigte ihn feindlicher Absichten gegen die Person und Regierung des Shah, und Akbar, obgleich fest, widerstand nicht den Einflüsterungen gegen den Mann, den er haßte, wenngleich er keine Thatsachen gegen ihn fand. Nach einigem unentschlossenen Zögern wurde eine Proclamation erlassen, daß Akbar selbst die Regierung übernommen habe und hinfort keinen Mandaten zu gehorsamen sei, als seinen eignen. Byram, der so viel eiserne Entschlossenheit gezeigt hatte im Dienste seines Herrn, war wankelmüthig und zaudernd, als es galt, für sich selbst zu handeln. Der Kaiser bedeutete ihn, eine Reise nach Mecca zu machen. Zuerst schickte er sich an, zu gehorchen; dann beschloß er, in einer der Provinzen, welche Akbar noch nicht unterworfen hatte, sich eine unabhängige Herrschaft zu erkämpfen, und zuletzt faßte er den Plan, sich des Punjabs selbst zu bemächtigen. Er griff zu den Waffen, fand aber keinen Anhang, und, zum Aeußersten getrieben, flehte die Gnade seines Herrn an. Akbar eilte, ihn seiner Vergebung zu versichern und lud ihn zu sich ein. Als der unglückliche Byram mit allen Zeichen der Demüthigung erschien und unter einem Thränenstrome sich vor dem Fuße des Thrones auf sein Angesicht warf, hob Akbar mit eigner Hand ihn auf, setzte ihn auf seinen frühern Platz als Obersten der Omrahs und sagte: »Wenn der edle Byram ein kriegerisches Leben liebt, so soll er eine Provinz erhalten, wo sein Ruhm leuchten möge; liebt er, an unserm Hofe zu leben, so soll der Wohlthäter unsrer Familie mit Gnaden überhäuft werden; zieht aber sein frommer Eifer es vor, nach der heiligen Stadt eine Reise zu machen, so soll er ausgerüstet und geleitet werden, wie seiner Würde geziemt. Byram beurlaubte sich, nach Mecca zu reisen, und erhielt ein glänzendes Geleit und Gefolge; aber auf seiner Durchreise durch Guzerat zog ein Afghanenhäuptling, dessen Vater von ihm früher in einer Schlacht getödtet worden war, unter dem Vorwande der Begrüßung ihm entgegen, durchbohrte ihn mit einem Dolche und tödtete ihn auf der Stelle.

Im Jahre 1560 hatte ein Sohn des frühern Kaisers Ma-

homed Mittel gefunden, 40,000 Reiter zusammenzubringen, mit denen er vordrang in der Absicht, die Provinz Jionpur wieder zu gewinnen. Die Heerführer Akbars, welche in der Provinz befehligten, besiegten ihn mit den unter ihrem Befehle versammelten Truppen. Jedoch im Vertrauen auf ihre Stärke oder ihre Verdienste zögerten sie, Beute zu übersenden. Ohne einen Augenblick zu verlieren, war Akbar zur Stelle, worauf sie nicht länger säumten, ihm mit der Beute entgegen zu kommen. Er nahm ihre Unterwerfung an, lobte ihre Tapferkeit und ertheilte ihnen kostbare Geschenke. Dies ist eine Probe seiner Art, die Omrahs zu behandeln. Ihre Geneigtheit, jede Gelegenheit zum Ungehorsam zu ergreifen, hielt er in Schranken durch rasches, energisches Auftreten, strafte selten ihre Lässigkeit, lohnte aber stets ihre Dienste durch Ehren und Geschenke.

Hussun, der Statthalter von Ajmir, machte Fortschritte in der Unterwerfung mehrerer Festen des Gebirgslandes, in welchem die indischen Rajahs noch mächtig waren. Der mit der Einnahme von Malwa beauftragte Heerführer hatte den Krieg in dieser Provinz so erfolgreich geführt, daß er den angeblichen König aus seinen Besitzungen vertrieb. Dieser floh jedoch zu den Fürsten von Cadesh und Berar, von denen er so thätige Unterstützung erhielt, daß er die kaiserliche Armee schlug und bis in die Nähe von Agra verfolgte. Da gab Akbar Abdallah, dem Usbeken, Statthalter von Kalpy, einer Stadt und Provinz am Jumna, den Auftrag, den Krieg fortzuführen, und durch diesen wurde Malwa mit dem mogolischen Reiche verbunden. Um dieselbe Zeit hatten die Gickers, diese unruhigen Hindustämme, welche so oft von ihren Bergen aus den Frieden der obern Provinzen störten, sich unter einem kriegerischen Anführer vereinigt und erschienen jetzt als ein sehr bedenklicher Feind. Sie wurden jedoch mit der gewöhnlichen Energie von Seiten Akbars angegriffen und genöthigt, ein Oberhaupt aus ihrem eignen Volke, das aber von mogolischer Seite ernannt wurde, anzunehmen.

Ungeachtet der Tüchtigkeit in der Verwaltung Akbars ließ doch der Geist der Empörung, der einmal tief in den Grundlagen des indischen Despotismus selbst ruht, ihm keinen Augenblick Ruhe während seiner langen und glücklichen Regierung. Hussun

revoltirte in Ajmir und gewann einen Sieg über die kaiserlichen Truppen, welche gegen ihn geschickt waren. Hakim, Akbars Bruder, ein schwacher Mann, der Statthalter von Cabul, begann sich als unabhängiger Fürst zu betrachten. Ein Sklave desselben wußte sich dem Könige auf dessen Zuge zu nähern und verwundete ihn mit einem Pfeile in der Schulter. Abdallah, der Usbeke, der in Malwa befehligte, hielt sich für stark genug, während der König mit Empörungen auf verschiedenen Seiten beschäftigt war, sich selbst einen Thron zu gründen. Er suchte listig ein Gerücht zu verbreiten, daß der König einen allgemeinen Haß auf alle Usbeken in seinem Dienste geworfen habe und ihre Vernichtung beabsichtige. Hierdurch gewann er Ibrahim und Secunder, die Statthalter zweier der Provinzen. Asaph, der Statthalter von Corah, hatte durch die Eroberung und Plünderung einer Rajahschaft oder eines indischen Reichs zwischen Berar und Bengalen, welches bis dahin allen Verwüstungen durch mahomedanische Eroberer entgangen war, große Reichthümer erworben. Um diese nicht theilen zu müssen, verband er sich ebenfalls mit den Rebellen, in der Hoffnung, so der kaiserlichen Macht Trotz bieten zu können. Selbst Zemaun, der oberste Heerführer des Reichs, und sein Bruder Bahadur, zwei Häuptlinge von großer Macht und Ansehn, verbanden sich mit den Feinden Akbars und hofften, durch den Sturz des Königs sich selbst zu heben.

Akbar, den weder Mühe noch Gefahr entmuthigten, setzte seinen Feinden eine Thätigkeit entgegen, welche oft den Mangel der Klugheit ersetzte. Wir übergehen das Detail einer Reihe sehr gleicher Unternehmungen, alle zu dem Zwecke, einen rebellischen Häuptling nach dem andern zu züchtigen. Es war Akbar fast gelungen, die Ostprovinzen zum Gehorsam zu bringen, als er hörte, daß Hakim, der Statthalter von Cabul, seine Abwesenheit benutzend, gegen Lahore vorrückte. Die Ruhe der Nordprovinzen, mit ihren kühnen, kriegerischen Bewohnern, nahm die Wachsamkeit Akbars immer in weit höherem Grade in Anspruch, als die des Ostens, wo die träge, weibische Bevölkerung leicht zu unterwerfen war. Die Unterwerfung der usbekischen Rebellen unbeendigt lassend, eilte er nach Lahore, und durch die Schnelligkeit seines Erscheinens seinen Bruder ganz unvorbereitet treffend, ent-

waffnete er jeden Widerstand und unterdrückte die Empörung in ihrer Knospe. Diese Zeit hatten die Usbeken benutzt, sich zu verstärken und ihre Eroberungen weiter auszudehnen. Doch die raschen Bewegungen Akbars ließen ihnen wenig Zeit, ihre Vortheile zu genießen. Schleunig mit einer rekrutirten Armee zurückgehend, lieferte er den vereinigten Streitkräften der Insurgenten eine Schlacht, in der er einen großen Sieg gewann und die Rebellen im Osten vernichtete.

Der ungeordnete Zustand der Provinz Malwa erforderte bald darauf seine königliche Gegenwart. Unter andern Maßregeln zur Sicherung dieses wichtigen Districts griff er auch Chitore an, eine durch ihre Lage sehr starke Festung in einem gebirgigen, schwer zugänglichen Theile der Provinz und in den Händen von Hindus, welche, obgleich oftmals bezwungen durch mächtigere mahomedanische Fürsten, doch jedes Mal wieder ihr Joch abgeschüttelt hatten, so oft die Zügel der Regierung eine schwache Hand fühlen ließen. Nach einem hartnäckigen Widerstande fiel Chitore. Rantampore in den Arrabarreebergen in der Provinz Ajmir, war ebenfalls eine sehr starke Bergfestung, welche oftmals den Hindus abgewonnen und ebenso oft wieder verloren war. Nachdem er Rantampore, so wie auch Callinger, einen ähnlichen, gleich wichtigen festen Punkt in derselben Bergreihe, genommen hatte, wandte er sein Augenmerk auf Guzerat.

Die Statthalter dieser Provinz hatten während des Sinkens der patanischen oder afghanischen Dynastie sich unabhängig gemacht, und sie hatte eine Reihe von Jahren hindurch ein besonderes Königreich gebildet. Später war sie derselben wüsten Verwirrung anheim gefallen, welche das gemeinsame Loos aller asiatischen Despotieen, der großen wie der kleinen, zu sein scheint. Die Omrahs wurden dem Fürsten zu mächtig, die verschiedenen Districte machten sich unabhängig und die königliche Macht wurde ein bloßes Schattenbild. Unter diesen Umständen fand Akbar nur wenig Widerstand; die verschiedenen Häuptlinge, ihre Ohnmacht fühlend, suchten Gnade durch schleunige Unterwerfung. Hussun hatte in Ajmir eine Armee aufgestellt; jedoch als der König jetzt Muße hatte, seine Waffen gegen ihn zu kehren, wurde er aus der Provinz vertrieben und floh mit den Resten seines Heeres nach Pun-

jab. Hier wurde er durch einen kriegerischen Stamm der Bewohner angegriffen, zum Gefangenen gemacht und dem Statthalter von Multan ausgeliefert, der ihn tödtete. Kaum hatte der König Guzerat den Rücken gewandt, als mehrere unruhige Häuptlinge Truppen zu werben und sich zum Widerstande zu rüsten begannen. Die Regenzeit hatte begonnen, in der die Hauptarmee in ihren Bewegungen gehemmt war. Allein Akbar sammelte ein kleines Häuflein ausgewählter Reiterei, zog mit demselben ohne Zeitverlust nach Guzerat und überraschte die Rebellen mitten in ihren Rüstungen. Trotz ihrer Ueberlegenheit lieferte er ihnen eine eine Schlacht, gewann aller klüglichen Berechnung zuwider einen vollständigen Sieg und stellte sein Ansehn in Guzerat wieder her.

Die Provinz Bengalen war freilich dem Namen nach dem Throne von Delhi unterthan, hatte jedoch in der That schon seit mehreren Regierungen sich unabhängig bewiesen. Nachdem die übrigen Provinzen des Reichs zu einem mehr thätlichen Gehorsame zurückgeführt waren, konnten Anlässe zu einem Streite zwischen Akbar und dem Könige von Bengalen nicht lange ausbleiben. Der Subahdar von Oude erhielt als nächster Nachbar Befehl, die Operationen gegen Bengalen zu beginnen. Er hatte schon mehrere bedeutende Vortheile errungen und belagerte Patna, als der Shah zu ihm stieß. Der bengalische Häuptling, an einem günstigen Ausgange verzweifelnd, machte Vergleichsvorschläge. Akbar war bereit, sein Leben ihm zuzusichern, bestand jedoch im Uebrigen darauf, daß Alles seiner eignen Gnade überlassen bliebe. Um jedoch das Leben ihrer Unterthanen zu schonen, bot er ihm einen Zweikampf an. In der folgenden Nacht ging der Bengalese heimlich in einem Boote den Strom hinab, worauf seine Truppen sogleich die Stadt räumten. Akbar kehrte nach Agra zurück und überließ dem Statthalter von Oude, zu dessen Bezirke Patna geschlagen wurde, die Unterwerfung Bengalens zu beendigen. Dem besiegten Häuptlinge wurde Orissa gelassen. Allein unglücklicher Weise für ihn hingen die Zemindars von Bengalen noch immer seinem Interesse an und brachten in Eile eine Armee zusammen zu seiner Wiedereinsetzung. Er stellte sich an die Spitze

derselben, wurde aber gefangen genommen und in Abwesenheit Akbars mit kaltem Blute gemordet.

Für eine kurze Zeit hatte jetzt Akbar Frieden und Ruhe in seinem ganzen weiten Reiche. Er benutzte diese Frist mit Weisheit, seine verschiedenen Provinzen in Augenschein zu nehmen. Doch nur zu bald nahmen neue Wirren seine angestrengtere Thätigkeit wieder in Anspruch. Das neu unterworfene Bengalen gährte noch von einer Menge unruhiger Köpfe, welche bald wieder unter Waffen standen, und sein Bruder in Cabul rückte gegen Lahore. Akbars Hauptaugenmerk war immer, zu verhüten, daß Unordnungen in den obern Provinzen, indem man ihnen Zeit ließe, festen Fuß gewönnen. Er zog schleunigst nach Lahore, überwand seinen Bruder, folgte ihm auf dem Fuße bis Cabul, und erhielt endlich eine Botschaft von dem besiegten Prinzen, der seine Verzeihung anflehte. Nach seiner gewohnten, oft unüberlegten Großmuth die ihm zuweilen theuer zu stehen kam, setzte er ihn in sein Gouvernement wieder ein.

Die Ruhe war mittlerweile in Bengalen wieder hergestellt, doch eine gefährliche Empörung in Guzerat ausgebrochen, welche der Sohn Byrams, des frühern Regenten, zu dämpfen gesandt wurde. Er fand einen verzweifelten, nicht unkräftigen Widerstand. Doch als Mann von Talent wußte er des Aufruhrs in kurzer Zeit Herr zu werden und wurde mit der Statthalterschaft der Provinz belohnt.

Der Statthalter von Cabul, des Königs Bruder, starb. Der Zustand der obern Provinzen schien bei dieser Gelegenheit Akbars Gegenwart zu erfordern und er zog nach Punjab. Hier entwarf er den Plan zur Eroberung Cashmirs und sandte zu diesem Zwecke eine Armee ab. Allein die Jahreszeit war übel gewählt und die Vorräthe gingen aus, daher die Armee von dem Unternehmen abstehen mußte. Akbar jedoch, nicht gewillt, sich abweisen zu lassen, sandte eine zweite Armee, welche die Eroberung nach kurzem Widerstande bewerkstelligte. Die Provinz Candahar hatte dem mogolischen Throne bisher nur eine scheinbare Unterwerfung geleistet. Der Statthalter derselben, unfähig, sich gegen seine rebellischen Brüder und zugleich gegen die Usbeken zu behaupten, welche jetzt sich zu Herren von Transoxiana und

Bactrien gemacht hatten und in eine gefährliche Nähe mit den Nordprovinzen von Hindostan gekommen waren, trug bald darauf Akbar sein Gouvernement an und erhielt Multan zum Entgelt.

Akbar, der jetzt von den Gebirgen Persiens und der Tartarei bis zu den Grenzen Deccans gebot, richtete nun auf dies Nachbarland sein ehrgeiziges Auge. Er gab seinen Statthaltern in den an Deccan grenzenden Provinzen Auftrag, so zahlreiche Armeen, als möglich, aufzubringen, und keine Gelegenheit zu versäumen, das Reich in dieser Richtung auszudehnen. In die Reiche von Deccan schickte er Gesandte, mehr um Erkundigung einzuziehen, als zu friedlicher Verhandlung. Und zuletzt zog eine Armee aus unter Mirza, dem Sohne Byrams und Bezwinger von Guzerat, zur Ausführung dieses Plans eines ungezügelten Ehrgeizes und leichtsinnigen Friedensbruchs.

Wir haben schon die Umstände bemerkt, welche die erste Errichtung eines mahomedanischen Reichs in Deccan begleiteten, und es ist jetzt nothwendig, kurz die Begebenheiten aufzuführen, welche seit dem Tode Allah Bhamini's i. J. 1357 bis zur Invasion Akbars 1593 stattgefunden hatten. [1]) Auf Allah folgte sein Sohn Mahomed, welcher 17 Jahre herrschte und glückliche Kriege führte gegen die Rajahs von Telingana und Bijanuggur, [2]) einer Stadt am Tummedra oder Tumbuddra, dem südlichsten Arme des Kistna oder Krishna und derzeit Hauptstadt eines ansehnlichen Reichs. [3]) Diese Fürsten beraubte er eines Theils ihrer Besitzungen und machte sie für das Uebrige tributpflichtig. Der Historiker erwähnt einen Umstand, der auf eine nur schwache Bevölkerung in diesem Theile Indiens schließen läßt. Der Menschenverlust in diesen Kriegen wurde auf 500,000 berechnet, unter welchen

[1]) Für die folgende historische Skizze der mahomedanischen Reiche in Deccan sind Hauptführer: Ferishta's Geschichte von Deccan, übersetzt von Capt. Jonathan Scott, und *Wilks's* **Hist. Sketches of the South of India.**

[2]) Auf den gewöhnlichen Charten Bisnagar und Vijeyanuggur bei Obr. Wilks. Bijanuggur war nur eine moderne Macht und auf den Trümmern der Rajahschaft von Warunkul entstanden. *Wilks* **c. 1.**

[3]) Wilks meint, daß der ganze Süden von Indien, d. h. Indien südlich vom Kistna, einen langen Zeitraum hindurch in dem Reiche von Vijeyanuggur einbegriffen gewesen sei, **p. 20.**

das natürliche Verhältniß der Alter und Geschlechter, denn indische Kriege schonen weder Alter noch Geschlecht, und durch diesen Verlust wurden nach dem Historiker die Gegenden von Carnatik so verödet, daß sie in mehreren Kerruns, oder Zeiträumen von 10 Jahren, ihre gewöhnliche Volksmenge nicht wieder erhielten. Dennoch hatten diese Gegenden bis dahin nur wenig von fremden Invasionen gelitten, und die Tugenden und Mängel der indischen Institutionen waren hier ganz rein in ihren natürlichen Wirkungen zu erblicken. — Mujahid, der Sohn Mahomeds, wurde nach dreijähriger Regierung von seinem Oheime ermordet. Der Mörder Daud setzte sich auf den Thron, verlor aber selbst sein Leben nach einem Monate und fünf Tagen durch Meuchelmord. Von Alla, dem ersten der Bhaminischen Dynastie, war der jüngste Sohn noch am Leben und hatte unter den bisherigen Regierungen im Kerker gelebt. Durch die Intriguen Harams wurde er jetzt als König proclamirt und führte eine milde und kluge Regierung während neunzehn Jahren in fast ungetrübter Ruhe. Ihm folgte sein ältester Sohn Ghase. Da dieser aber einen seiner türkischen Omrahs beleidigt hatte, der seine Rache verbarg, um sie desto wirksamer zu machen, so wurde er schon nach einem Monate seines Thrones und Augenlichts beraubt und sein Bruder Shumse regierte an seiner Statt.

Shumse war nur 15 Jahr alt und ein passives Werkzeug in den Händen der Türken. Allein Daud, der Usurpator, der einen Monat König gewesen, hatte mehrere Söhne hinterlassen, welche bei der allgemeinen Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustande der Regierung Hoffnung faßten, die Usurpation ihres Vaters geltend zu machen. Durch Gewalt und List versicherten sie sich der Personen des Königs und seines Ministers nach einer Regierung von nur fünf Monaten und sieben Tagen, und einer der Brüder, Firoze, nahm von dem Throne Besitz. Er regierte mehr als 25 Jahre und ist der gefeiertste unter allen Fürsten in Deccan. Er führte verschiedene Kriege mit den indischen Rajahs, doch waren seine Erwerbungen von Landgebiet nur unbeträchtlich. Seine Versuche, die Nachfolge seinem Sohne zu sichern durch Vernichtung eines Bruders, dessen Macht und Talente seine Furcht erregten, störten die letzten Monate seiner Regierung. Da

er endlich seine Bemühungen vergeblich fand, so unterwarf er sich der Nothwendigkeit, bestimmte seinen Bruder zum Thronfolger und starb in wenigen Tagen.

Der neue Herrscher, Ahmed, war ein talentvoller Mann, regierte mit Klugheit und Mäßigung und genoß eine glückliche Herrschaft zwölf Jahre und zwei Monden lang. Er überwand den Rajah von Warunkul und schlug Telingana zu seinem Reiche. Die Statthalter, welche während des Verfalls des afghanischen oder patanischen Reichs in Delhi sich in den Provinzen Malwa, Candesh und Guzerat unabhängig gemacht, waren jetzt Könige, deren Nachbarschaft nicht verfehlte, Anlässe zu Feindseligkeiten zu geben. Zu verschiedenen Malen war Ahmed mit ihnen allen in Kriege verwickelt, doch ohne bemerkliche Resultate. Er vergrößerte und verschönerte die Stadt Beder, welche er Ahmedabad nannte, und verlegte dahin von Calburga den Sitz der Regierung. Gegen Ende seiner Regierung beabsichtigte er eine Theilung seines Reichs unter seine Söhne. Seine Erwerbungen in Berar mit einigen benachbarten Districten bestimmte er Mahmud, Telingana Daud, und sandte diese Prinzen, von ihren Erbtheilen Besitz zu nehmen. Seine zwei übrigen Söhne, Alla und Mahomed, sollten den Thron von Calburga theilen.

Sie bestiegen den Thron ohne Widerstand, allein Mahomed, unzufrieden mit dem Theile der Macht, welche sein Bruder ihm überließ, schritt bald zu Feindseligkeiten. Er wurde besiegt und von Alla mit Großmuth behandelt. Da ihr Bruder Daud in Telingana gestorben war, so erhielt Mahomed diese Provinz, wo er sich dem Vergnügen ergab und in Frieden lebte. Alla wurde zu verschiedenen Malen angegriffen, von dem Rajah von Bijanuggur im Süden und den Königen von Guzerat, Candesh und Malwa im Norden, vertheidigte sich jedoch mit Glück. Er sandte eine Armee, um Malabar anzugreifen, welche Anfangs mehrere Vortheile errang, sich aber in diesem gebirgigen, waldigen Lande in einen Hinterhalt locken ließ und fast ganz vernichtet wurde. Nach einer Regierung von 24 Jahren folgte ihm sein Sohn Humajun. Dieser hatte mit Widerstand und Empörung zu kämpfen, entwickelte dabei einen wilden, heftigen Charakter und endete nach einer Regierung von wenig mehr als drei Jahren, vielleicht durch

Mord. Sein ältester Sohn Nizam war nur acht Jahr alt bei seiner Thronbesteigung; allein die Zügel der Regierung führte die Königin Mutter, ein hochbegabtes Weib, und obgleich die benachbarten Fürsten die Schwäche einer Minoritätsregierung zu benutzen versuchten und der König von Malwa bis zur Hauptstadt vordrang, so ging doch das Bhaminische Reich unversehrt aus diesen Anfechtungen hervor. Nizam folgte nach etwa zwei Jahren seinem Vater im Tode nach und die Krone ging auf seinen zweiten Bruder über, Mahomed, damals im neunten Jahre. Die Talente der Königin Mutter und eines treuen Ministers führten den Staat sicher durch die Schwierigkeiten und Gefahren einer zweiten Minorität, und Mahomed, der bei seinem Erwachsen große Regierungsfähigkeiten entwickelte, genoß einer mehrjährigen, glücklichen Herrschaft, erwarb Orissa und die Insel Goa und dehnte sein Reich von Meer zu Meer aus. Allein zuletzt schmiedeten die Neider des Ministers eine Anklage gegen ihn, welche sie in einem schlau benutzten Augenblicke der Schwäche dem Könige hinterbrachten, so einen unbesonnenen Befehl zu seiner Ermordung erschleichend. Mahomed entdeckte und bereute bald seinen traurigen Irrthum. Die ehrgeizigen Omrahs, bisher durch die Wachsamkeit des klugen Ministers in Schranken gehalten, begannen sogleich das königliche Ansehn anzutasten. Mahomed starb innerhalb eines Jahres nach der Hinrichtung seines Ministers, nachdem er an Geist und Leib sich verzehrt hatte seit diesem unseligen Tage.

Sein Sohn Mahomed stieg auf den Thron von Deccan im zwölften Jahre. Die Streitigkeiten der Omrahs zerrütteten das Reich. Der Fürst selbst zeigte kein Talent zum Herrscher und war ein Sclav der Trägheit und Wollust. Nach mehrjährigem Kämpfen und Complotiren erklärten vier der großen Omrahs sich für unabhängig in ihren Gouvernements, und ein fünfter, der am Hofe blieb, ließ dem Könige nur den Namen und herrschte an seiner Statt. Mahomeds Titulairherrschaft währte 27 Jahre, während deren das Deccanische Reich in fünf verschiedene Königreiche zerfiel, das Reich von Beejapore oder Visiapore, gegründet von Esuff Adil Khan; das Reich Ahmednuggur, gegründet von Ahmed Nizam Beheri; das Reich Berar, gegründet von Ummad al Mulk; das Reich Golconda, gegründet von Kuttub al Mulk; ihre verschiedenen Statthalter und das Reich von Ahme-

dabad Beder, gegründet von Amir Berid, der sich der Person und des Thrones seines Herrn bemächtigte und alle Provinzen behielt, welche die übrigen Usurpatoren nicht an sich gerissen hatten. Diese Revolution, nachdem sie mehrere Jahre Raum gewonnen hatte, vollendete sich um das Jahr 1526. Die daraus hervorgegangenen unabhängigen Fürsten waren in fast beständige Kriege verwickelt unter einander, mit dem Rajah von Bijanuggur und mit dem Sultan von Guzerat, welcher so mächtig war, daß er die Sultane von Malwa und Candesh in einer Art Unterwürfigkeit hielt. Eine temporäre Vereinigung der Shahs von Bijapore, Golconda und Ahmednuggur i. J. 1564 setzte sie in den Stand, das Reich Bijanuggur zu stürzen und den Rajah auf eine unbedeutende Macht zu beschränken. Das Reich Beder, welches zu dem Theile Amir Berids gefallen war, wurde unter seinem Enkel erobert und sein Gebiet unter den übrigen Usurpatoren des Bahminischen Reichs getheilt. Ein ähnliches Schicksal erlitt der Theil Ummads, der aus dem Süden von Berar bestand. Derselbe existirte als Königreich nur durch vier Generationen und wurde 1574 von dem Könige von Ahmednuggur an sich gerissen. Deccan war daher zur Zeit, als die mogolische Invasion sich vorbereitete, unter die Fürsten von Bigapur, Ahmednuggur und Golconda getheilt. Zur Zeit, als das Bahminische Reich in Deccan zuerst in mehrere Königreiche sich spaltete, begannen die Portugiesen ihre Eroberungen an der Küste Malabar und nahmen von der Insel Goa Besitz.

Zur Verstärkung der Armee, welche Akbar unter Mirza gegen Deccan geschickt hatte, sandte er seinem Sohne Morad, dem das Gouvernement von Guzerat anvertraut war, den Befehl, mit allen seinen Kräften sich derselben anzuschließen. Mirza war schon durch die Truppen von Malwa verstärkt worden unter dem Befehle eines andern Sohnes des Kaisers, und durch 6000 Reiter des Königs von Candesh, welcher durch freiwillige Unterwerfung das Verderben vermeiden wollte, das dem Widerstande gewiß schien. Die vereinigte Armee zog gegen Ahmednuggur, welches sie belagerte. Der Platz wurde mit großer Tapferkeit vertheidigt, bis in der mogolischen Armee die Vorräthe zu mangeln begannen. Die Anführer knüpften Verhandlungen an und verpflichteten sich,

die Belagerung aufzuheben und das Königreich zu räumen unter der Bedingung, daß Berar ihnen abgetreten würde. Der Unmuth des Königs über den Verlust von Berar veranlaßte ihn jedoch bald zu einem Versuche zu dessen Wiedergewinnung. Seine Armee lieferte den Mongolen eine unentschiedene Schlacht. Mirza erneute den Kampf am folgenden Tage, da er freilich den Sieg gewann, aber selbst so geschwächt wurde, daß er weder die Flüchtigen verfolgen, noch den Sieg zu benutzen vermochte. Mirza wurde bald darauf abgerufen. In seiner Abwesenheit errangen die Waffen von Ahmednuggur einige Vortheile; die Mongolen verloren immer mehr ihre Stellung. Allein 1598 kehrte Mirza zur Armee in Deccan zurück und der Kaiser erschien zugleich in eigner Person. Ahmednuggur wurde wieder belagert und endlich gezwungen, seine Thore zu öffnen. Das Gebiet von Ahmednuggur wurde eine Provinz des mogolischen Reichs unter dem Befehle Danials, eines der Söhne Akbars. Der Kaiser überlebte seine Eroberung nicht lange. Er kehrte nach Agra zurück und starb im 52sten Jahre seiner Regierung.

Zur Zeit seines Todes war sein großes Reich getheilt in funfzehn Vicekönigreiche, Subahs genannt; jedes wieder unter dem unmittelbaren Befehle eines Vicekönigs oder Subahdar. Die Namen der Subahs waren: Allahabad, Agra, Oude, Ajmir, Guzerat, Bahar, Bengalen, Delhi, Cabul, Lahore, Multan, Malwa, Berar, Candesh und Ahmednuggur. [1])

Shah Tamasp, der Zweite aus dem Hause der Sophis, trug den Scepter Persiens bis zum 20sten Jahre der Regierung Akbars; darauf folgte ein rascher Thronwechsel mehrerer Herrscher, von denen die meisten ein gewaltsames Ende nahmen. Während dieser Wirren machten die Usbeken bedrohliche Angriffe auf die Ostprovinzen Persiens und gefährdeten selbst den Norden von Indien. Als Akbar starb, saß Shah Abbas der Große auf dem Throne, ein Fürst, der seine Nachbaren sowohl als seine Unterthanen zittern machte bei seinem Namen.

Selim war der einzige überlebende Sohn Akbars, aber selbst dieser glückliche Umstand schützte ihn nicht vor einem Nebenbuhler.

[1]) **Ayeen Akberry II, 2.**

Sein eigner Sohn Chusero sollte den Vater stürzen nach der Absicht Azim Khans, dessen Tochter das Weib, und Rajah Man Sings, dessen Schwester die Mutter Chusero's war. Azim Khan war Vizir; Man Sing hatte ein mächtiges Gouvernement als ein Omrah des Reichs und eine Armee von 20,000 Rajputen, seinen Landsleuten, in seinem Dienste. Die Pläne dieser Häuptlinge wurden jedoch vereitelt durch die Entschlossenheit des Anführers der Stadttruppen, welcher die Thore schließen ließ und die Schlüssel Selim auf seinen Knieen überreichte. Selim nahm den Titel an: Mahomed Jehangire, d. h. Eroberer der Welt, und datirte seine Regierung vom 21sten October 1605, da er im 37sten Jahre seines Alters stand. Jehangire, für den es bedenklich war, im Anfange seiner Herrschaft die Macht Azim Khans und Rajah Man Sings zu bekämpfen, begnügte sich, sie in ihre Gouvernements zu schicken; Chusero wurde begnadigt. Bald freilich erhob Chusero einen neuen Aufstand; da er jedoch den Rath Azim Khans und Rajah Man Sings verwarf, seinen Vater zu ermorden, so gaben diese ränkevollen Häuptlinge seine Sache auf und enthielten sich aller offnen Unterstützung. Dennoch schlossen so viele Anhänger sich seiner Fahne an, daß er mehrerer großen Districte sich bemächtigen und sie verwüsten konnte. Unfähig jedoch, der herannahenden Heeresmacht zu widerstehen, zog er sich nach dem Indus zurück, da sein Anhang sich zerstreute, seine nächsten Freunde mit der Grausamkeit des orientalischen Despotismus bestraft und er selbst eingekerkert wurde.

Ein Umstand, welcher auf den Charakter und die Schicksale der Regierung Jehangire's den größten Einfluß hatte, war seine Verheirathung mit dem Weibe eines der Omrahs seines Reichs, dessen Ermordung, wie die des Urias, den Wünschen des Monarchen den Weg bahnte. Die Geschichte dieses Weibes ist bei den Geschichtschreibern des Ostens in die Farben der Romantik getaucht. Chaja Ajaß, ihr Vater, war ein Tartar, der Armuth und Vaterland verließ, um die Gaben des Glücks in Hindostan zu suchen. Die Vorräthe, die er zu dieser weiten Reise mitnahm, gingen ihm aus, ehe er das Ziel derselben erreichte. Zur Vermehrung seiner Bedrängniß wurde sein hochschwangeres Weib in der Wüste von ihrer Geburt überrascht und gab einer Tochter das Leben. Ohne Hoff-

nung, das Kind lebend zu einem Rastorte bringen zu können, entschlossen sich die erschöpften Eltern, es zu verlassen. So lange, als der Baum, an dessen Fuße das Kind niedergelegt, noch sichtbar war, blieb die Mutter fest in ihrem Entschlusse; als aber der Baum aus ihren Augen verschwand, sank sie zu Boden und weigerte sich, ohne das Kind weiter zu gehen. Der Vater kehrte um, aber was er sah, war eine riesige schwarze Schlange, die den Leib des Kindes umringelt hatte und ihren Rachen aufsperrte, das Kind zu verschlingen. Ein Schrei des Entsetzens drang aus der Brust des Vaters; da gab die Schlange, erschreckt, das Kind aus ihrer Umwindung frei und glitt davon. Dies Wunder gab den Eltern neuen Muth, und ehe ihre Kräfte sie ganz verließen, trafen sie auf andere Reisende, die ihre Noth milderten.

Ajaß trat in Hindostan in den Dienst eines Omrahs des Reichs, zog bald die Augen Akbars selbst auf sich und erhob sich durch Talent und Klugheit zum Schatzmeister des Reichs. Das Kind, welches in der Wüste beinahe umgekommen wäre, erwuchs zu einem Weibe von herrlicher Schönheit und erhielt zugleich durch die Sorgfalt, welche Ajaß auf ihre Erziehung wandte, einen höhern Grad von Bildung, als bei orientalischen Frauen gewöhnlich ist. Sultan Selim sah sie und entbrannte in heftiger Liebe zu ihr. Allein sie war einem turkmanischen Omrah verlobt und Akbar verbot, das Verlöbniß zu brechen. Als Selim den Thron bestieg, vermochten Scham und Gerechtigkeit den Mann, dessen Leben den Lüsten des Königs im Wege stand, nur wenig zu schützen. Allein durch eine bei einem übersättigten, verzärtelten Geiste nicht seltne Laune verschmähte der König, nachdem sie in sein Seraglio gebracht war, mehrere Jahre, sie zu sehen und weigerte sich selbst, für ihren angemessenen Unterhalt zu sorgen. Sie sah sich auf ihre Talente angewiesen und verfertigte herrliche Arbeiten der Nadel und Malerei, durch deren Erlös sie die Mittel erwarb, ihre Gemächer mit aller Pracht auszustatten, welche ihrem Stande und Geschmacke geziemten. Der Ruf ihrer Kunstfertigkeit drang bis zum Kaiser und erregte seine Neugier. Ein Besuch genügte, seine Flamme wieder zu entzünden und von diesem Augenblicke an übte Noor Mahl (dies war der Name, den sie

annahm) eine unbeschränkte Herrschaft über den König und sein Reich.

Durch den Einfluß der Favoritsultane wurde ihr Vater zum Vizir erhoben, und ihre beiden Brüder erhielten den ersten Rang unter den Omrahs und die Titel Acticâd Khan und Asiph Jah; allein ihre Bescheidenheit und ihre Tugenden söhnten mit ihrer plötzlichen Erhebung wieder aus, und obgleich der wollüstige Kaiser durch die Reize seines Weibes den Geschäften entzogen wurde, so wurde doch die Regierung mit Wachsamkeit, Klugheit und Glück versehen und Chaja Ajaß Verwaltung galt noch lange in Indien als eine Zeit der Gerechtigkeit und des Glücks.

Die Afghanen brachen im sechsten Jahre der Regierung Jehangires in Cabul ein; allein eine Armee wurde rasch versammelt und sie mit großem Verluste in ihre festen Sitze zurückgetrieben. Um dieselbe Zeit brach eine Empörung in Bengalen aus und eine andere in Bahar; aber die Regierung wurde mit Nachdruck gehandhabt und beide bald unterdrückt.

Ernsthafter war eine Feindseligkeit in Odipore, einem gebirgigen Landstriche zwischen Ajmir und Malwa, dessen Fürst, obgleich er den Mahomedanern gehuldigt hatte, doch unter dem Schutze seiner Berge nie wirklich unterjocht worden war. Amar Sinka, der damalige Rana oder Fürst von Odipore, griff die kaiserlichen Truppen in Candesh an und schlug sie. Purvez, der zweite Sohn des Kaisers, wurde an der Spitze von 30,000 Reitern ausgesandt, um das Commando über alle Truppen an den Grenzen von Deccan zu übernehmen und ihn zu züchtigen. Allein Amar Sinka war kein verächtlicher Feind. Er besaß großes Ansehn unter seinen Landsleuten und beherrschte einen großen Theil des Volks der Mahratten auf den Gebirgen, die im Südwesten an Odipore angrenzen. Unter den Omrahs der kaiserlichen Armee herrschten Hader und Unfrieden, deren der jugendliche Kaisersohn nicht Herr zu werden vermochte. Von Schwierigkeiten umringt und zum Rückzuge gezwungen, wurde er mit Verlust nach Ajmir verfolgt. Purvez wurde abgerufen, ein Heerführer wurde gesandt, um interimistisch den Oberbefehl zu übernehmen, und der Kaiser selbst bereitete sich, nach Ajmir zu ziehen, von wo er seinen dritten Sohn Churrum sandte, den Krieg zu führen.

Churrum drang in die Gebirge mit einer Gewalt, welche die Hindus bestürzte, und zwang den Rana nach mehreren Verlusten, Vergleichsvorschläge zu thun. Es lag in den Plänen Churrums, bei dieser Gelegenheit sich großmüthig zu zeigen und den Krieg schnell zu beendigen. Der Frieden wurde hergestellt und Churrum kehrte zu seinem Vater zurück, reich am Ruhm und Gnade auf Kosten seines Bruders Purvez, der indessen als Statthalter von Candesh zurückgelassen wurde und in seiner Hauptstadt Burrahanpore [1]) königlich lebte.

Es war zu derselben Zeit, von welcher wir jetzt reden, als Sir Thomas Roe in Surate ankam als Gesandter an den Großmogul. Auf seinem Wege zum kaiserlichen Hofe berührte er Burrahanpore, um dem Prinzen seine Ehrfurcht zu bezeigen und ihn für seine Landsleute um Erlaubniß anzugehen, in seiner Provinz eine Factorei errichten zu dürfen. Purvez, der durch seine Neigungen und seinen gutmüthigen, leutseligen, aber leichtsinnigen, trägen und muthlosen Charakter, mehr zum Gepränge, als zu ernsten Regierungsgeschäften sich eignete, empfing den europäischen Botschafter mit Pracht und Auszeichnung. Von Burrahanpore ging Sir Thomas nach Ajmir, wo der Kaiser noch immer verweilte. Jehangire fühlte sich geschmeichelt durch die Aufmerksamkeiten und Gunstbewerbungen eines so fremden Hofs. Uebrigens war der rohe Hof von Indien nicht der Art, wo die Talente eines Diplomaten sich mit viel Erfolg entfalten konnten.

Im Jahre 1615 brachen Unruhen aus sowohl in Guzerat, als in Cabul. In dem unzugänglichsten Theile von Guzerat lebte ein Volksstamm, die Coolis genannt, welche durch fortwährende Räubereien und Grausamkeiten die Bewohner des offnen, bebauten Landes beunruhigten. Die Ausschweifungen dieses Volks hatten einen ungewöhnlichen Grad erreicht, als Jehangire einen grausamen Befehl erließ zur gänzlichen Ausrottung des Stammes. Viele wurden geschlachtet, die Uebrigen in ihre Berge und Einöden gesetzt. Cabul wurde wieder von den Afghanen heimgesucht, welche aus den Gebirgen, die im Nordosten diese Provinz begrenzen, hervorbrachen. Allein der Subahdar zog eine Armee zusam-

[1]) Oder Brampore, Burhanpore.

men, lieferte ihnen eine Schlacht und trieb sie in ihr Land zurück.

Die Provinzen des Südens waren fortwährend unruhig. Purvez wurde mit den Fürsten von Deccan in einen Krieg verwickelt, der durch die Uneinigkeiten und Verräthereien seiner Omrahs zu keinem Erfolge führte und den Rana von Odipore veranlaßte, »seinen Hals aus dem Joche des Gehorsams zu ziehen.« Die Hoffnungen des Kaisers richteten sich wieder auf seinen jüngern Sohn, und obgleich seine Räthe ihm das Gefährliche des Uebergewichts vor Augen stellten, welches der Jüngere dadurch über den Aeltern erhielt, so verlieh er doch Churrum den Titel Shah Jehan oder König der Welt und beauftragte ihn mit der Führung des Kriegs. Der leichtsinnige, ehrgeizlose Purvez fügte sich ohne Widerstreit. Mehr Glück, als irgend ein Verdienst von Seiten Jehans fügte es, daß die feindlichen Fürsten Vergleichsvorschläge boten, ehe sie das Glück des Schwerts versucht hatten, und der kluge Wunsch Shah Jehans, den Ruhm des beendigten Krieges davon zu tragen, ohne sich den Gefahren desselben auszusetzen, ließen ihn hastig jedes Hinderniß des Friedensschlusses aus dem Wege räumen. Mittlerweile reiste der Kaiser in Begleitung des englischen Gesandten von Ajmire ab nach Mando, der Hauptstadt von Malwa, wo er bei der Beilegung der Angelegenheiten des Südens den Vorsitz führte. Zu Mando widmete er 17 Monate den Geschäften und Vergnügungen; dann zog er mit dem königlichen Lager, welches einer ungeheuern beweglichen Stadt glich, in das Königreich Guzerat und von da nach Agra, wohin er nach einer Abwesenheit von fast fünf Jahren zurückkehrte.

Kurz nach seiner Ankunft endete Chaja Aiaß, der Vizir, vom Volke geliebt wegen der Segnungen seiner Verwaltung, sein Leben, welches durch einen so großen Wechsel des Glücks bezeichnet war. Die Sympathieen, welche die Sultane mit ihrem Vater verbanden, scheinen eng gewesen zu sein trotz der Herzlosigkeit, welche fast unvermeidlich der Genuß einer unumschränkten Herrschaft mit sich führt. Sie war untröstlich über seinen Verlust und faßte in der Lebhaftigkeit ihres Schmerzes den Beschluß, ihm ein Monument von gediegenem Silber zu errichten, bis ihr Architect ihr zu bedenken gab, daß ein Denkmal von weniger

begehrenswerthem Material eine längere Dauer zu erwarten haben würde. Ihr Bruder Asiph Jah übernahm die Last der Verwaltung an seines Vaters Statt und war der Erbe seiner Tugenden und Fähigkeiten. Allein er wagte nicht, mit dem hochmüthigen, herrschsüchtigen Sinne seiner Schwester zu streiten, deren Leidenschaften und Launen seit dem Tode des Vaters einen für das Schicksal des Reichs verderblichen Einfluß ausübten.

Da in den übrigen Theilen des Reichs der Frieden hergestellt war, so wandte sich Jehangire nach Sewalic, dem Gebirgslande, welches die Tartarei von Hindostan trennt, nahe dem Orte, wo der Ganges in die Ebene tritt. In den Thälern und Schlupfwinkeln dieser Gebirge lebten Hindustämme, welche, durch die starke Lage ihres Landes geschützt, jeder fremden Eroberung entgangen waren und nach der Weise der hindostanischen Bergvölker das untere fruchtbare Land mit ihren Räubereien heimsuchten. Der Kaiser wünschte sie zu unterwerfen; seine Armee drang in die Berge: doch erst nach unendlichen Schwierigkeiten (der Krieg dauerte fast zwei Jahre) gelang es ihm, 22 kleine Fürsten dahin zu bringen, daß sie Geißeln nach Agra schickten und Gehorsam und Tribut versprachen. Auf diesem Feldzuge besuchte er auch das paradiesische Thal von Cashmire, wo er mehrere Monate verweilte. Diese kaiserliche Vorliebe hatte eine sehr segensreiche Folge. Es wurde ein Befehl erlassen, für die künftigen Besuche des Kaisers die Straße zu verbessern, und diese große Verbesserung dehnte sich, einmal begonnen, auch auf andre Theile des Reichs aus.

Während dieser Zeit brachen im Süden neue Unruhen aus, die zu wichtigen Folgen führten. Die Fürsten von Deccan verweigerten ihren Tribut und brachten eine Armee auf, ihren Ungehorsam gut zu machen. Es kam die Kunde, daß sie mit großer Streitmacht über den Nerbudda gezogen seien und die angrenzenden Provinzen verwüsteten. Eine große Armee wurde unter den Befel Shah Jehans gestellt, den Feind zu vertreiben und zu züchtigen. Da die Größe des Heeres, mit dem er heranzog, den Verbündeten alle Hoffnung eines glücklichen Widerstandes benahm, so eilten sie, Frieden zu machen, zahlten ihre Rückstände und versprachen Pünktlichkeit und Gehorsam. Der Erfolg und

die Macht Shah Jehans ermuthigte ihn jetzt, zur Ausführung der Pläne zu schreiten, welche er lange vorbereitet hatte. Ehe er seinen Zug antrat, hatte er seinen Vater überredet, seinen ältesten Bruder Chusero, der seit seiner letzten Empörung in einer Festung in Malwa gefangen saß, aus seiner Haft befreien und mit sich führen zu dürfen. Dieser Prinz wurde durch Mord hinweggeräumt, und Jedermann legte Shah Jehan die Schuld bei. Der Kaiser äußerte laut seinen Verdacht und Unwillen. Shah Jehan sah, daß die Zeit offnen Handelns gekommen sei; er nahm die königlichen Titel an und zog gegen seinen Vater. In der Nähe von Delhi fielen die blutigen Würfel, wo das Reich selbst auf dem Spiele stand. Nach einem verzweifelten Kampfe siegte der Vater, und der Sohn, der in seiner Wuth kaum verhindert werden konnte, Hand an sich selbst zu legen, floh in großer Verwirrung nach den Bergen von Mewat. Er wurde bis Deccan aus einer Provinz in die andere getrieben und verlor noch eine Schlacht an den Ufern des Nerbudda, welche seine Armee zerstreute und ihn nach Drissa zu fliehen zwang. Hier schien das Glück ihm von Neuem zu lächeln. Der Statthalter von Drissa zog sich vor ihm zurück, und er bemächtigte sich Burdwnas. Dann drang er nach Bengalen und schlug den Subahdar. Hierauf zog er gen Bahar, welches sich auch seinen Waffen ergab, und die unbezwingliche Festung von Rotas, deren Befehlshaber ihm die Schlüssel zu überreichen kam, war ihm von unschätzbarem Nutzen als Sicherheitsort für seine Familie. Unterdessen kam die kaiserliche Armee näher heran. Shah Jehan wurde trotz aller Anstrengungen wieder geschlagen und mußte wieder nach Deccan flüchten. Alles verließ ihn jetzt. Nachdem er eine Zeitlang seinen Verfolgern zu entgehen gewußt hatte, brach sein Muth und er sandte einen zerknirschten Brief an seinen Vater. Er erhielt Verzeihung, doch mit dem Befehle, die Festen, welche unter seinem Namen noch besetzt gehalten wurden, auszuliefern und mit seiner Familie nach Agra zu kommen. Nur dem Befehle, welcher seine eigne Person betraf, suchte er auszuweichen, aus Scham, wie er vorgab, vor seinem beleidigten Fürsten und Vater zu erscheinen. Er beschäftigte sich, unter dem Vorwande des Vergnügens, mit wenigen Begleitern durch verschiedene Theile des Reichs zu reisen. —

Während dieser Empörung hatte Abbas, der persische Shah, Candahar angegriffen und erobert. Auch die Usbeken drangen bis Ghizni vor, wurden jedoch zurückgetrieben.

Der Heerführer, dessen Tapferkeit und Umsicht der Kaiser bei den letztern Vorfällen sein Glück verdankte, war Mohâbet, der sich auch schon bei frühern Gelegenheiten durch wichtige Dienste ausgezeichnet hatte. Die erste Regung, welche Jehangire fühlte, war Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter. Allein Mohâbet hatte eine gefährliche Feindin in Noor Mahl. Der Sklave, sagt sie, der die Macht hat, die Krone auf dem Haupte des Kaisers zu erhalten, hat auch die Macht, sie zu nehmen. Furcht grenzt nahe an Haß in dem Herzen eines Kaisers. Die Macht Mohâbets wurde verkürzt, verletzende Mandate ihm zugesandt, eine starke Feste, die er in Besitz hatte, einer Creatur der Sultane übertragen. Er wurde an den Hof beschieden. Seine Freunde stellten die Gefahr ihm vor; da aber ein zorniger, noch entschiedenerer Befehl auf seine Entschuldigung folgte, so entschloß sich Mohâbet zu gehorchen. 5000 Rajputen, die mit ihm in der kaiserlichen Armee gedient hatten, boten ihm ihr Geleit an. Als Mohâbet dem kaiserlichen Lager nahte, wurde ihm geboten, anzuhalten, bis er über Einkünfte von Bengalen und die in der jüngsten Schlacht erworbene Beute Rechenschaft abgelegt hätte. Mohâbet, tief gekränkt, sandte seinen eignen Schwiegersohn zum Kaiser, um seine Treue und die Ungerechtigkeit seiner Feinde vorzustellen. Sein Schwiegersohn wurde auf dem Platze vor des Königs Gezelte ergriffen, nackt ausgezogen, erhielt die Bastonade und wurde mit Lumpen bedeckt, rückwärts auf ein elendes Pferd gesetzt, das man unter dem Hohne des Pöbels aus dem Lager trieb. Mohâbet hielt sein Gefolge von dem Lager getrennt und beschloß, seiner Gelegenheit zu warten. Am nächsten Morgen begann die kaiserliche Armee über eine Brücke zu ziehen, welche über den Fluß Jylun oder Behul führte, auf dem Wege zwischen Lahore und Cabul. Der größre Theil war hinüber und die königlichen Zelte wurden abgerissen, als Mohâbet mit 2000 seiner Rajputen auf die Brücke sprengte und sie in Brand steckte. Dann eilte er mit wenigen Begleitern zum königlichen Zelte, bemächtigte sich der Person des Kaisers und führte ihn ohne Widerstand in sein Lager. Noor

Mahl wußte zu entkommen. Am nächsten Tage machte Asiph Jah, der Visir, einen hartnäckigen Versuch, über den Fluß zu setzen und den Kaiser zu befreien, wurde aber mit großem Blutvergießen zurückgetrieben. Unfähig, der Zerstreuung der Armee zu wehren, floh er zu der Burg Neu-Rotas am Attock, wo er belagert und gezwungen wurde, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Seine Schwester, die Sultane, floh nach Lahore. Mohâbet behandelte den Kaiser mit der tiefsten Ehrfurcht, betheuerte, daß er durchaus keine Verletzung seiner Würde beabsichtige, daß nur die Noth, in welche seine Feinde verbrecherischer Weise ihn gebracht, die beklagenswerthe Ursache des Zwangs sei, welchen sein kaiserlicher Herr erduldete. Der edle Mohâbet, der aufrichtig meinte, was er sprach, erkannte, daß er unter Jehangire keine Sicherheit zu erwarten habe, so lange dieser durch Noor Mahl beherrscht würde. Sie kehrte auf des Kaisers eignes Verlangen zu ihm zurück, als eine Escorte Mohâbets ihr entgegenkam, und unter dem Vorwande des Geleits sie gefangen nahm. Er klagte sie sogleich des Verraths und andrer schweren Verbrechen an, und der Kaiser, in dessen schwachem Gemüthe die Trennung schon einigermaßen den Eindruck ihrer Reize erlöscht hatte, unterzeichnete willenlos den Befehl zu ihrer Hinrichtung. Sie flehte nur, vor ihrem Tode die Hand ihres Herrn küssen zu dürfen. Es wurde ihr gestattet, doch in Gegenwart Mahâbets. Sie stand sprachlos. Der Kaiser brach in Thränen aus. »Willst du nicht dies Weib schonen, Mohâbet? Sieh, wie sie weint.« »Nicht ziemt es dem Kaiser der Mogolen,« rief Mohâbet, »vergebens zu bitten.« Und auf einen Wink seiner Hand zogen die Wachen sich zurück und sie wurde ihrer frühern Bedienung zurückgegeben. In wenig Monaten überließ Mohâbet dem Kaiser wieder den vollen Gebrauch seiner Macht und entließ, die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung zu zeigen, den größten Theil seines Gefolges und seiner Garden. Nicht sobald sah ihn die Sultane in ihrer Gewalt, als sie vom Kaiser seinen Tod forderte. Der Kaiser war edel genug, ihr kein Gehör zu geben; allein die Folge war nur, daß sie ihm durch Meuchelmord nachstellte. Jehangire selbst entdeckte Mohâbet seine Gefahr, und er entfloh ohne Begleiter aus dem Lager. Der Mann, der den Kaiser gerettet und ihm sowohl das Leben als Reich

geschenkt hatte, als Beides in seiner Hand war, irrte jetzt geächtet in den Provinzen umher, und ein Preis war auf seinen Kopf gesetzt. Mohâbet faßte einen Entschluß, der seiner Kühnheit und Großherzigkeit geziemte. In gemeiner Kleidung ging er heimlich in das Lager Asiph Jah's, als es dunkel war, und stellte sich in den Weg, der aus den Gemächern des Vizirs zum Harem führte. Der Wache haltende Eunuch erkannte ihn an der Stimme und überbrachte Asiph sein Verlangen, über Gegenstände von höchster Wichtigkeit mit ihm zu reden. Asiph waren die unseligen Folgen der Leidenschaften seiner Schwester nicht unbekannt; auch war der Edelmuth, mit dem Mohâbet noch vor Kurzem sie und ihn selbst behandelt hatte, nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben. Er nahm ihn in seine Arme und führte ihn in ein verborgenes Zimmer. Mohâbet sprach mit Freimuth über die Umtriebe der Sultane, über die Schwäche Jehangires und die Nothwendigkeit eines andern Herrschers bei den Leiden des Reichs. »Der ältere der Prinzen,« sagte er, »ist ein tugendhafter Mann und mein Freund; allein wir dürfen nicht einen schwachen Herrscher mit einem andern vertauschen. Ich kenne das Verdienst Shah Jehans, obgleich ich gegen ihn gefochten habe, und obgleich sein Ehrgeiz keine Grenze kennt, weder der Natur, noch der Gerechtigkeit, so wird seine Kraft doch innerm Unfuge steuern und den Gesetzen Kraft verleihen.« Die Pläne Asiphs, dessen Tochter die Favoritgemahlin des Shah Jehan war, stimmten, wie es scheint, mit denen Mohâbets überein; in dieser Stunde reichten sie sich die Hände zu gemeinschaftlichem Wirken, und Mohâbet, mit Briefen des Vizirs, ging an den Hof des Rana von Odipore, der Ereignisse zu warten.

Der Tod des Prinzen Purvez, der bald darauf am Schlagflusse starb, und der Tod Jehangire's, der etwas später erfolgte, ersparten den Verschworenen viele Schwierigkeiten und vielleicht Verbrechen. Es fand sich, als der Wille des Kaisers geöffnet wurde, daß er Shariar, seinen jüngsten Sohn, zum Thronfolger ernannt hatte auf Antrieb der Sultane, deren Tochter aus ihrer ersten Ehe diesem Prinzen vermählt war. Einstweilen setzte der Vizir Dawir Buksh den Sohn des ermordeten Chusero, auf den Thron, gab aber zugleich Mohâbet das verabredete Zeichen,

seine Operationen zu Gunsten Shah Jehans zu beginnen. Asiph schlug die Truppen Shariars und stach ihm die Augen aus. Shah Jehan rückte gegen Agra, und jedes Hinderniß verschwand durch den Tod Dawir Buksh's. Shah Jehan wurde als Kaiser der Mogolen proclamirt im Anfange des Jahrs 1628.

Er begann seine Herrschaft damit, sich vor allen etwaigen Nebenbuhlern zu sichern. Die ganze männliche Nachkommenschaft aus dem Hause Timurs wurde dem Schwerte oder der Schnur überantwortet, ihn selbst und seine Söhne ausgenommen. Seiner Söhne waren vier an der Zahl: Dara, zubenannt Shêko, Suja, Aurungzebe und Morâd; der älteste zu der Zeit im Alter von 13, der jüngste von 4 Jahren. Auch die Töchter Shah Jehans griffen thätig ein in seine ereignißreiche Regierung. Ihrer waren drei hochbegabte und schöne Weiber. Die älteste, Jehânara, war des Vaters Liebling, mit unbegrenzter Gewalt über ihn; großmüthig, edel, offen, voll Anhänglichkeit an ihren Bruder Dara, dessen Charakter dem ihrigen entsprach. Die zweite, Roshenrai Begum, war scharfen Geistes, listig, intriguant und neigte sich aus Uebereinstimmung des Charakters ihrem Bruder Aurungzebe zu. Die Sanftmuth Suria Bânu's, der jüngsten, hielt sie fern von dem unruhigen Treiben des politischen Lebens.

Asiph und Mohâbet, die beiden Leiter der Begebenheiten, welche Shah Jehan auf den Thron geführt hatten, und die fähigsten und beliebtesten Männer des Reichs, wurden der Eine zum Vizir, der Andere zum Befehlshaber der sämmtlichen Truppen ernannt. In dem ganzen weiten Reiche des Shah war Lodi, der die Armee in Deccan befehligte, der einzige widerspenstige Häuptling. Und auch er unterwarf sich, sobald eine Armee heranrückte.

Die Streitigkeiten und die Schwäche, welche gewöhnlich in den lockern Reichen des Ostens eine neue Thronbesteigung bezeichnen, ließen den Häuptling der Usbeken in Hindostan eine leichte Gelegenheit zu Eroberungen erwarten. Obgleich Abbas noch in Persien herrschte und die Usbeken kürzlich ihr Blut in Strömen vergossen hatten in Thronstreitigkeiten, so behaupteten sie sich doch noch immer in den Ländern am Oxus, welche Abbas vergebens versucht hatte ihnen zu entreißen. 10,000 Reiter mit einem Train

Artillerie drangen durch die Berge nach Cabul. Zuerst belagerten sie die Feste Zohâk; da sie aber dieselbe stark und belagert fanden, so zogen sie weiter nach Cabul. Die Stadt leistete einen kräftigen Widerstand, wurde aber endlich zum Aeußersten gebracht. Die Vertheidiger beschlossen jedoch einen verzweifelten Kampf, machten einen Ausfall und schlugen den Feind zurück, der die Provinz räumte, ehe noch Mohâbet auf seinem Wege von Deccan, wo er Lodi zur Unterwerfung gezwungen hatte, auf dem Kriegsschauplatze anlangte.

Der Ungehorsam des Rajah von Bundelcund, der so thöricht war, an einer Vermehrung seines Tributs Anstoß zu nehmen, wurde durch eine überwältigende Streitmacht gezüchtigt; doch der edle Mohâbet wurde gewonnen durch die Tapferkeit seines Feindes und erlangte für ihn Verzeihung und Wiedereinsetzung.

Alle Verdienste Mohâbets konnten nur dienen, den finstern Argwohn orientalischer Despotie zu vermehren. Shah Jehan betrachtete ihn mit Schrecken und suchte durch alle Maßregeln, welche er wagen zu dürfen glaubte, ihn seiner Macht zu berauben.

Die eifersüchtige, rachsüchtige Gemüthsart des Kaisers verwickelte ihn noch von einer andern Seite in Schwierigkeiten. Als Lodi sich bedingungsweise unterwarf, erhielt er das Gouvernement einer Provinz, aber keine Verzeihung. Er wurde jetzt an den Hof beschieden und auf so absichtlich beleidigende Weise empfangen, daß sowohl Stolz als Klugheit ihn lehrten, allein in der Unabhängigkeit sein Heil zu suchen. Er entkam mit Schwierigkeit, gerieth in das größte Ungemach, vereitelte jedoch durch Talent und Beharrlichkeit die Anschläge seiner Verfolger und entkam nach Deccan. Die Hülfsquellen, welche ein Mann wie Lodi im Süden finden konnte, machten den Kaiser auf seinem Throne zittern. Er brachte eine große Armee zusammen, stellte sich selbst an ihre Spitze und eilte auf den Schauplatz der Handlung. Hiermit beginnt die Reihe der Kämpfe um die Unterjochung von Deccan, welche einen großen Theil dieser und der folgenden Regierung ausfüllten.

Seit dem Falle von Ahmednuggur, am Ende der Regierung Akbars, waren die Hauptereignisse, welche in Deccan sich begeben

hatten, folgende. Die Herrschaft von Nizam Shawi oder Ahmednuggur wurde getheilt zwischen Mallek Umber, der das Land von der Grenze Telingana's bis auf acht Meilen von Ahmednuggur, und vier von Dowlatabad besaß, und Raju Minnaun, der von Dowlatabad nordwärts bis Guzerat und südwärts bis auf zwölf Meilen von Ahmednuggur herrschte, während Mortiza II., einem Prinzen aus dem königlichen Hause von Ahmednuggur, mit dem leeren Namen eines Souverains, nur die Feste Duseh gelassen wurde nebst einigen Dörfern zu seiner Subsistenz. Fortwährende Streitigkeiten herrschten zwischen den Usurpatoren, und zuletzt glückte es Umber, Raju gefangen zu nehmen und sich seiner Besitzungen zu bemächtigen. Umber war jetzt ein Fürst von hoher Geltung unter den Fürsten von Deccan, regierte seine Besitzungen mit Weisheit, und indem er von den Königen von Bijapore und Golconda mehr als bloße Achtung erzwang, behauptete er gegen Jehangire selbst eine Achtung gebietende Stellung. Er baute die Stadt Gurkeh, fünf Coß von Dowlatabad, und starb zwei Jahre vor der gegenwärtigen Expedition Shah Jehans im 80sten Jahre, seine Besitzungen als die bestbebauten und glücklichsten in Indien hinterlassend. Futteh Khan, der Sohn Umbers, folgte ihm. Mortiza II., der noch am Leben war, erhielt ihn durch Verrätherei in seine Gewalt und brachte noch einmal den übrigen Theil des Gebiets von Ahmednuggur an das Haus Nizam Beheri's. Doch behielt er es nicht lange. Futteh Khan erlangte seine Freiheit und seinen Einfluß wieder, ließ mit Beistimmung Shah Jehans, an den er sich wandte, Mortiza hinrichten, und setzte dessen zehnjährigen Sohn wie zum Hohne auf einen Scheinthron. [1])

Die Herrschaften von Bijapore und Golconda blieben ziemlich in demselben Zustande, in welchem Akbar sie gefunden und gelassen hatte. Mahomed Adil Shah war jetzt auf dem Throne des erstern, Abdullah Kuttub Shah auf dem Throne des letzteren Reichs. [2])

Der Kaiser kam in Burrahanpore, der Hauptstadt von Can-

[1]) Ferishta's Geschichte von Deccan, *Scott* I, 400 — 403. Umber war einer der abyssinischen Abenteurer, deren so viele unter den afghanischen Dynastieen ihr Glück in Deccan suchten und fanden.

[2]) Das. 339 — 40. 409 — 10.

desh, an und seine Mandate ergingen an die Fürsten von Deccan, ihre Heere aus einander gehen zu lassen, Lodi auszuliefern und in Person ihre Unterwerfung zu überbringen, bei Strafe völliger Vernichtung. Die Raschheit des Kaisers hatte Lodi zu wenig Zeit gelassen, die nöthigen Vorbereitungen zum Widerstande zu treffen. Allein er hatte schon mit den drei Fürsten von Deccan einen Bund geschlossen und sie vermocht, zu den Befehlen des Kaisers sich weigernd oder ausweichend zu verhalten. Er erhielt einen Heerhaufen, mit dem er die Bergpässe besetzte und der mogolischen Armee den Weg nach Golconda versperrte. Der Kaiser, ungeduldig über den Verzug, entfernte seinen General und übertrug dem Vizir das Geschäft, Lodi zu vernichten und den Uebermuth der deccanischen Fürsten zu züchtigen. Die Fürsten waren schon des Krieges überdrüssig und bestürzt durch seine Gefahren. Der Name und die Macht des Vizirs steigerte noch ihre Besorgnisse. Lodi wurde am Tage der Schlacht von Allen verlassen, einige Häuptlinge, seine Freunde, ausgenommen, welche mit ihrem Gefolge ihm treu blieben. Mit diesen nahm er eine vortheilhafte Stellung und wehrte sich lange mit Glück gegen die ganze Macht des Kaisers. Endlich, als er sich nach einem Sicherheitsorte zurückzog, wurde er von einem benachbarten Rajah, der des Kaisers Gunst sich zu erwerben suchte, unerwartet überfallen und verlor seinen tapfern Sohn mit dem größten Theile seines Anhanges. Eine der Streifpartieen, welche seine Spur im ganzen Lande verfolgten, fing ihn endlich an einem Orte, wo er keinen Ausweg mehr hatte, und er fiel, nachdem er sich auf's Aeußerste vertheidigt hatte. Shah Jehan zeigte eine unedle Freude, als er die Nachricht erhielt; ein Maßstab seiner Furcht, so lange dieser tapfre Mann am Leben war. Nach dem Falle Lodi's war der Krieg in Deccan wenig mehr als eine Reihe von Plünderungen. Die Fürsten leisteten wenig Widerstand. Eine schreckliche Hungersnoth, durch mehrere Jahre der äußersten Dürre verursacht, welche durch Indien und einen großen Theil Asiens herrschte, fügte ihre Gräuel zu den Drangsalen, welche auf den Bewohnern Deccans lasteten. Die Fürsten flehten um Frieden, und der Kaiser genehmigte, seine Armee zurückzuziehen, deren Unterhaltung jetzt schwierig wurde, behielt jedoch als Sicherheit für

ihr gutes Betragen die Festungen, welche in seine Hand gefallen waren.

In der Hungersnoth hatten die Hindus vom Ackerbau sich der Religion zugewandt und in Gebeten, Büßungen und frommen Ceremonien Abstellung ihres Elendes gesucht. Die neue Noth, welche aus diesem frommen Wahne entsprang, erregte den Zorn Shah Jehans, und obgleich kein Eiferer für seine eigne Religion, erließ er doch einen Befehl, »daß ein Heer von Göttern, welche, anstatt ihren Verehrern zu helfen, sie noch verleiteten, sich selbst größere Uebel zuzufügen, als der Zorn eines Feindes, in seinem Reiche nicht geduldet werden sollte.« Da aber erhoben die Hindus ihre Waffen zur Vertheidigung ihrer Götter, und der Kaiser mußte nach einigen vergeblichen Bemühungen von seinem Vorhaben abstehen und erklären, »ein Fürst, der Unterthanen haben wolle, müsse sie nehmen mit allem Plunder ihrer Religion.«

Die Portugiesen, welche sich in Hoogley in Bengalen niedergelassen hatten und deren Uebermuth mit ihrem Gedeihen stieg, erregten das Mißfallen des Subahdars. Er sandte seine Klagen an den Kaiser. »Jage die Götzendiener aus meinem Reiche,« war die lakonische Antwort. Die Portugiesen wehrten sich wacker. Als sie die Waffen niederlegen mußten, war das Hauptübel, welches sie traf, ihre Kirchenbilder zertrümmert zu sehen. Hierauf folgte eine zweite Empörung des Rajahs von Bundelcund, der sein jetzt beschlossenes Verderben zwei Jahre mit verzweifelter Tapferkeit abwehrte. Der dritte Sohn des Kaisers, Aurungzebe, mit einem erfahrenen Generale an seiner Seite, hatte das Titularcommando in diesem Kriege und entwickelte schon jene Wildheit im Werke der Zerstörung, welche seine reiferen Jahre bezeichnete.

Als der Kaiser die Grenzen von Deccan verließ, bot er das Gouvernement von Candesh und der Grenzarmee, welches große Talente erforderte, dem Vizir an, und dieser, der die Folgen seiner Entfernung vom Hofe fürchtete, empfahl mit Nachdruck die Tugenden und die Fähigkeit Mohâbets. Adil Shah, der König von Bijapore, drohte, Futteh Khan, der im Namen des jungen Shahs von Ahmednuggur regierte, Dowlatabad zu entreißen. Um die Verknüpfung dieser wichtigen Feste mit den Besitzungen seines

Rivalen zu verhüten, bot Futteh Khan sie dem Shah Jehan an, und Mohâbet zog aus, sie in Besitz zu nehmen. Futteh Khan reute sein Anerbieten, und Mohâbet mußte die Feste belagern. Dowlatabad hat eine sehr starke Lage auf einem isolirten, schroffen Felsen, und war mit einem Aufgebote aller indischen Fortificationskunst befestigt worden, nur durch Aushungerung wurde Futteh zur Uebergabe gezwungen. Der junge Fürst, sein Herr, wurde gefangen nach Gualior geführt. Futteh Khan behielt sein Privateigenthum und wurde zu einem der hohen Omrahs des Reichs gemacht. Allein er fiel in Wahnsinn an den Folgen einer früher am Haupte empfangenen Wunde und wurde nach Lahore geführt, wo er noch mehrere Jahre freigebig unterhalten wurde. Der Fall Dowlatabads machte der Dynastie Nizam Shahs ein Ende, welche 150 Jahre das Scepter von Ahmednuggur getragen. [1]) Mohâbet beschloß, die Unterwerfung von Deccan zu verfolgen, zog gen Telingana und belagerte eine Festung. Allein er wurde krank und unfähig, die Operationen der Armee zu leiten, und zog sich nach Burrahampore zurück, wo er in hohem Alter starb.

Die Ruhe des Reichs gestattete dem Ehrgeize Shah Jehans, die Unterjochung Deccans wieder aufzunehmen. Er trat seinen Zug an von Agra aus. Um den Statthaltern der Provinzen Zeit zu lassen, mit ihren Truppen zu ihm zu stoßen, bewegte er sich absichtlich nur langsam. Nach fast einem Jahre erst kam er nach Dowlatabad mit einer übergroßen Armee. Der ganze Zug theilte sich in zwölf Heerhaufen und ergoß sich über die Reiche Golconda und Bijapore mit dem Auftrage, nicht die Strenge des Kriegs zu sparen, »denn der Krieg sei die Geißel der Menschheit, und Mitleid diene nur, seine Uebel zu verlängern.« 115 Städte und Festungen wurden im Laufe eines Jahres genommen. Die unglücklichen Fürsten flehten um Frieden unter jeder Bedingung. Er wurde ihnen gewährt, doch unter der Bedingung, daß sie auf ihre Herrschaften verzichten und dieselben tributpflichtig vom Mo-

[1]) Der Fall von Dowlatabad wird etwas verschieden angegeben bei Dow, Geschichte Nizam Shahs, p. 151. Wir sind der Angabe Ferishta's gefolgt. *Scott*, Deccan, I. 402.

gul zurückempfangen sollten. Die Provinz Candesh mit der Armee in Deccan wurde unter dem Befehle des Sohnes des verstorbenen Mohâbet zurückgelassen, eines vollendeten Kriegers. Allein er starb bald und Aurungzebe, des Kaisers aufstrebender Sohn, war sein Nachfolger.

Um diese Zeit zog ein widerspenstiger Rajah von Berar die kaiserlichen Waffen auf sich. Dieser große District wurde völlig unterworfen und als Subah dem glücklichen Heerführer übertragen. Noch ein anderes Ereigniß gab dem Kaiser hohe Befriedigung. Die Provinz Candahar, durch Abbas, den Shah von Persien, den Mongolen entrissen, wurde durch Verrätherei ihres Statthalters wieder gewonnen, der mit dem grausamen, willkürlichen Scepter Sefi's, des Nachfolgers von Abbas auf dem persischen Throne, unzufrieden war.

Von den darauf folgenden Vorgängen ist unsere Kunde sehr dürftig. Die Provinz Bengalen wurde angegriffen von Assam aus, indem der Feind den Brahmaputra in Böten herabging bis zur Vereinigung desselben mit dem Ganges unterhalb Dacca. Der Subahdar von Bengalen trieb die Eindringlinge ohne Schwierigkeit zurück, verfolgte sie in ihr eignes Land, nahm mehrere Festungen und eroberte mehrere Provinzen, mußte aber aus Mangel an Subsistenzmitteln seinen Rückzug antreten, der durch den Anfang der Regenzeit und die Schlechtigkeit der Wege höchst mühselig wurde. Ebenfalls wird berichtet, daß ein anderer Heerführer Shah Jehans Tibet eroberte, und Shah Jehan triumphirte, Länder zu erobern, welche seiner Vorgänger Keiner erreicht hatte. Allein wir finden nicht, daß diese Erwerbungen Folgen hatten, und von der Eroberung Tibets erfahren wir Nichts über den Ort, die Ausdehnung oder die Umstände derselben, noch auch über den Weg, welchen die Armee nahm.

Die zahlreichen Unterthanen Shah Jehans erfreuten sich jetzt einer Ruhe und eines Wohlstandes, wie ihn dieser Theil der Erdkugel vielleicht nie gesehen hatte. Die Statthalter und Beamten waren einer strengen Beaufsichtigung unterworfen, und nicht nur auf Gehorsam, sondern auch auf ihre Pflichten gegen ihre Untergebenen mit Strenge gehalten. Seine Regierung steht im ruhmvollen Andenken durch strenge Geltung der Gesetze. Die Erhe-

bung der Einkünfte, welche in den Zustand des Volks so tief eingreift, und welche unter Akbar schon sehr verbessert worden war, erhielt eine noch größere Vollkommenheit unter der sorgfältigen Verwaltung Shah Jehans. [1])

Eine Störung dieser Ruhe wurde kaum gefühlt durch eine Invasion der Usbeken in Cabul, dessen Statthalter nicht nur sie zurücktrieb, sondern ihnen nachsetzend ihr Land bis Balk verwüstete und mit ansehnlicher Beute zurückkehrte. Dieser günstige Erfolg ermuthigte den Statthalter von Cabul, im folgenden Jahre wieder in das Gebiet der Usbeken einzufallen. Allein er hätte bald seine Verwegenheit theuer büßen müssen, indem er abgeschnitten und der Rückweg ihm höchst gefährlich und mühselig gemacht wurde. Der Kaiser wurde zuletzt selbst angesteckt von dem Ehrgeize, die Usbeken zu besiegen. Sein jüngster Sohn Morâd wurde abgesandt mit einer Armee und bemächtigte sich des Landes ohne viel Schwierigkeit. Aber er erzürnte den Vater, indem er wider den Befehl von seinem Commando zurückkehrte. Der Usbekenfürst war nach Persien geflohen, doch einer seiner Söhne erlangte Hülfe von den verwandten Stämmen jenseit des Oxus. Aurungzebe wurde gesandt, dem neuen Gegner die Spitze zu bieten, der auch sein ganzes Talent und seine ausdauernde Tapferkeit in Anspruch nahm. In einer verzweifelten Schlacht schwankte der Sieg, und das Glück schien mehr als einmal auf dem Punkte, sich gegen die Mongolen zu erklären. Nach vielen Schwierigkeiten und Verlusten wurde endlich das Land unterworfen, doch der alte Herrscher gegen einen geringen Tribut in seinen Besitzungen bestätigt.

So hoch auf der Woge des Glücks hatte der Kaiser den bittern Verdruß, daß Candahar, der Schlüssel seines Reichs von

[1]) Die Historiker des Orients rühmen von vielen Königen, ihre Rechtsverwaltung sei so vollkommen gewesen, daß man Börsen mit Gold auf die Heerstraßen hätte legen können, ohne daß Jemand sie berührt hätte. Nie war in Indien eine schärfere Rechtspflege, als unter Shah Jehan; lernen wir aber seine Verwaltung näher kennen, so sehen wir, wie jene Ruhmredigkeiten zu verstehen sind. Bernier schildert die Zustände zu der Zeit, als er an den Hof Shah Jehans kam; er erwähnt „le peu d'argent qui me restoit de diverses rencontres de voleurs.“ **Hist. des estats du Grand Magol, p. 5.**

persischer Seite, ihm entrissen wurde. Shah Abbas II. war dem elenden Sefi auf dem Throne Persiens gefolgt und hatte den Vortheil benutzt, den die Entfernung der mogolischen Truppen und die Unterjochung der Usbeken, wodurch die Nordprovinzen nicht mehr bedroht waren, ihm boten. Er rückte gegen Candahar mit großer Heeresmacht und gewann die Stadt durch Capitulation, ehe noch die mogolische Armee Entsatz bringen konnte. Die größten Anstrengungen wurden gemacht zu ihrer Wiedererlangung. Aurungzebe belagerte sie zweimal, und Dara, des Kaisers ältester Sohn, einmal. Sie trotzte den Bemühungen Beider.

Das wichtigste Ereigniß in der Regierung Shah Jehans war die Erneuerung des Kriegs in Deccan. Die Grenzprovinzen und die Südarmee waren unter den Befehl Aurungzebe's gestellt worden; allein das Mißtrauen und die Eifersucht seines Vaters und seiner Brüder hatten Gelegenheit gesucht, ihn von dort zu entfernen, ein Mal durch das Commando in Guzerat, ein anderes Mal im Kriege gegen die Usbeken. Dennoch hatte er Mittel gefunden, jene wichtige Stellung wieder zu erhalten und war in Dowlatabad, als sich eine Gelegenheit bot, welcher ein Geist gleich dem seinigen nicht widerstehen konnte. Ein Häuptling im Dienste des Königs von Golconda, der im Dienste seines Herrn gegen die Rajahs von Carnatik gekämpft und sein Gebiet ansehnlich vergrößert hatte, fiel in Ungnade bei seinem Herrn aus Furcht vor seiner Macht und sah sein Leben selbst bedroht. Er sandte Aurungzebe eine geheime Mittheilung, in der er ihm seine Beihülfe anbot zum Ueberfalle der Stadt Hyderabad, nicht weit von Golconda, wo der König residirte und die Schätze aufbewahrt wurden. Aurungzebe verbarg seine Absichten unter dem Vorwande einer Gesandtschaft und gelangte in die Stadt; doch entdeckte der König den Verrath noch früh genug, um seine Flucht nach Golconda zu nehmen, und da in der Verwirrung des Ueberfalls die Stadt in Brand gerieth, so ging der größte Theil der Schätze, welche Aurungzebe gereizt hatten, verloren. Golconda wurde belagert; allein Befehle vom Hofe, durch die dortige Eifersucht veranlaßt, geboten, dem Könige Friedensbedingungen zu bieten. Die Truppen zogen sich zurück, nachdem die schöne Tochter des Königs dem ältesten Sohne Aurungzebe's zur Ehe gegeben war.

Der Häuptling, auf dessen Betrieb Aurungzebe den Feldzug unternommen, war der bekannte Emir Jumla. Er war geboren in einem Dorfe bei Ispahan in Persien von so armen Aeltern, daß sie ihn kaum lesen lernen lassen konnten. Ein Diamanthändler, der nach Golconda reiste, nahm ihn mit dorthin als Diener oder Schreiber; er verließ daselbst seinen Herrn und fing einen Handel an auf eigne Rechnung. Mit seinem ersten Gewinne kaufte er sich eine Stelle im Dienste des Königs. Durch Talent und Geschick wußte er sich Gunst zu erwerben und schwang sich von Stufe zu Stufe bis zu den höchsten Sellen. Während seines öffentlichen Lebens vergaß er keineswegs die Künste des Privaterwerbes; er hatte Handelsschiffe, die nach verschiedenen Plätzen gingen, und pachtete unter entlehntem Namen die ganzen Diamantminen. Diese Reichthümer vermehrte er noch durch seine glücklichen Kriege in Carnatik und stand zu der Zeit, als er sich mit Aurungzebe verband, in dem Rufe, ungeheure Schätze zu besitzen. Dieser Prinz verband sich sogleich mit ihm auf's Innigste und suchte ihn bei den wichtigsten Angelegenheiten zu benutzen. Da er glaubte, daß Jumla's Talente vortheilhaft am Hofe seines Vaters für ihn wirken könnten, so sandte er ihn dorthin mit Empfehlungen, welche ihm bald zu dem höchsten Range verhalfen. Als die Stelle des Vizirs erledigt war, konnten die Einwendungen Dara's den Kaiser nicht verhindern, sie Jumla zu verleihen, in der schmutzigen Hoffnung, für diese Ernennung ein prächtiges Geschenk zu erhalten, wie es von seinen Reichthümern zu erwarten stand.

Mittlerweile forderte ein neuer Vorfall die Gegenwart Emir Jumla's in Deccan. Der König von Bijapore war gestorben und seine Omrahs hatten, ohne den Kaiser zu fragen, dessen Sohn gehuldigt. Der Kaiser, der jetzt die Fürsten in Deccan als seine Vasallen ansehen und behandeln wollte, machte aus dieser Unterlassung ein Verbrechen und sandte seinen neuen Vizir mit einer Armee, es zu bestrafen. Dieser traf Aurungzebe zu Burrahanpore, und der ehrgeizige, aber kluge Prinz legte die größte Unterwerfung an den Tag gegen die Befehle des Vizirs seines Vaters. Diese beiden klugen Häuptlinge verstanden sich gegenseitig. Der Krieg wurde mit Einigkeit und Nachdruck geführt, die

Stadt Beder genommen, die Armee von Bijapore im Felde geschlagen. Calburga, die alte Capitale des deccanischen Reichs, ergab sich und der König warf sich zu den Füßen der Eroberer. Nachdem die harten Bedingungen der Unterwerfung festgestellt waren, kehrte Aurungzebe nach Burrahanpore zurück und der Vizir wurde wieder nach Agra berufen. [1])

Nach diesen Begebenheiten erkrankte der Kaiser [2]), und die Flammen, welche bisher mit Schwierigkeit unterdrückt waren, kamen mit unbezwinglicher Gewalt zum Ausbruche. In den orientalischen Despotieen betrachten die Söhne des regierenden Monarchen jeden Bruder entweder als ein Schlachtopfer oder als einen Henker und sehen nur eine Wahl zwischen dem Musnud und dem Grabe. Das gewöhnliche Verfahren sucht daher absichtlich die königlichen Knaben durch weibische Haremerziehung abzuschwächen; allein die Söhne Shah Jehans waren zum Handeln gewöhnt und dem Besitze der Macht nicht fremd geblieben. Sie waren nicht alle höher begabt, aber alle feurig, tapfer und strebsam, und Jeder hielt sich selbst des Reichs für würdig. Dara, der Aelteste, ritterlich, offen, bieder, aber aufbrausend, unbedacht, übereilt, war vom Vater zum Thronfolger bestimmt und gewöhnlich in seiner Umgebung gewesen; Sujah, der Zweite, war Subahdar von Bengalen, klüger und verschwiegener als sein älterer Bruder, aber weit hierin übertroffen von dem tiefen, verschlagenen Aurungzebe, der seit früher Jugend sich in den Schein der Frömmigkeit gehüllt und die Meinung unterhalten hatte, als ob er aus Haß gegen die Welt und ihre Eitelkeiten nur eine Einsamkeit begehren, um ein den Büßungen und gottgefälligen Handlungen geweihtes Leben zu führen. Morâd, der jüngste der Söhne Shah Jehans, war besonders durch seine Tapferkeit bekannt,

[1]) Ueber diese Verhältnisse s. *Bernier*, p. 22 — 32; über Shah Jehan *Dow*, c. V.

[2]) Dow, welcher seiner persischen Autorität folgt, sagt, die Krankheit sei Lähmung und Stranguerie gewesen und durch Uebermaß in den Genüssen des Harems entstanden. Der Arzt Bernier sagt darüber: „Je ne parlerai point ici de sa maladie, et n'en raporteray pas les particularitez. Je diray seulement qu'elle estoit peu convenable à un vieillard de soixante-dix ans et plus, qui devoit plûtot songer à conserver ses forces qu'à les ruiner comme il fit.“ p. 33.

bei'm Volke beliebt durch leutseliges, edelmüthiges Wesen, aber schwach und leichtgläubig. Als seines Vaters Siechthum den Brennstoff entzündete, der in dem kaiserlichen Hause angehäuft war, bekleidete dieser Prinz das Amt eines Subahdar in Bengalen.

Da die Krankheit des Kaisers von Anfang an als unheilbar galt, so ergriff Dara ohne Zögern die Zügel der Regierung und begann mit seiner gewöhnlichen Hast und Gewaltsamkeit zu zeigen, was er von seinen Brüdern fürchtete und was seine Brüder von ihm zu erwarten hatten. Aller Verkehr mit ihnen wurde verboten bei Todesstrafe. Ihre Agenten, Papiere und Effecten in der Hauptstadt wurden mit Beschlag belegt. Jumla und alle übrigen hohen Beamten, welche sich einer Verbindung mit einem der jüngern Prinzen verdächtigt hatten, wurden ihrer Stellen entsetzt. Zugleich ergingen Befehle, die kaiserlichen Truppen auf Kriegsfuß zu setzen.

Suja, der dem Schauplatze der Begebenheiten am nächsten war, trat zuerst feindlich auf. Als Gouverneur der reichsten Provinz, die er hart ausgeplündert hatte, besaß er einen wohlgefüllten Schatz, die kräftigste Waffe; auch hatte er schon eine Armee versammelt zu dem Kampfe, der jetzt bevorstand. Doch Soliman, der älteste Sohn Dara's, wurde ohne Säumen gegen ihn geschickt; er fand Mittel, unerwartet den Ganges zu überschreiten und zwang ihn zum eiligen Rückzuge nach Mongir, welches er belagerte.

Unterdessen nutzte Aurungzebe die Hülfsmittel seines fruchtbaren Kopfes, seine Hand zu kräftigen und die Streiche derselben zu sichern. Er überredete Morâd, seine eigenen Absichten seien auf den Himmel gerichtet, nicht auf den Thron; da aber seine Brüder Dara und Suja in Vergleich mit Morâd unwürdig seien zu herrschen, so begehre er aus Freundschaft mit allen Kräften ihm beizustehen; später werde dann die einzige Gnade sein, um welche er bäte, sich zurückzuziehen und seine Tage und Nächte seinem Schöpfer weihen zu dürfen.

Obgleich Emir Jumla das Vizirat verloren hatte, so erhielt er durch einen Einfluß, dem Dara sich nicht entziehen konnte, das Commando einer Armee in Deccan, wo es die Aufgabe Au-

rungzebes war, seine Talente und Hülfsmittel für sich zu gewinnen. Allein die in Delhi zurückbehaltene Familie Jumla's fesselte seine Bewegungen. Aurungzebe versuchte deshalb sich der Person des Emir Jumla zu bemächtigen. Der Schein des Zwangs nahm dann jeden Vorwand, an seiner Familie Rache zu nehmen. Die augenblickliche Erbitterung seiner Armee konnte durch Freigebigkeit und Versprechungen besänftigt werden. Das Strategem glückte und Jumla's Talente und Armee wurden für Aurungzebe gewonnen.

Nachdem er mit seinem Bruder in Guzerat die Verabredung getroffen, zu Dojeen sich mit ihm zu vereinigen, trat er seinen Weg von Burrahanpore an und kam zum Nerbudda, wo er hörte, daß Jesswint Sing, der Gemahl der Tochter des Rana von Odipore, der durch sie die meisten Besitzungen ihres Vaters geerbt hatte, die Stadt Dojeen besetzt hielt und ihm den Durchzug der Armee streitig machen wollte. Der Rajah versäumte die günstige Gelegenheit, die Truppen Aurungzebe's anzugreifen, als sie von Hitze und Anstrengung erschöpft an den Ufern des Nerbudda anlangten. Der listige Mogul zögerte mehrere Tage, bis er sich mit Morâd vereinigt hatte; dann zogen beide Brüder über den Fluß und schlugen nach einem wackern Kampfe den Rajah in die Flucht. Aurungzebe, der nie Gewalt gebrauchte, wo er durch List wirken konnte, hatte vorher die Mahomedaner in der Armee des Rajah bearbeiten lassen, indem er die Vorstellung verbreitete, es sei Verrath an den Gläubigen, mit Ungläubigen zu essen.

Unterdessen hatte Kaiser Shah Jehan sich von den heftigen Anfällen seiner Krankheit erholt und die Wirksamkeit seines Ansehens wieder hergestellt. Dara, der während seiner Krankheit sich mit wahrhaft kindlicher Zärtlichkeit und Treue benommen und keinen Augenblick gezögert hatte, die Regierung wieder abzugeben, als sein Vater sie zu übernehmen vermochte, gewann eine noch höhere Stelle in der Liebe des Kaisers, der sogleich seine Befehle erließ an die Prinzen Aurungzebe und Morâd, zu ihren Gouvernements zurückzukehren. Aurungzebe war wenig geneigt, seinen so glücklich begonnenen Unternehmungen Einhalt zu thun; doch würde offene Feindseligkeit gegen seinen bei Truppen und Volke hochgeliebten Vater nur seine Sache zerstört und seine eigne Armee

wider ihn gekehrt haben. Unter dem Vorwande, mit seinen Truppen zu rasten, wartete er mehrere Tage zu Dojeen, und die Uebereilung Dara's, welche der Rath des Kaisers nicht zu hindern vermochte, bot ihm bald einen Vorwand, seine Pläne zu verdecken. Die Kunde vom Uebergange über den Nerbudda und der Niederlage des Rajah entzündete Dara's Zorn zu hellen Flammen. Er zog von Agra aus mit den kaiserlichen Truppen und gestattete seinem Bruder den Schein, als kämpfe er nur gezwungen gegen seinen Bruder allein, nicht gegen seinen Vater, und aus Nothwehr. Dara sandte zu seinem Sohne Soliman, der noch Suja in Mongir belagerte, unter jeder Bedingung mit diesem Sultane sich zu vergleichen und schleunigst zu ihm zu stoßen gegen Aurungzebe. Suja durfte die Statthalterschaft von Bengalen wieder antreten, Soliman eilte, den neuen Kampfplatz zu erreichen, und hätte Dara seine Ungeduld zügeln können, bis er sich mit seinem Sohne verbunden, der bei den Truppen beliebt und zugleich klug und tapfer war, so möchte die Laufbahn Aurungzebe's bald beendigt worden sein. Der Kaiser zitterte in der Voraussicht einer Schlacht; er drohte, in Person im Felde zu erscheinen, was sehr wirksam gewesen sein würde, weil keine Autorität gegen die seinige Geltung gefunden haben würde: allein der bethörte Dara fand Mittel, der Ausführung dieser Absicht zuvorzukommen; er besetzte die Ufer des Chumbul und die Pässe der Berge, welche von Guzerat nach dem Jumna sich ziehen. Aurungzebe fand die Pässe so stark besetzt und den Feind so vortheilhaft postirt, daß er keinen Angriff wagte, und zugleich die Ankunft Solimans fürchtend, war er in der größten Verlegenheit. In dieser Lage erhielt er durch einen verrätherischen Omrah in der Armee Dara's Nachricht von einem Seitenwege durch die Berge, der zu einem unbesetzten Punkte des Flusses führte. Er ließ sein Lager stehen als Blendwerk für Dara, der erst die Kunde erhielt, daß Aurungzebe ihm im Rücken und in vollem Marsche gegen die Hauptstadt zu sei. Mit größter Anstrengung warf er sich dem Feinde in den Weg und bot ihm eine Schlacht an. Dara zeigte sich höchst vortheilhaft auf dem Schlachtfelde. Sein Muth beseelte seine Truppen. Die stürmische Tapferkeit Morâds und die kalte, besonnene Unerschrockenheit Aurungzebe's wurde aufgewogen von dem Geiste

der kaiserlichen Armee und ihres Führers. Der Elephant Dara's wurde verwundet und zur üblen Stunde ließ er sich verleiten, abzusteigen. Die Truppen, als sie den kaiserlichen Houda nicht mehr sahen, argwöhnten Verrätherei und den Tod ihres Führers, und Jeder dachte auf die eigne Rettung. Aurungzebe sah sich als Herrn des Schlachtfeldes in dem Augenblicke, als er schon verzweifelte, mit seinen Soldaten länger den Kampf zu bestehen.

Dara floh nach Agra und nach einer kurzen Unterredung mit seinem Vater nach Delhi, wo mehrere kaiserliche Truppen zu seiner Verfügung gestellt wurden, und von wo aus er seine Vereinigung mit Soliman zu bewerkstelligen hoffte. Aurungzebe dagegen bot alle seine List und Thätigkeit auf, seinen Sieg möglichst zu benutzen. Aeußerlich behandelte er Morâd als Kaiser und traf Anstalten für sich selbst, als beabsichtige er, sogleich eine fromme Pilgerschaft nach Mecca anzutreten. Unterdessen schrieb er Briefe und bot alle Verführungskünste auf, um die Omrahs der Sache Dara's zu entfremden. Seine Hauptsorge war, die Armee Solimans zu bearbeiten, welches er so wirksam betrieb, daß der unglückliche Prinz zuletzt vor seiner eignen Armee nicht sicher war. Er floh und suchte Schutz bei'm Rajah von Seriganur, einem unabhängigen Hindureiche in den nördlichen Bergen. Die siegreiche Armee zog gegen Agra; allein der Kaiser ließ die Thore der Citadelle sperren und Aurungzebe zauderte noch, gegen seinen Vater Gewalt zu gebrauchen. Er schrieb einen Brief voll der lebhaftesten Betheuerungen der Ergebenheit und tiefsten Unterwerfung gegen seinen Vater und Herrn. Der Kaiser, in der Hoffnung, ihn in seine Gewalt zu erhalten, stellte sich befriedigt und lud ihn zu sich ein. Aurungzebe betheuerte täglich seinen Eifer, zu gehorchen und fand täglich einen Grund zum Aufschub. Nach einer Reihe von Intriguen erklärte er, um vor seinem Vater ruhig erscheinen und sich demüthigen zu können, sei es nöthig, daß sein Sohn erst in die Citadelle gelassen würde mit einer Wache für seine Person. Der Kaiser, geblendet durch das Verlangen, ihn in seine Hand zu bekommen, willigte in eine Bedingung, welche unerläßlich schien. Als er sich gefangen in der Gewalt seines Enkels sah, überstieg seine Wuth jede Grenze und er bot ihm die Krone an, wenn er ihn in Freiheit setzen und sich mit ihm verbinden

wollte, die Absichten Aurungzebs zu vereiteln. Allein der Jüngling, obgleich der Herrschaft nicht abgeneigt und keineswegs behindert durch kindliches Pflichtgefühl, weigerte sich, und nach einigem Zögern mußte Shah Jehan die Schlüssel der Citadelle Aurungzeb überschicken. Die Heuchlerrolle Aurungzebs war noch nicht ausgespielt. In einem Briefe, den er sorgfältig veröffentlichen ließ, erklärte er, nur mit größter Betrübniß zum Aeußersten gezwungen worden zu sein, und daß, sobald Dara, dessen Verbrechen alle Schuld trügen, außer Stand gesetzt sein würde, inskünftige Unheil anzustiften, es die glücklichste Begebenheit seines Lebens sein würde, seinen Vater in den Vollgenuß seiner Macht wieder einsetzen zu können.

Aurungzebs nächstes Bestreben war, Morad los zu werden. Die Freunde dieses unbedachten Prinzen hatten ihm endlich Mißtrauen gegen die Absichten seines Bruders eingeflößt und ihn selbst zu dem Plane bewogen, sich endlich von einem so gefährlichen Nebenbuhler zu befreien. Der Scharfblick Aurungzebs erkannte den beabsichtigten Streich, und wußte ihm in dem nämlichen Augenblicke auszuweichen, als er auf ihn niederzufallen berechnet war. Seinerseits lockte er Morad zu einem Gastmahle, machte ihn berauscht und nahm ihm im Schlafe die Waffen. Dann ergriff er ihn ohne Sträuben und schickte ihn als Gefangenen auf die Citadelle von Agra [1]).

Es war jetzt unnütz und selbst nachtheilig für die Sache Aurungzebs, mit seiner wahren Absicht länger zurückzuhalten. Allein er wartete, bis seine Edlen ihn bestürmten, und dann am 2ten August 1658 im Garten von Azabâd bei Delhi, scheinbar ihrem Drängen nachgebend, willigte er ein, die Insignien des Königthums zu empfangen und nahm den pomphaften Titel von Aulum Gir, Bezwinger der Welt, an.

Aulum Gir ermattete nicht durch das Gethane, das noch Uebrige zu vollenden. Dara hatte den Weg nach Lahore eingeschlagen und hatte die Hülfsquellen der Nordprovinzen Lahore,

[1]) Bernier hatte von diesem Mordversuche Morads gegen Aurungzeb nicht gehört; wir sind darin den persischen Autoritäten gefolgt. S. *Bernier* 109—14. *Dow*, Shah Jehan c. III. Hist. of Hind. vol. III.

Multan und Cabul zu seiner Verfügung; Soliman war bereit, von den Bergen herabzusteigen mit der Hülfe des Rajah von Serinagur und einer Schaar von Getreuen, welche noch fast eine Armee bildeten; Suja war Herr in der reichen Provinz Bengalen. Aulum Gir sah, was jeder kundige Feldherr gesehen hat, daß in dem rohen Handwerke des Kriegs Schnelligkeit das Hauptmittel des Gelingens ist. Er zog eilends nach dem Sutledge, von dessen Ufern Dara bei seiner Annäherung sich zurückzog. Aurungzeb drängte nach und trieb ihn erst aus Beyah, dann aus Lahore, dann aus Multan, da der unglückliche Prinz, der wohl einen glücklichen Widerstand hätte leisten können, mit seinem Glücke auch seine Entschlossenheit eingebüßt hatte. Von Multan floh er über den Indus in die Berge von Bicker; da erklärte Arungzeb den Krieg gegen ihn für beendet, ließ achttausend Reiter zurück, ihn zu verfolgen, und kehrte hastig nach Agra zurück.

Hier vernahm er sogleich, was er zum Theil schon erwartete, daß Suja schon in Waffen und in vollem Anzuge gegen die Hauptstadt sei. Er sandte nach seinem Sohne Mahomed, den er in Multan gelassen, um mit allen seinen Truppen zu ihm zu stoßen, und schlug selbst den Weg nach Bengalen ein, aber in langsamen Märschen, bis Mahomed herankäme. Suja verschanzte sich bei Allahabad und erwartete die Ankunft des Feindes. Obgleich Suja nicht alle seine Vortheile benutzte, so durfte er doch dreist eine Schlacht wagen. Dazu kam, daß der Rajah Jesswint Sing, der mit Aurungzeb Frieden geschlossen und sich vereinigt hatte, mitten in der Schlacht seine Waffen gegen ihn kehrte und seinen Nachtrab angriff. Die Bestürzung und Desertion, welche jeder unerwartete Vorfall in einer indischen Armee verbreitet, begann schon einzureißen; allein die Festigkeit des Usurpators stellte die Schlacht wieder her. Seinen Elephant, der verwundet war und unlenksam zu werden anfing, ließ er unbeweglich an den Füßen anketten, und die Soldaten, die den kaiserlichen Thurm nach dem Feinde zugekehrt sahen, ließen sich durch ihre Anführer wieder vereinigen. Suja beging denselben Mißgriff, der Dara in's Verderben gestürzt hatte; er stieg von seinem Elephanten und seine Armee floh auseinander.

Emir Jumla, der alte Freund Aurungzeb's, der aus seiner

wenigstens vorgeblichen Haft in Deccan auf dem Marsche sich mit ihm vereinigt hatte, leistete in dieser Schlacht ihm die wesentlichsten Dienste. Es wird selbst gesagt, daß Aurungzeb, als sein Elephant unlenksam wurde, schon einen Fuß aus dem Thurme hatte, um abzusteigen; da habe Jumla ihm streng zugerufen: »Du steigst von Deinem Throne!« und lächelnd habe Aurungzeb nach augenblicklichem Besinnen seinen Sitz im Houda wieder eingenommen.

Suja floh mit seiner Armee in der Nacht, wo Aurungzeb sie nicht verfolgen konnte. Jesswint Sing und seine Rajaputen, welche das Lager geplündert hatten, besaßen die Keckheit, am folgenden Tage den Angriff abzuwarten; sie wurden zerstreut, doch ohne ihre Beute zu missen. Aurungzeb beauftragte Mahomed mit der Verfolgung Suja's und ging schleunigst nach Agra zurück.

Diese Eile war nicht ohne Grund. Dara, nachdem er in Bicker angekommen, zog mit seiner Familie durch die Wüste und ging nach Guzerat, wo er den Statthalter gewann. Aurungzeb, wohl wissend, wie leicht ein Funke unter den stets zum Aufstande geneigten Rajahs der Berge und den entfernten Vicekönigen und Fürsten von Deccan zur lichten Flamme aufloderte, war besorgt, der Gefahr keine Zeit zu gestatten. Er schmeichelte Jesswint Sing, der ihn erst kürzlich verrathen hatte, um seine Vereinigung mit Dara zu verhüten, und zog mit aller Eile nach Ajmir. Dara hatte schon einen wichtigen Paß besetzt und sich verschanzt, und Aurungzeb war anfangs nicht wenig bestürzt, als er die Vortheile seiner Stellung und die Stärke seiner Werke sah. Er setzte seine gewöhnlichen Künste der List und Verrätherei in Bewegung und erlangte endlich einen vollständigen Sieg. Verlassen von Allen und durch einen Trupp Mahratten in seinem Dienste seiner Habe beraubt, floh Dara mit seiner Familie über den Indus und gerieth, fast ohne alle Begleitung, in der Wüste in Gefahr zu verschmachten. Nach vielen Leiden wurde er aufgefangen von einem treulosen Häuptlinge, der ihm früher Leben und Glück verdankt hatte, und in die Hände Aurungzeb's geliefert. Seine Ermordung wurde nur wenige Tage verschoben, während deren er in den Straßen von Delhi der öffentlichen Verhöhnung preisgestellt wurde.

Während der Kaiser mit Dara beschäftigt war, hatten sein Sohn Mahomed und Jumla der Vizir den Krieg gegen Suja nachdrücklich verfolgt. Dieser Fürst war aus der Schlacht nach Patna geflohen, von Patna nach Mongir, von da nach Rajamahl, und hatte endlich in Tanda eine Zuflucht nehmen müssen. Suja besaß noch Hülfsquellen; an Muth und Entschlossenheit fehlte es ihm nicht, und es ergab sich ein Umstand, der einen Umschwung seiner Lage zu versprechen schien. Mahomed hatte früher Suja's Tochter geliebt und ihre Vermählung wurde beabsichtigt, ehe die Zerwürfnisse der königlichen Familie das Reich in blutige Wirren stürzten. Es wird gesagt, daß die Prinzessin Mahomed einen Brief schrieb, ihn an seine frühere Liebe erinnernd und ihn anflehend, ihren Vater nicht zu verderben. Der ungeduldige, hochmüthige Mahomed war mit der Behandlung, welche er von seinem Vater erfuhr, keineswegs zufrieden; er wurde gerührt durch die Thränen der Geliebten und beschloß, seinen Vater verlassend, sich mit dem ihrigen zu verbinden. Er erwartete, daß die Armee, bei welcher er beliebt war, seinem Beispiele folgen werde. Allein das Ansehen und die klugen Maßregeln Jumla's erhielten Ordnung und Gehorsam. Die Kunde von seines Sohnes Abfall kam schnell zu den Ohren Aulum Gir's, der nicht anders meinte, als daß er die Armee mit sich hinübergezogen hätte und eilends mit einer großen Streitmacht sich nach Bengalen begab. Indessen griff Jumla die Armee Suja's an, schlug sie, und die geschlagenen Prinzen mußten sich nach Dacca zurückziehen. Aurungzeb schrieb nach seiner üblichen Weise einen Brief an Mahomed, indem er Sorge trug, daß derselbe von der Bedienung Suja's aufgefangen würde. Derselbe lautete wie eine Antwort auf einen empfangenen Brief, lobte die Rückkehr Mahomeds zu seiner Pflicht und verzieh ihm sein Vergehen gegen Leistung eines Dienstes, der nicht genannt wurde und in dunkeln Beziehungen und Andeutungen als bekannt vorausgesetzt zu werden schien. Dieser Brief warf in Suja's Seele einen unbesiegbaren Argwohn. In Kurzem sah sich Mahomed genöthigt, sich von ihm zu trennen und mit schwerem Herzen zu seinem unversöhnlichen Vater zurückzukehren. Er wurde sogleich in Gualior eingemauert und erhielt zwar nach mehreren Jahren seine Frei-

heit wieder, doch ohne Macht, und starb kurz darauf [1]). Suja wurde in Dacca bald völlig eingezwängt, und da er sich nicht länger halten konnte, so floh er aus der Provinz und suchte eine Zuflucht im Königreiche Arrakân. Allein der elende Rajah, der zugleich nach seinen Schätzen Verlangen trug und seine Verfolger fürchtete, trug kein Bedenken, die Rechte der Gastfreundschaft mit Füßen zu treten. Der Tod in einer seiner schrecklichsten Gestalten ereilte bald das Haus Suja's.

Während dieser Vorgänge waren dem Rajah von Serinagur Belohnungen geboten, denen die Tugend eines Hindu nicht zu widerstehen vermochte, und kurz nach dem Untergange Suja's wurde Soliman, der letzte Gegenstand seiner Furcht, in Aulum Gir's Hand gegeben und vermehrte die Zahl der Gefangenen in Gualior.

Seitdem Aulum Gir nach Unterdrückung aller Mitbewerber sich als unbestrittenen Herrn des mogolischen Reichs sah, erhielt seine wachsame durchgreifende Verwaltung eine solche Ruhe im Reiche und einen so gleichmäßigen Gang der Angelegenheiten, daß die Chronisten, welche nur Kriege und Revolutionen beschreiben, wenig zu thun fanden. Am bedeutendsten war eine Reihe von Vorgängen in Deccan, welche noch über die Dauer dieser langen Regierung hinausreichte, zu mehreren der wichtigsten Ereignisse der Folgezeit den Grund legte und einen bedeutenden Antheil hatte an der Bestimmung der politischen Gestalt, welche Indien später annahm. Um diese Vorgänge in einem Zusammenhange überblicken zu können, nehmen wir die übrigen uns überlieferten Begebenheiten (denn wir haben keine vollständige Geschichte Aurungzeb's), welche um den Anfang seiner Regierung fallen und der Aufzeichnung werth sind, hier vorweg.

Als Aurungzeb, um sich seine Krone zu erkämpfen, von Deccan auszog, ließ er seinen zweiten Sohn Mahomed Mauzim an seiner Statt daselbst zurück. Als er sich auf dem Throne festgesetzt hatte, betrachtete er nicht ganz ohne Furcht eine so große

1) Diese Nachricht von dem Schicksale Mahomeds giebt Stewart (Hist. Bengal. 276.) nach Muasir Alumgiery, abweichend von Ferishta, der ihn in Gualior sterben läßt.

Macht in einer Hand, welche sie leicht gegen ihn selbst richten konnte. Mauzim, den eifersüchtigen Sinn seines Vaters bemerkend, beobachtete in seinem Benehmen die äußerste Unterwürfigkeit, mied jeden Prunk, sowohl des Reichthums als der Macht, war wachsam in Geschäften, pünktlich in der Befolgung der Befehle seines Vaters und in Abtragung der Einkünfte und Forderungen der Regierung. Seiner Vorsicht ungeachtet wurde er abgerufen, und Shaista Khan wurde Vicekönig in Deccan. Zur selben Zeit erklärte Aurungzeb, der die Gegenwart zu sichern suchte durch Anweisung auf die Zukunft, Mahomed Mauzim zu seinem Thronerben und veränderte seinen Namen in Shah Aulum oder König der Welt.

Das dritte Jahr seiner Herrschaft wurde heimgesucht durch eine Hungersnoth, eine Plage, welche in Indien verheerender wüthet, als fast in allen Theilen der Welt. Sie wurde veranlaßt durch die Wiederkehr einer ungewöhnlichen Trockniß, welche in Indien fast alle Vegetation aufhebt und in den meisten Theilen sowohl Menschen als Vieh alle Nahrung nimmt. Die Klugheit Aurungzeb's, wenn seine frühern Handlungen uns nicht gestatten, es Menschlichkeit zu nennen, rief seine ganze Thätigkeit wach, bei dieser traurigen Gelegenheit zu helfen. Die Abgaben der Landbauer und andere Steuern wurden erlassen. Der Schatz des Kaisers wurde ohne Einschränkung geöffnet. Das Korn wurde in den Provinzen, welche am wenigsten litten, angekauft und dahin gebracht, wo es am meisten gebrach, und dem Volke zu reducirten Preisen geliefert. Die große Sparsamkeit Aurungzeb's, der keine Ausgabe gestattete für die Pracht und Ueppigkeit eines Hofs und mit Klugheit und Wachsamkeit allen öffentlichen Verschwendungen wehrte, lieferte ihm eine Hülfsquelle für die Bedürfnisse des Volks.

Vielleicht noch vor dem Ausbruche dieser Noth wurde das Reich mit einer neuen Revolution bedroht durch eine gefährliche Krankheit des Kaisers [1]). Der Hof war voll Intriguen, eines

[1]) Dow (Hist. of Aurungzebe c. 4.) setzt die Krankheit des Kaisers nach der Hungersnoth. Allein Bernier, welcher zugegen war und die Ankunft der Gesandten des Khans der Usbeken nach Beendigung des bürgerlichen Kriegs zuerst erwähnt, sagt, daß dieselben, welche etwas mehr als

Theils für Mauzim, den erklärten Thronfolger, andern Theils für Akbar, einen jungen, fast unmündigen Sohn Aurungzeb's. Shah Jehan selbst war noch am Leben und das Volk im Allgemeinen erwartete, daß er die Zügel der Regierung wieder ergreifen würde. Doch der Usurpator genas. Die Bemühungen Mauzims jedoch, sich den Thron zu sichern, offenbarten dem argwöhnischen Geiste Aulum Gir's mehr das Verlangen, einen Thron zu erlangen, als einen Vater zu erhalten, und seine Absichten in Betreff der Thronfolge, wenn anders seine Erklärung zu Gunsten Morads ja mehr als ein Vorwand gewesen war, schienen seit dieser Zeit eine völlige Umänderung erlitten zu haben.

Seine Absichten zu Gunsten Akbars zu fördern, wandte er sich an Shah Jehan, um für diesen Prinzen die Tochter Dara's zur Gemahlin zu erhalten, welche noch im Seraglio ihres Großvaters war. Shah Jehan, obgleich in enger Haft im Palaste von Agra; wurde mit großer Ehrerbietung behandelt, seine Weiber und Dienerschaft ihm gelassen und nichts versagt, was ihn mit dem Verluste der Freiheit versühnen zu können schien. Dennoch hatte seine Erbitterung gegen Aurungzeb sich nicht gemildert und er sandte jetzt eine stolze, beleidigende Verweigerung. Aurungzeb war zu klug, seinen Sinn durch irgend einen Zwang zu verhärten, und anstatt Groll zu zeigen, verdoppelte er seine Bemühungen, ihn zu besänftigen.

Die Verdienste Emir Jumla's waren mit der Statthalterschaft von Bengalen belohnt worden. Doch Aurungzeb's Gemüthsart und freilich auch die Erfahrung orientalischer Despotie ließen ihn nicht sich sicher fühlen, so lange ein Mann lebte, der die Macht hatte, ihm zu schaden. Er wünschte dem Vizir sein Gouvernement zu entziehen, doch ohne einen Bruch, der den Argwohn aller seiner Omrahs hätte erwecken müssen. Um ihn auf eine Weise zu beschäftigen, welche ihn von verrätherischen Gedanken abziehen könnte, empfahl er ihm einen Krieg gegen den König von Assam, der während der Unruhen in Bengalen eingefallen und noch nicht gestraft war. Jumla, der sich von diesem Feld-

vier Monate blieben, noch nicht abgereist waren von Delhi, als der Kaiser erkrankte. — **Evènemens particuliers des Etats du Mogul, p. 10.**

zuge Ruhm und Beute versprach, und dessen scharfes Auge in dem Königreiche Assam einen herrlichen Weg zur Eroberung China's erblickte, übernahm den Auftrag mit größtem Eifer. Er fuhr in Böten den Brahmaputra hinauf. Die Assamesen verließen das Land auf der bengalischen Seite der Gebirge; doch die Feste Azo war besetzt und stand einem Angriffe. Nach der Einnahme von Azo ging Jumla über die Berge von Assam, schlug den König, der in seiner Hauptstadt Schutz suchte, zwang ihn, in den Schutz der Berge zu flüchten und behauptete einen großen Theil des Reichs. Allein der Regen nahte heran, der in diesem Lande besonders heftig ist und den größten Theil des ebenen Landes unter Wasser setzt. Jumla fand es unmöglich, seine Armee zu unterhalten, und sah sich in der Nothwendigkeit, umzukehren. Unglaublich waren die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte; das Nothwendigste mangelnd, die Wege mit Wasser bedeckt und der Feind bei jedem Schritte seinen Rückzug beunruhigend. Doch die strategische Gewandtheit Jumla's überwand alle Hindernisse; er brachte den größten Theil der Armee glücklich zurück und schrieb dem Kaiser, er wolle im nächsten Jahre seine Waffen bis in das Herz von China tragen. Allein in der Armee brach bei der Rückkehr eine gefährliche Dysenterie aus, die Folge der überstandenen Mühsale; auch der Anführer entrann ihr nicht, und erschöpft von Jahren und Anstrengungen fiel er ein Opfer der Krankheit. Der Kaiser sagte zum Sohne Jumla's, den er kürzlich zum Hauptanführer der Reiterei gemacht: »Du hast einen Vater verloren und ich den größten und gefährlichsten meiner Freunde [1]).«

Der nächste Vorfall ist vielleicht in sich selbst lächerlich, doch wichtig als ein Beispiel von der Macht des Wahnes unter der schwachen, leichtgläubigen Bevölkerung von Indien. Unter den religiösen Schwärmern dieses Landes, den Fakîrs, ist eine Klasse, welche sich dadurch auszeichnet, daß sie haufenweise im Lande umherzieht, fast nackend und angeblich von Almosen lebend, aber auch Diebstahl, Raub und selbst Mord nicht verschmähend. In dem Gebiete von Marwâr oder Judpore erzeigte eine alte, wohl-

[1]) Bernier p. 87.

habende Frau gegen diese Fakirs sich besonders freigebig. Die frechen Bettler belagerten sie zu mehreren Tausenden, und nicht zufrieden mit der Habe ihrer frommen Beschützerin, durchzogen sie raubend das benachbarte Land und schwelgten in Andacht und Sinnlichkeit in ihrem Hause. Das Volk stand verschiedentlich gegen sie auf, erlitt aber nur blutige Niederlagen. Da verbreitete sich die Vorstellung von Zauberei. Das Volk betrachtete die Alte als eine Zauberin und glaubte, daß sie für ihre Anhänger ein scheußliches Gericht bereite, welches sie fest machte gegen menschliche Waffen und unbesiegbar. Was sie durch Zauberei nicht wurden, wurden sie durch den Glauben daran. Die Fakirs rotteten unter den Auspicien des alten Weibes sich in ungeheurer Zahl zusammen und verbreiteten ihre Verwüstungen in weiten Kreisen. Der Rajah von Marwar griff sie an und wurde geschlagen. Die Erheber der kaiserlichen Einkünfte zogen gegen sie mit den Truppen unter ihrem Commando und erlitten dasselbe Schicksal. Uebermüthig durch den unerwarteten Erfolg beschlossen sie, gegen die Hauptstadt selbst zu ziehen, an zwanzigtausend plündernde Heilige mit der heiligen Alten an ihrer Spitze. Etwa fünf Tagereisen von Agra wurden sie von einer Abtheilung kaiserlicher Truppen angegriffen unter dem Einnehmer des Districts. Sie überwanden ihn und ihr Uebermuth kannte jetzt keine Grenze mehr. Sie constituirten sich als Staat und machten ihr altes Weib zur Königin. Aurungzeb sah den Ernst der Gefahr, denn die Truppen selbst waren durch den Aberglauben des Volks angesteckt, und es war im höchsten Grade gefährlich, unter diesen Umständen sie gegen die heiligen Banditen zu führen. Was vor Allem Noth that, ein Antidotum gegen das religiöse Contagium, wurde von ihm gefunden. Seine eigne Heiligkeit war nicht geringer als die des alten Weibes. Er machte bekannt, einen Gegenzauber gefunden zu haben; mit eigner Hand schrieb er auf Stückchen Papier geheimnißvolle Worte, welche er auf der Spitze eines Spehrs vor jeder Schwadron vorantragen ließ, und wodurch nach seiner Behauptung die Zaubersprüche der Hexe ohnmächtig gemacht würden. Dies Mittel fand Glauben, und obgleich die Fakirs mit Verzweiflung fochten, so wurden sie doch alle in Stücke gehauen, wenige ausgenommen, welche die Menschlichkeit

des Anführers verschonte. »Ich finde,« sagte Aurungzeb, »daß zu viel Glauben im Volke so gefährlich ist, als zu wenig im Fürsten.«

Im siebenten Jahre der Regierung Aurungzeb's starb sein Vater. Das Leben Shah Jehans hatte sein natürliches Ziel erreicht; dennoch entging sein Tod nicht dem Verdachte des Pousta, dieser scheußlichen Erfindung despotischer Furcht [1]).

Nach dem Tode Jumla's war der Rajah von Arracan in das angrenzende Bengalen eingefallen und hatte sich Chittagongs und des ganzen Gangesufers bemächtigt. Er bediente sich der portugiesischen Ansiedler, welche in Chittagong sehr zahlreich waren, und ihrer Schiffe in der Bai von Bengalen, welche, wie gesagt wird, die Küste und sämmtliche Arme des Ganges durch Plünderungen und Seeraub beunruhigten. Die Wachsamkeit Aurungzeb's konnte dies Unwesen nicht ungeahndet lassen. Ein neuer Statthalter wurde für Bengalen ernannt, und eine Armee zog sich in Dacca zusammen, die den Ganges hinabging. Der Feind, obgleich Herr der Festungen und herrschenden Punkte des Landes, ging ohne viel Widerstand zurück. Die Portugiesen wurden zum Verrathe aufgefordert und säumten nicht, durch Gehorsam sich Privilegien und Niederlassungen in Bengalen zu erkaufen [2]).

[1]) Der Pousta wird von dem Arzte Bernier beschrieben: „Der Pousta ist weiter nichts als zerstoßner Mohn, den man eine Nacht in Wasser erweichen läßt. Man läßt denselben gewöhnlich in Gualior die Gefangnen trinken, denen man nicht gerade den Kopf abschneiden will. Es ist das Erste, was sie des Morgens erhalten, und man giebt ihnen nichts zu essen, ehe sie nicht davon eine große Tasse geleert haben: eher würde man sie Hungers sterben lassen. Sie magern davon ab und sterben unmerklich hin, indem sie allmählig Kräfte und Sinne verlieren und verschlafen und ganz betäubt werden. Auf diese Weise soll Sepe-Chekouh, der Enkel Morads, und Soliman selbst beseitigt worden sein.“ **Hist. de la dern. révolution des états du Grand Mogul p. 170.** Als der tapfre Soliman durch die Verrätherei des Rajah von Serinagur an Aurungzeb ausgeliefert war und vor ihm erschien, machte, wie erzählt wird, die edle Erscheinung des schönen, kräftigen Jünglings einen allgemeinen Eindruck. Da flehte er, daß man ihn sogleich möchte enthaupten lassen und nicht durch den Pousta langsam hinsiechen. Der heuchlerische Aurungzeb gebot ihm, ohne Furcht zu sein, denn er sei zwar vorsichtig, aber nicht grausam. **Bernier p. 169. Dow, Reign of Aurungzebe c. 4.**

[2]) **Bernier, (Evènemens part. p. 88 — 101)** redet von diesen Portu-

Das Versehen eines Schreibers hätte fast nicht nur einen Krieg mit der ganzen persischen Macht, sondern auch alle Schrecknisse eines innern Krieges über das Reich gebracht. Aurungzeb hatte bei seiner Thronbesteigung glückwünschende Gesandtschaften vom Khan der Usbeken und von Abbas II., Shah von Persien, empfangen und beabsichtigte, nachdem er mit den Reichsangelegenheiten in Ruhe gekommen war, diese Höflichkeit geziemend zu erwiedern. Der Schreiber, welcher die Briefe an die Beiden abfaßte, gab durch ein Versehen dem Shah keinen höhern Titel, als dem Khan der Usbeken zukam. Dies wurde als absichtliche Beleidigung aufgenommen und mit einer Kriegserklärung vergolten. Aurungzeb wünschte den Mißgriff aufzuklären, allein sein Gesandter wurde nicht einmal zur Audienz gelassen. Nun wurden seine eignen Waffen gegen ihn versucht, und er lieferte einen auffallenden Beleg zu der Behauptung, daß der Listigste nicht immer am schwersten zu überlisten sei. Unter der mahomedanischen Armee und den Officieren des mogolischen Reichs waren außer Mogolen, Afghanen, einigen Türken und Usbeken, auch ein großer Theil Perser, zu denen der Vizir selbst gehörte. Die Treue dieser seiner Unterthanen war Aurungzeb keineswegs gewillt in Versuchung zu führen durch einen Krieg mit ihrem Vaterlande. Ein Brief wurde aufgefangen von Abbas an den Vizir selbst gerichtet und dahin lautend, daß eine Verschwörung unter den persischen Edlen existirte, um sich des Kaisers zu bemächtigen, sobald er ins Feld rücken würde. Aurungzeb zitterte vor Furcht und Wuth. Er erließ einen augenblicklichen Befehl an die Stadtgarden, die Häuser der persischen Omrahs zu umzingeln und bei Todesstrafe keinen derselben hinauszulassen. Aurungzeb sah sich am Rande eines Abgrunds. Die persischen Häuptlinge waren zahlreich und mächtig; eine gemeinsame Gefahr verband sie, und die Nachkommen des afghanischen Adels, welche einen ansehnlichen Theil der Großen und Mächtigen bildeten und die Mo-

giesen als gemeinen Seeräubern, und ihr eigner Geschichtsschreiber Faria de Sowza bestätigt diese Anklage, welche sich nur auf die Darstellung der feindlichen Partei hätte gründen können. Die Portugiesen trieben den Handel als Hauptsache, aber gleich den Engländern und Portugiesen derselben Zeit, verschmähten sie auch eine Beute nicht.

golen haßten, weil durch dieselben die afghanische Dynastie gestürzt war, konnten sehr leicht sich den Persern anschließen. Selbst wenn sie schuldig waren, war ihre Bestrafung mit der höchsten Gefahr verbunden; jetzt aber bedachte er, daß er getäuscht sein möchte und dachte nur auf Mittel eines angemessenen Rückzugs. Er sandte zu mehreren der Hauptomrahs; sie entschuldigten sich und erschienen nicht. Alle hatten ihre Freunde und Anhänger um sich versammelt, ihre Häuser befestigt und sich angeschickt zur Entscheidung der Waffen. Erst nach zwei Tagen traf die Fürstin Jehanara ein. Bei'm ersten Alarm war sogleich nach ihr gesandt worden. Die Lieblingstochter Shah Jehans, welche die Perser immer gehoben und ausgezeichnet hatte, konnte sie als Vermittlerin von wesentlichem Nutzen sein. Nach einer kurzen Conferenz mit dem Kaiser erschien sie in ihrer Sänfte vor der Thür des Vizirs. Dies war ein Zeichen des höchsten, ehrendsten Vertrauens. Die Thüren flogen auf, der Vizir eilte in die Audienzhalle und warf sich zu den Füßen des Throns. Aurungzeb stieg herab und umarmte ihn. Ueberzeugt, daß er betrogen war, war er nur bemüht, jede Erinnerung der Beleidigung auszulöschen, und mit einiger Einbuße seines Ansehens und einem Reste von Groll bei einigen der Omrahs befreite er sich aus der gefährlichen Stellung, in welche ein Augenblick der Uebereilung ihn gebracht hatte. Shah Abbas näherte sich unterdessen mit einer großen Armee den Grenzen von Indien, und Aurungzeb, der seinen Sohn Mauzim vorausgesandt hatte, den Feind zu beunruhigen, ohne jedoch sich in eine Schlacht einzulassen, rüstete sich eilends, ihm selbst entgegenzugehen. Doch Shah Abbas starb im Lager, ehe er noch die Scene des Kampfes erreicht hatte. Sein Nachfolger hegte feindliche Gesinnungen, und da Aurungzeb mehr auf Eroberungen in Deccan, als in Persien bedacht war, so machte der Friede sich ohne Schwierigkeit [1]).

Alle diese Vorgänge fielen in die ersten zehn Jahre der Regierung Aurungzeb's, während welcher schon verschiedene Ereignisse in Deccan sich ergeben hatten. Ein neuer Feind war aufgestanden, selbst noch nicht furchtbar, aber den Weg bahnend zu

[1]) Dow, Reign of Aurungzebe, c. VI.

den bedeutendsten Revolutionen. Dies war Sevagee (Siwadschi), der Gründer des Mahrattenreichs, eine Macht, welche entstand, als das mogolische Reich in seiner höchsten Vollkraft war, und emporwuchs auf seinen Trümmern. In dem Gebirgslande, welches von den Grenzen Guzerats bis nach Canara sich hinzieht, über die Insel Goa hinaus, lebte ein Hindustamm, der den Bergvölkern in fast allen übrigen Theilen von Hindustan glich, das heißt noch roher und uncivilisirter war als die Bewohner des Tieflandes, aber zugleich viel kräftiger und kriegerischer. Er zerfiel in mehrere Gemeinden oder Stämme, von denen mehrere (man weiß nicht, wie viele) den Namen Mahratta trugen, der später sich auf alle ausdehnte [1]). Sevagee war der Sohn Shahjee's, eines Hindus im Dienste Ibrahim Adil Shahs, des Königs von Beejapore, von welchem er ein Jahgire in Carnatic erhielt mit dem Commando von zehntausend Reitern. Sevagee wurde, noch sehr jung, mit seiner Mutter nach Punah gesandt, welches als ein Zemindary sein Vater durch Schenkung erhalten hatte und wo er die Verwaltung sammt der Sorge für sein Weib und seinen Sohn einem seiner Officiere, Dadajee Punt, übergeben hatte. Die Mutter Sevagee's war für ihren Gatten ein Gegenstand des Widerwillens, und der Sohn theilte die Vernachlässigung, welche seiner Mutter widerfuhr. Er wuchs heran unter Dedajee, kräftig an Leib und Geist, und als siebzehnjäh-

1) Mheerut oder Mharat, der Name eines Distrikts, der unter den deccanischen Fürsten einen Theil der Provinz Dowlutabad bildete, mag in frühern Zeiten, nach Jonathan Scotts Vermuthung, einem größern Theile von Deccan und dem ursprünglichen Lande der Mahratten den Namen gegeben haben. **Scott, Deccan, introd. p. X. I. 32.** Die mahrattische Sprache ist längs der Küste von der Insel Bardez bis zum Flusse Tapti die herrschende. **Orme, Hist. fragm. 57.** „Die mahrattische Sprache ist verbreitet über das ganze Land nordwestlich von Canara, begrenzt durch eine Linie, welche, bedeutend ostwärts von Dowletabad sich hinziehend, eine unregelmäßige Krümmung bildet bis zum Flusse Tapti und dann dem Laufe dieses Flusses folgt bis zum westlichen Meere. Nur erscheint auf den geographischen Tafeln der Hindus der Name Maharashtra, zusammengezogen Mahratta dasum (Land) mehr auf den östlichen Theil dieser weiten Region beschränkt, so daß er nur Baglana, einen Theil von Berar und Candeish begreift; der westliche war bekannt unter seinem gegenwärtigen Namen „Concan".

riger Jüngling er sammelte um sich eine Schaar Banditen und plünderte mit ihnen die benachbarten Districte. Dadajee, besorgt, diese Ausschweifungen verantworten zu müssen, und unfähig, sie zu hindern, nahm Gift und starb, worauf Sevagee sich des Zemindary bemächtigte, seine Truppen vermehrte und in allen benachbarten Districten Steuern erhob. Dies war der Anfang der Macht Sevagee's [1]).

Ueber seine Abkunft wird uns Folgendes überliefert. Sein Vater war der Sohn Malojee's, dieser der Sohn Bauza Bonsla's, eines Sohns des Rana von Odipur von einem Weibe aus niederer Caste. Die Schmach Bauga Bonzla's wegen seiner unreinen Geburt trieb ihn, unter Fremden das Ansehn zu suchen, welches ihm daheim versagt wurde. Er diente während eines Theils seines Lebens einem Rajah, der ein Zemindary in der Provinz Candesh besaß, und kaufte später sich selbst ein Zemindary in der Nähe von Poonah, wo er wohnte bis an seinen Tod. Sein Sohn Malojee ging in den Dienst eines Mahrattahäuptlings, in welchem er sich so auszeichnete, daß er für seinen Sohn die Tochter seines Herrn zur Ehe erhielt. Dieser Sohn war Shajee und Sevagee war die Frucht dieser Ehe. Allein Shajee zerfiel mit seinem Schwiegervater, ging zu dem Könige von Beejapore über und erhielt eine Stelle in Carnatik. Hier verband er sich mit dem Polygar von Mudkul zu einem Kriege gegen den Rajah von Tanjore, und nach Besiegung des Rajah stritten die Sieger um die Theilung des Gebiets. Shajee schlug den Polygar und nahm sowohl von Mudkul als von Tanjore Besitz. Dann nahm er noch ein anderes Weib, von welcher er einen Sohn hatte Namens Ekogee, dieser und seine Nachkommen waren Rajahs von Tanjore, bis sie zu Unterthanen der ostindischen Compagnie herabsanken [2]).

[1]) **Aurungzebe's Operations in Deccan, a translation from a Persian manuscript, by J. Scott, p. 6.**

[2]) **Aurungz. Operations a. a. O. Appendix A. to Lord Wellesley's Notes on the Mahratta war. East Ind. Papers 1804, p. 255.** — Lord Wellesley scheint Scott gefolgt zu sein. Ekogee, wie er bei Orme und Andern heißt, wird in Scotts Uebersetzung Angojee geschrieben. Die Geschichte und Abkunft der Familie wird von Obr. Wilks nach mahrattischen Autoritäten mit bedeutenden Abweichungen gegeben, **Hist. Sket-**

Als Sevagee nach dem Tode Dadaji's sich des Zemindary's von Poohnah bemächtigte, war sein Vater zu sehr im Osten beschäftigt, um einschreiten zu können. Aurungzeb betrieb zu derselben Zeit die Rüstungen zum Kampfe gegen seine Brüder und forderte Sevagee auf, seiner Fahne zu folgen. Der kurzsichtige Hindu insultirte den Botschafter und warf Aurungzeb selbst seinen doppelten Verrath gegen seinen König und Vater vor. Die Zeit der Verwirrung im mongolischen Reiche benutzte er, die starke Feste Rayree oder Râjegur zu nehmen, welche er zum Sitze seiner Regierung wählte, um sich mit Porundeh, Jegneh und verschiedenen dem Könige von Beejapore gehörigen Districten zu bereichern. Die Drohungen dieser jetzt wenig furchtbaren Macht konnten seinen Gewaltschritten nicht wehren. Er tödtete verrätherisch den Rajah von Jaowli und nahm sein Gebiet und seine Schätze, plünderte die reiche und kunstfleißige Stadt Kallean, nahm Madury, Purdhaungur, Rajapore, Sungarpore und eine Insel, die den Portugiesen gehörte. Endlich sandte die Regierung von Beejapore eine Armee, ihn zu unterdrücken. Er täuschte den Anführer durch Betheurungen seiner Reue und Unterwerfung, gab ihm bei einer Unterredung einen Stich durchs Herz, vernich-

ches c. 3. Allein wenn auch die indischen Autoritäten gewichtiger wären, als die persischen (doch stehen sie weit unter ihnen), so lohnt doch die Sache keine kritische Vergleichung. Erheblich ist nur die Angabe bei Wilks, daß Shahjee zweiter Befehlshaber in der Armee des Königs von Beejapore war, welche 1638 zur Eroberung von Carnatik auszog, daß er als Provinzialgouverneur aller beejaporischen Eroberungen und in Carnatik zurückblieb, als erster Befehlshaber in die Hauptstadt zurückkehrte, daß seine erste Residenz in Bangalore war, und daß er später seine Zeit zwischen Colar und Balapoor getheilt zu haben scheint. Wilks schließt aus einigen Landschenkungen Shawjee's, deren Urkunden noch vorhanden sind, daß er sich unabhängig zu machen strebte von der immer kraftloser werdenden Regierung, der er gedient hatte. Die Erwerbung von Tanjore geschah nach Wilks Meinung nicht durch Shawjee, sondern erst durch seinen Sohn Ekojee, und sein Verbündeter war dabei nicht der Polygar von Mudkul, sondern der Naik von Madura, welches übrigens bei den Persern Mudkul geheißen zu haben scheint. Naik und Polygar waren indische Namen, für Statthalter von Districten, welche, so oft sie sich Unabhängigkeit anmaßten, sich den Titel Rajah beilegten. Naik bezeichnete eine geringere Würde als Polygar.

tete die ihres Führers beraubte Armee und nahm rasch Besitz von dem ganzen Lande von Kokun oder Concan, zwischen den Ghauts und der See, von Goa bis Daman.

Als Aurungzeb nach der Vernichtung seiner Nebenbuhler Shaista Khan, mit dem Range eines Amir al Omrah oder Obersten der Omrahs, nach Deccan sandte, wurde Rajah Jesswint Sing, der seine Verrätherei in der Schlacht mit Suja durch seinen spätern Abfall von der Sache Dara's getilgt hatte, zu gleicher Zeit mit der Statthalterschaft von Guzerat bekleidet. Sobald Aurungzeb Zeit hatte, die Fortschritte Sevagee's zu beachten, wurde der Vicekönig von Guzerat beauftragt, in Verbindung mit dem Vicekönige von Deccan den mahrattischen Abenteurer zu züchtigen. Sevagee konnte dem Strome, der jetzt gegen ihn heranrollte, keinen Widerstand leisten. Die starke Feste Jegneh wurde genommen. Der Emir al Omrah drang bis Punah vor, wo er seinen Aufenthalt nahm. Hier wurde sein Leben durch Meuchelmörder bedroht, die in der Nacht bis zu seinem Bette drangen. Er wurde selbst an der Hand verwundet, mit welcher er einen Hieb gegen sein Haupt abwehrte, und sein Sohn erschlagen. Die Mörder entkamen, und Sevagee selbst sollte unter ihnen gewesen sein. Die Umstände deuteten auf Verrath und der Verdacht Shaista Khans fiel auf Jesswint Sing. Beide Heerführer wurden zurückgerufen, und während eines Zeitraums von zwei Jahren, in denen der Prinz Mauzim oder Schah Aulum in Deccan befehligte, wurde der Krieg gegen den Mahrattahäuptling durch zwei Heerführer, Jey Sing und Dilleer Khan, fortgesetzt. Jey Sing war Rajah von Abnir, [1]) und Dillir war

1) Die gebirgigen Districte, welche Agra und Guzerat trennen und einen Theil der Provinzen Malwa und Ajmir bilden, wurden von einem Stamme kriegerischer Hindus bewohnt, den Rajputen, welche ihrer überlegnen Tapferkeit wegen von höherer Caste zu sein behaupteten, als die Masse der übrigen Hindus. Sie zerfielen in drei große Rajahschaften: Abnir oder Ambeer, später Jeypore und Iyenagur genannt, an den Grenzen von Agra; Jodepore oder Marwar, südwestlich von Abnir, gegen die Mitte von Ajmir zu, und Chitore, auch nach einer andern Stadt Odeypore genannt, noch mehr nach Süden. Der mächtigste war der Rajah von Chitore mit dem Ehrentitel Rana. Jesswint Sing, der Rajah von Judpore, der die Tochter des letzten Rana geheirathet, hatte beide rajpu-

ein patanischer Omrah; Beide hatten als Feldherren im Dienste Schah Jehans hohen Rang erlangt. Sie waren Soliman auf seinem Zuge gegen Suja als Führer und Rathgeber beigegeben worden, und dieselben, welche ihren Herrn verriethen und die Armee für Aurungzeb gewannen.

Vor ihrer Ankunft hatte Sevagee auf sehr geschickte Weise Surat überfallen und geplündert, eine wichtige, berühmte Stadt und Haupthafen des mogolischen Reichs, von wo aus die heiligen Pilgrimme ihre Reise zum Grabe des Propheten antraten. Die Operationen der neuen Heerführer änderten jedoch schnell die Lage der Dinge. Die Heere Sevagee's wurden aus dem Felde geschlagen, sein Land verwüstet und Poorundeh, eine starke Feste, wo er seine Weiber und Schätze geborgen hatte, belagert. Sie war aufs Aeußerste gebracht, als Sevagee unbewaffnet vor den Außenposten des kaiserlichen Lagers erschien und zu dem Feldherrn geführt zu werden begehrte. Er bezeigte Reue über seine Thorheit, mit der mogolischen Macht streiten zu wollen, flehte um Verzeihung seines Ungehorsams und bot dem Kaiser seine Dienste an nebst zwanzig Festungen, welche er sogleich auszuliefern versprach. Jeysing nahm den Vorschlag an und Sevagee gehorchte dem kaiserlichen Gebote, in Delhi vor dem Kaiser zu erscheinen. Sevagee hatte sich erboten, in Candahar den Krieg gegen die Perser zu führen. Wäre er auf eine Weise empfangen, welche seinen Ehrgeiz nicht verletzte, so hätte er dem mogolischen Dienste gewonnen werden können und das Reich der Mahratten wäre nicht ins Dasein getreten. Aber Aurungzeb beschloß, den Abenteurer zu demüthigen, den er hätte vernichten können. In der Audienzhalle wurde sein Platz ihm unter den niedern Omrahs angewiesen. Dies kränkte ihn so, daß er in Thränen ausbrach und

tische Reiche vereinigt. Orme scheint diesen Umstand übersehen zu haben, indem er sich wundert, daß der Name Rajah von Chitore sich später nicht mehr findet. **Bernier, Revol. 52, 56. Dow, Shah Jehan, p. 212. Scott p. 10. Memoirs of Eradut Khan, p. 18. Rennel, Memoir, introd. p. 132.** Zu den obigen Rajputenstämmen müssen noch hinzugefügt werden die Rajputen von Bondela oder Bundelcund, einem District zwischen Agra und Malwa, der sich von Jeypore bei Gualior und Callinger bis Benares hinzieht. **Mem. of Eradut Khan, p. 17. Rennel, p. 132.**

ohnmächtig wurde. Er dachte jetzt auf Mittel, zu entkommen, welche er mit großer Geschicklichkeit ins Werk richtete. Er ließ seinen Sohn, einen Knaben, bei einem Brahminen, welchen er in Mutterah kannte, und der ihn später glücklich wieder zu seinem Vater brachte, reiste dann als Pilgrim nach Juggernaut und gelangte von da über Hyderabad in seine Heimath. [1])

Der Prinz Shah Aulum und der Rajah Jesswunt Sing wurden gesandt, um den Rajah Jey Sing zu entsetzen, der eines Verständnisses mit Sevagee verdächtig war und auf seinem Wege zum kaiserlichen Hofe starb. [2]) Der Wechsel war Sevagee günstig, indem Jesswunt Sing, der den kaiserlichen Dienst wenig liebte, den Krieg schläfrig betrieb, und Unzufriedenheit und Zwietracht in der Armee aufkommen ließ. Sevagee war nicht unthätig. Sogleich bei seiner Ankunft nahm er den Königstitel an und ließ Münzen in seinem Namen schlagen. Seine Truppen hatten sich, in Folge seiner frühern Anordnungen, während seiner Abwesenheit wohlgerüstet gehalten, so daß er unmittelbar die kaiserlichen Gebiete und Festungen angreifen konnte. Surat wurde wiederum geplündert; alle Festungen, welche er ausgeliefert hatte, fielen wieder in seine Hände, und er bereicherte seine früheren Besitzungen mit noch einigen neuen Districten.

Die Schwäche von Beejapore ließ ihn das Gebiet dieses sinkenden Staates als eine leichte Beute betrachten. Doch weder auf diese noch andere Unternehmungen konnte er mit Sicherheit sich einlassen, so lange seine Festungen nicht verproviantirt waren,

[1]) Scott p. 11 — 17. Orme giebt nach zerstreuten Berichten die Umstände verschieden an, Historical Frag. 17.

[2]) Nicht ohne Verdacht der Vergiftung. Scotts Autor, der augenscheinlich Aurungzeb schonen will, sagt, durch seinen Munschi oder Schreiber, p. 17. Orme sagt, auf Befehl Aurungzeb's, p. 27. Allein der Rajah war von Alter und anstrengenden Diensten erschöpft, und das einzige Gift war vielleicht seine Furcht vor Ungnade. Die mahomedanischen Geschichtsschreiber rühmen, daß er sich durch seine persönlichen Eigenschaften vor allen übrigen Hindus auszeichnete; er war gebildet durch persische und arabische Wissenschaften. Sein Nachfolger, von dem später mehr verlauten wird, war seiner astronomischen Gelehrsamkeit wegen berühmt und hatte eine Sternwarte in Jeypore erbauet. Eradut Khan, p. 18 und Scott's Note.

und dies war unmöglich, so lange die mogolischen Waffen ihn bedrängten. Er scheint nie, so wenig seiner Klugheit, als seinem Muthe gemißtraut zu haben. In einem Briefe an Jesswunt Sing betheuerte er, daß nur die Gefahr seines Lebens seine Flucht vom kaiserlichen Hofe veranlaßt hätte, wo das Anerbieten seiner treuen Dienste mit Spott aufgenommen wäre; daß er noch immer auf den Weg des Gehorsams zurückzukehren wünschte, und daß er seinen Sohn dem kaiserlichen Dienste weihen würde, wenn eine nicht unwürdige Stelle in der Armee ihm gegeben würde. Die List gelang nach Wunsch. Er erhielt einen Waffenstillstand, während dessen er seine Festungen in gehörigen Stand setzte. Dann wußte er seinen Sohn geschickt aus der mogolischen Armee zu entfernen und bemächtigte sich mehrerer wichtiger Districte von Beejapore, wozu der König ihm noch eine Contribution von drei Lacs Pagodas zahlen mußte und der König von Golconda eine dergleichen von vier [1]).

Der Kaiser, unzufrieden mit Jesswunt Sing, sowohl wegen seines üblen Erfolgs im Kriege, als wegen der Zwietracht und des übeln Geistes in seiner Armee, berief ihn zurück und sandte nach einander verschiedene Heerführer, um unter Aulum Shah die Angelegenheiten zu leiten. Unterdessen plünderten die Mahratten die benachbarten Länder und führten ihre Beute in ihre Festungen, allen Bemühungen der kaiserlichen Anführer zum Trotze. Zuletzt wurde 1671 der Prinz selbst zurückberufen. Ein Omrah, Bahadur Khan, ersetzte ihn und behielt den Oberbefehl bis 1776. Während dieser Zeit ergab der Krieg keine bedeutenden Ereignisse, obgleich er mit großer Thätigkeit ohne Unterbrechung fortgeführt wurde. Die Thätigkeit des Vicekönigs wurde getheilt und geschwächt durch Feindseligkeiten mit Golconda und Beejapore, durch welche freilich der Fall dieser absterbenden Staaten beschleunigt wurde, der wachsenden Macht Sevagee's aber großer Vorschub geschah. Im Jahre 1677 schloß dieser listige Häuptling ein Bündniß mit dem Könige von Golconda gegen Beejapore und die Mongolen und zog unter dem Scheine der Freundschaft mit 40000 Reitern in das Gebiet von Golconda. Er fuhr in seinen

[1]) Wilks sagt neun, doch ohne seine Quellen zu nennen.

Eroberungen fort mit großer scheinbarer Treue, setzte aber dabei in alle Festungen mahrattische Befehlshaber und bereicherte sich durch Plünderung. Durch Verrath brachte er die unangreifbare Feste Gingee in seinen Besitz. Er belagerte Vellore, welches länger als vier Monate ihm widerstand. Mit seinem Bruder Ekojee hatte er eine Unterredung, welcher letztere bei der unersättlichen Herrschsucht seines Bruders für seine Besitzungen zitterte. Ehe dieser jedoch seine Eroberungen im Norden von Coleroon vollenden konnte, wurde er nach dem Westen abgerufen [1]). Dilleer Khan, der Nachfolger Bahadurs, führte den Krieg in ähnlicher Weise und machte Bahadur wieder Platz, der das Commando 1681 auf's Neue übernahm. Das merkwürdigste Ereigniß während Dilleers Oberbefehl war die Ankunft des Sohnes Sevagee's im mogolischen Lager, der den Zorn seines Vaters auf sich geladen und bei den Mogolen Schutz suchte. Man betrachtete dies als ein glückliches Ereigniß und erhob den jungen Mahratten zu hohem Range. Allein Sevagee fand Mittel, sein Vertrauen wieder zu gewinnen, und er verschwand wieder kurz vorher, ehe sein Vater seine unermüdliche, ungewöhnliche Laufbahn beschloß.

Während dieser Zeit großer, sich häufender Thätigkeiten wurde zugleich ein Seekrieg, der erste, welcher in der indischen Geschichte erwähnt wird, zwischen Sevagee und seinen Feinden unterhalten. Während des Anfangs seiner Laufbahn hatte ein Häuptling, Namens Siddee Jore, das Gouvernement der Stadt Dunda Rajapore, eines Seehafens südlich von Bombay, dem Könige von Beejapore gehörig, und zugleich das Commando einer Flotte, welche dieser Fürst errichtet hatte, um seine Besitzungen am Meere und ihren Handel vor den Seeräubereien zu schützen, welche in dieser Zeit die indischen Küsten unsicher machten. Während dieser Sidde Jore in einer ganz andern Gegend sich gegen Sevagee auszuzeichnen suchte, kam dieser verschmitzte Abenteurer unerwartet nach Dunda Rajapore und nahm durch Kriegslist davon Besitz. Der Verlust dieses wichtigen Platzes erzürnte den König in

1) Dieser Feldzug in Carnatic wird bei Scott p. 32. und bei Orme p. 82—87 berichtet. Wilks jedoch (a. a. O.) giebt die genaueste Darstellung, der wir hier folgen.

so hohem Grade gegen Siddee, daß er ihn hinrichten ließ. Zu derselben Zeit befehligte der Erbe Siddee Jore's die Flotte, welche vor der Stadt bei dem befestigten Eilande Gingerah lag. Als der König von Beejapore die Unthat an seinem Vater verübte, bot er seine Dienste Aurungzeb an nebst der Feste Gingerah und der ganzen beejaporischen Flotte. Der Antrag wurde natürlich begierig angenommen. Siddee war, wie es scheint, ein allgemeiner Name der abyssinischen Abenteurer, welche in großer Zahl in den Dienst der Könige von Deccan getreten waren und einen großen Theil der wichtigsten Staatsämter sich angeeignet hatten. Zu dieser Klasse gehörte der Admiral, der jetzt in den mogolischen Dienst übertrat. Es schloß sich ihm eine große Menge seiner Verwandten und Landsleute an. Er selbst hieß vorzugsweise der Siddee; seine Officiere setzten die Bezeichnung Siddee vor ihre Namen, und seine Leute und Anhänger hießen im Allgemeinen die Siddees. Sie verbreiteten ihre kriegerische Thätigkeit über die ganze Westküste Indiens und machten sich nicht nur Sevagee furchtbar, sondern auch den brittischen und andern europäischen Kauffahrern, welche diese Küste besuchten [1]).

Sevagee starb in seiner Festung Rayree am 5. April 1682 an einer Brustentzündung im Alter von zweiundfunfzig Jahren. Er hatte seine Zwecke mit einer Fruchtbarkeit der Erfindung und einer Festigkeit und Beharrlichkeit der Ausführung verfolgt, welche selten erreicht und vielleicht nie übertroffen sind. Mit Ausnahme einiger kleinen Districte, welche die Europäer inne hatten, hatten seine Besitzungen bei seinem Tode an der Westküste von Indien eine Ausdehnung von etwa 400 engl. Meilen in der Länge und 120 in der Breite, vom Flusse Mirzeou im Süden bis zum Versal im Norden. Von den vereinzelten Festungen, welche er in Carnatic besetzt hatte, scheinen nur eine oder zwei noch in seinem Besitze gewesen zu sein [2]).

Während dieser Vorgänge im Süden scheinen außer einem Kriege mit den Patanen oder Afghanen, welche die Nordprovinzen beunruhigten, und einem andern mit den Rajputen von

[1]) Orme's Hist. Frag. 9 — 11., 79 — 81,
[2]) Orme, p. 133 — 34. Nach Wilks starb er 1680.

Malwa und Ajmere, welchen der Kaiser selbst hervorrief, weiter keine Störungen die Aufmerksamkeit Aurungzeb's von der innern Verwaltung abgelenkt zu haben.

Der Statthalter von Peshawir hatte, um einen Einfall der Patanen zu strafen, sie bis in ihre Berge verfolgt, sich jedoch in den engen Bergschluchten verirrt und war sammt seiner ganzen Armee völlig abgeschnitten worden. Ein Patan, der in den Heeren des Sultan Sujah gedient und in seiner Person eine große Aehnlichkeit mit ihm hatte, gab zu einem Gerüchte Anlaß, daß der Sultan von Arracan entwichen sei. Die Patanen proclamirten ihn als König von Indien, und alle Stämme dieses Volkes wurden aufgefordert, sich zu vereinigen, um ihn auf den Thron zu setzen. Nach der Erzählung waren sie, wenn sie sich vereinigten, im Stande, 150000 Streiter in's Feld zu stellen, und Aurungzeb wurde aufgeschreckt durch die Größe der Gefahr. Er zog in Person zu Felde und setzte um den Schluß des Jahres 1674 über den Indus.

Der Krieg dauerte fast funfzehn Monate, und die Patanen wurden aus offnem Lande überall vertrieben; doch war Aurungzeb zu vorsichtig, sich in die Berge einzulassen. Eine Kette von Festungen wurde gezogen, um sie im Zaume zu halten, und der Statthalter, den er zu Peshawir zurückließ, suchte das Vertrauen der Patanenchefs zu gewinnen, lockte sie zu einem Gastmahle in Peshawir und mordete sie sammt ihrem Gefolge. Obgleich Aurungzeb die Unthat verleugnete, so glaubte man doch nicht, daß sie ihm fremd gewesen sei [1]).

Es ist wahrscheinlich, daß Aurungzeb aus politischen Motiven die Unterwerfung der Rajputenstaaten unternahm, um nicht eine so große unabhängige Macht (die, wie wir vernehmen, 200000 Mann in's Feld stellen konnte) in dem Herzen seines Reichs zu dulden. Doch hüllte er sich in die Maske der Religion und schritt zu dem frommen Werke, die Hindus zu der Religion der Gläubigen zu bekehren. Da Jesswunt Sing, der Maharajah oder große Rajah, wie er genannt wurde, 1681 in der Nähe von Cabul gestorben war, so ließ er dessen Kinder bei ihrer

[1]) Orme, p. 68 — 72.

Rückkehr an den Hof führen und zwang sie, Mahomedaner zu werden. Ihre rajputischen Begleiter bewerkstelligten ihr Entkommen und flohen mit ihnen nach ihrem Vaterlande. Der Kaiser rächte ihren Ungehorsam durch einen Krieg, den er in eigner Person führte. Seine zahlreichen Heere trieben die Rajputen aus den zugänglichern Theilen ihres rauhen Landes; allein sie behaupteten sich in ihren Bergen und Festungen, und der Krieg erschöpfte sich in ermüdenden, unwirksamen Gefechten. Aurungzeb nahm seinen Aufenthalt in Ajmere, wo er bequemer die Operationen in Deccan sowohl, als den Krieg mit den Rajputen leiten konnte [1]).

Sambah oder Sambagee, der älteste Sohn Sevagee's, folgte ihm auf dem Throne, doch nicht ohne Streit mit einem jüngern Bruder, dessen Anhänger ihm gefährlich wurden, bis die angesehensten unter ihnen alle getödtet waren. Während der Krieg zwischen den Mahratten und den kaiserlichen Generalen fortgeführt wurde, wie es schon seit Jahren der Fall gewesen war, durch plötzliche Einfälle von der einen Seite und Verfolgung von der andern, ohne bedeutende Vortheile für irgend eine Partei, — wandte Akbar, ein jüngerer Sohn Aurungzeb's, der im Kriege gegen die Rajputen focht, seine Waffen gegen den eignen Vater, sich mit dem Feinde verbindend, den er zu bekämpfen gesandt war. Eine von Aurungzeb's erprobten Künsten, Mißtrauen zwischen den Verbündeten zu erregen, gelang ihm auch hier; Akbar floh aus dem Lande der Rajputen und suchte eine Zuflucht bei Sambagee.

Sowohl Sambagee als Aurungzeb kannten den Werth seines Besitzes. Der Prinz wurde mit den höchsten Ehren von dem Mahrattafürsten empfangen, der nicht niedersitzen wollte in seiner Gegenwart. Da beschloß Aurungzeb, den Feind zu vernichten, der so lange den Süden seines Reichs beunruhigt, und kam mit ungeheurer Streitmacht 1684 nach Aurungabad. Nach einem Angriffe und einer Vertheidigung mehrer Festungen, wobei sich kein bedeutendes Resultat ergab, ging der Prinz Shah Aulum nach Concan, um die Mahrattafestungen der Südküste zu nehmen. Er fand es

[1]) Scott, operatt. of Aurungzebe, p. 53, Orme, p. 100 — 105. 119 — 21.

unmöglich, Vorräthe herbeizuschaffen, auch wirkte das Klima verderblich auf die mogolischen Truppen, so daß er endlich nur mit einem Ueberreste seiner Armee zum Rückzuge sich bequemen mußte [1]).

1687 beschloß der Kaiser die endliche Unterwerfung der mahomedanischen Reiche von Deccan, Hyderabad oder Golconda und Beejapore, welche noch mehr Kraft und Hülfsquellen entwickelten, als ihr gesunkener Zustand hatte erwarten lassen. Von Ahmednuggur, wo das große Lager schon angekommen war, bewegte er sich bis Sholapore und sandte eine Armee gegen Hyderabad, eine andere gegen Beejapore.

Der Anführer, welcher die Armee des Königs von Hyderabad führte, übte Verrath und ging zum Feinde über, worauf der König das offene Land räumte und sich in der Feste Golconda verschanzte. Hyderabad wurde genommen und geplündert. Damit jedoch der Sultan Mauzim, welcher den Oberbefehl führte, nicht die Ehre genösse, Golconda zu nehmen, welche er auch weise genug war, nicht zu verlangen, so nahm Aurungzeb die demüthigen Anträge an, welche der König bot, und verschob seine Vernichtung auf eine andere Gelegenheit.

Beegapore leistete kräftigen Widerstand. Nachdem die Stadt eine Zeitlang belagert war, übernahm der Kaiser in Person den Angriff. Der Hunger zwang zuletzt die Besatzung zur Uebergabe, und der König wurde in die Hand Aurungzebs gegeben [2]).

Er empfing um dieselbe Zeit eine andere erwünschte Kunde, daß der Sultan Akbar aus dem Mahrattalande sich nach Persien begeben hatte. Da dies in seinen Augen die Wichtigkeit augenblicklicher Operationen gegen die Mahratten bedeutend minderte, so wandte er sich von Beejapore nach Golconda zurück. Shah Aulum wurde mit seinen Söhnen verhaftet und in den Kerker geworfen, wie es heißt, weil er sich der beabsichtigten Verrätherei gegen den unglücklichen König von Golconda widersetzte, der sich gegen Verpfändung seiner Ehre ihm selbst ergeben hatte. Aurungzeb trug überhaupt eine unheilbare Eifersucht

[1]) Scott, p. 54 — 64. Orme, p. 134 — 52.
[2]) Scott, p. 65 — 73.

gegen seinen Sohn als Erben seines Thrones und suchte sein Gemüth von einem Theile seiner Furcht und seines Mißtrauens zu befreien. Golconda wurde eingeschlossen und fiel nach siebenmonatlicher Belagerung durch die Verrätherei, deren Anwendung Aurungzeb aus einer fast künstlerischen Liebhaberei einmal nie unterließ. Er hatte jetzt die beiden Fürsten von Deccan in seiner Hand, und die Einnahme der noch trotzenden Festungen war allein noch übrig, um die Ausbreitung des mogolischen Reichs bis zur fernsten Grenze von Carnatic zu vollenden [1]).

Unmittelbar darauf begab sich ein Zufall, den der Kaiser als besonders glücklich betrachtete. Seine Späher brachten die Kunde, daß Sambagee auf einem nicht entfernten Fort im Gebirge in einem Taumel der Genüsse lebe und wenig auf seiner Hut sei. Er sandte eine Truppenabtheilung, ihn zu überfallen, und machte ihn wirklich zum Gefangenen. Sambagee war zu gefährlich, um ihm das Leben zu schenken; der Kaiser aber schändete sein Glück, indem er seine Augen an der Todesqual des Feindes weidete, der seine stolze Würde auch im Tode bewahrte. Sambagee's große Eigenschaften wurden verdunkelt durch seine unmäßige Leidenschaft für Weiber, von der schon sein Vater vorhergesagt hatte, daß sie ihn in's Verderben stürzen würde.

Der Kaiser verfolgte thätig seinen Vortheil und sandte augenblicklich eine Armee nach Concan. Ihre Operationen waren in hohem Grade erfolgreich, und Rayree, die Hauptstadt Sambagee's und seines Vaters, nebst den Weibern und dem unmündigen Sohne dieses Häuptlings, fielen in die Hände des Siegers [2]).

Rama jedoch, der Bruder Sambagee's, entwich aus Concan, floh über Seringapatam nach Carnatic und warf sich in die starke Festung Gingee, wo er durch die Hartnäckigkeit seines Widerstandes oder die absichtliche Lässigkeit der kaiserlichen Generäle die

[1]) Der größte Theil von Carnatik hatte den Rajahs von Beejanugger angehört während der Blüthe dieses Reiches. Nachdem dasselbe den mahomedanischen Reichen von Deccan unterlegen war, wurde das Land getheilt zwischen Golconda und Beejapore. Scott, p. 73 — 75. Orme, p. 119 — 130.

[2]) Scott, p. 77 — 80. Orme, p. 230 — 34. Wilks, p. 215 giebt das Jahr 1698 an.

völlige Unterwerfung von Deccan um mehrere Jahre verzögerte. Er beschäftigte einen großen Theil der kaiserlichen Armee vom Jahre 1692 — 1700, und bis dahin war die mogolische Herrschaft in Carnatic unvollständig.

Der Kaiser richtete seine ganze Thätigkeit auf die endliche Unterjochung der Mahratten und drang in ihr Land ein mit seiner Hauptarmee. Aber während er ihre Festungen belagerte, stiegen die Mahratten unter verschiedenen Häuptlingen von ihren Bergen herab, überschwemmten die neu erworbenen Länder Beejapore und Golconda und selbst die Provinzen Malwa, Berar und Candesh, führten große Beuten mit sich hinweg und ließen Verwüstung hinter sich zurück. Die kaiserlichen Truppen rückten ihnen nach allen Richtungen entgegen und überwanden sie leicht in der Schlacht, wenn sie sie zum Stehen bringen konnten. Allein die Mahratten mieden jede Begegnung, zogen sich in ihre Berge, wenn sie verfolgt wurden, umschwärmten den Nachtrab, sobald der Feind den Rücken wandte, und begannen ihre Verwüstungen von Neuem, sobald sie das Land von den Truppen geräumt fanden. Der Kaiser fuhr hartnäckig fort, die Festen in den zugänglichern Theilen des Mahrattalandes zu belagern, von denen der größere Theil in seine Hand fiel. Aber während dieser Zeit bereicherten die Mahratten sich so mit der Beute des kaiserlichen Gebiets und wuchsen so sehr an Zahl und Macht, indem in den Ländern, welche sie durchzogen, die Zemindars in Menge sich mit ihnen vereinigten, daß der Vortheil offenbar auf ihrer Seite war und die Verwaltung Aurungzebs die Schwächen des Alters nicht mehr verbergen konnte. Den mächtigern Omrahs, die zahlreiche Truppen unterhielten und im Stande waren, Einfälle zurückzuweisen, hinderte ihn seine eifersüchtige Sinnesart den Oberbefehl der Provinzen anzuvertrauen. Er wählte dazu Personen ohne Ansehen und Macht, welche, anstatt ihre Provinzen zu vertheidigen, wozu sie doch zu schwach waren, es vorzogen, sich durch Ausplünderung des Volks zu bereichern. Unter einer so mangelhaften Verwaltung fanden die Mahratten das ganze Land südlich von Nerbudda ihren Einfällen geöffnet. Der Kaiser setzte starrsinnig seine Versuche fort, sie zu bezwingen. In diesem nutzlosen, erschöpfenden Kampfe verbrachte er die letzten Jahre bis zu

seinem Tode. Er starb im Lager bei Ahmednugger am 21. Februar 1707, im achtundvierzigsten Jahre seiner Regierung und im vierundneunzigsten seines Lebens [1]).

Im Anfange seiner letzten Krankheit war sein ältester Sohn Mahomed Mauzim, der schon früh den Titel Shah Aulum erhalten hatte, in der Provinz Cabul, welche er nach seiner Gefangenschaft, in der er mehrere Jahre geschmachtet hatte, als Statthalter erhalten hatte, weil er in dieser fernen Provinz am wenigsten gefährlich schien. Seine beiden übrigen Söhne, Azim Shah, Subahdar von Guzerat, und der jüngste, Kam Buksh, kürzlich zum Statthalter von Beejapore ernannt, waren beide im Lager. Aurungzeb, der bis zum letzten Augenblicke seine Vorsicht nicht vergaß, entfernte sie schleunig zu ihren Stationen, entweder aus Furcht, sie möchten noch vor seinem Tode sich seiner Person bemächtigen, oder, damit sie nicht sogleich nach seinem Tode das Lager mit Blutvergießen erfüllten. Azim hatte noch nicht seine Provinz erreicht, als ihn die Nachricht von des Kaisers Ableben ereilte. Er eilte zurück in's Lager, und da er keinen Mitbewerber fand, erhielt ohne Schwierigkeit die Huldigung der Armee.

Da jedoch nicht zu erwarten stand, daß Shah Aulum ruhig auf Thron und Leben verzichten würde, so begann Azim seinen Marsch gegen die Nordprovinzen. Bei der Nachricht von der Krankheit des Kaisers hatte Shah Aulum seinen beiden Söhnen, von denen der älteste, Moiz ad dien, Statthalter von Multan, und der zweite, Azim Doshaun, Statthalter von Bengalen, Befehle zugesandt, mit ihren Truppen gen Agra zu ziehen. Azim Doshaun hatte dies mit so viel Klugheit gethan, daß er noch vor Azim Shah anlangte und Agra mit seinen Schätzen in Besitz nahm. Als beide Armeen in der Gegend von Agra sich einander näherten, sandte Shah Aulum einen Brief an seinen Bruder und that ihm den Vorschlag, das Reich zu theilen. Der hochfahrende Prinz

1) Für die letzten sieben Jahre Aurungzebs ist der Verf. der Aur. Operations (by Scott. p. 73 — 123.) die Hauptquelle. Das Alter Aurungzebs ist nach Golam Hussein Khan (Seer Mutakhareen I., 2.) angegeben worden. Scotts Autor erwähnt das Alter nicht. Beide verrechnen sich in der Regierungszeit (sie begann im August 1658 und endete Februar 1707), welche der Eine zu mehr als funfzig, der Andere zu mehr als einundfunfzig Jahren angiebt.

verwarf den friedlichen Vergleich. Die Waffen entschieden; Azim verlor die Schlacht, er selbst und seine beiden ältesten Söhne das Leben. Er hatte mehrere große Fehler begangen und unter andern den Generalissimus beleidigt, den berühmten Zulfeccar Khan, den Lieblingsgeneral Aurungzebs und Sohn seines Vizirs Assud Khan. Er verschmähte den Rath dieses Feldherrn im Anfange der Schlacht, und Zulfeccar mit seinen Truppen zog vom Schlachtfelde ab [1]).

Shah Aulum, der jetzt den Titel Bahadur Shah annahm, verdankte vorzüglich der Klugheit seines Finanzministers Monâim Khan seinen Sieg und den Thron. Er belohnte ihn mit dem Vizirate; aber auch Assud Khan, der frühere Vizir, und sein Sohn Zulfeccar Khan wurden mit hohen Ehren aufgenommen; jener wurde zum Vakeel Muttulluck [2]) ernannt, dieser zum Meer Bukshi [3]) und Statthalter von ganz Deccan mit dem Titel Ameer ul Omrah.

Noch ein anderer Kampf war übrig. Der Thron war Kâm Buksh verheißen durch seine eigene Eitelkeit und seine Astrologen, und obgleich sein Bruder, als er noch mit einer weit überlegenen Macht ihm gegenüber stand, ihn aufforderte, in Frieden sein Reich Beejapore zu genießen, zu dem er noch Golconda hinzuzufügen versprach, so bestand doch der bethörte Prinz hartnäckig auf seinem Verderben. Sein Vater hatte beabsichtigt, ihn durch seine Macht in Beejapore vor der Eifersucht jedes seiner Brüder, der den Kaiserthron besteigen würde, sicher zu stellen. Zu diesem Zwecke hatte er die turanischen Mongolen in seinen Dienst gestellt, den Theil der Armee, welcher aus den erst kürzlich aus der Tartarei angekommenen mongolischen Abenteurern bestand, die sich bedeutend vor den in Hindustan aufgewachsenen unterschieden. Der

1) Die Regierung Shah Aulums wird von zwei persischen Edlen erzählt, beide Zeitgenossen, Eradut Khan (Mem., p. 11 — 64.) und Golâm Hussein Khan. Seer Mutakhareen, p. 1 — 23.

2) Die höchste Stelle in einem indischen Gouvernement, welche selten ohne besondere Verdienste verliehen wurde. Scott, Mem. of Eradut Khan, p. 46.

3) Großzahlmeister, ein sehr ehrendes Amt von hoher Verantwortlichkeit.

Anführer dieser Mongolen war Ghazee ad dien Khan, ein bejahrter, erfahrener Mann, der in den deccanischen Kriegen großen Ruhm und Einfluß sich erworben hatte. Der leichtsinnige, unbesonnene, wankelmüthige Charakter Kâm Buksh's würde auch einem weniger scharfblickenden Geiste dessen baldiges Verderben verrathen haben; er lauschte deßhalb den freundlichen Vorschlägen des Kaisers und wurde Subahdar von Guzerat, während sein Sohn Cheen Koolich Khan, ein bedeutender Mann in der folgenden indischen Geschichte, eine günstige Aufnahme am Hofe fand. Kâm Buksh verlor allmählig fast alle seine Anhänger; dennoch stürzte er sich mit kaum mehr als einigen hundert Begleitern verzweifelt in den Kampf nahe bei Hyderabad. Er wurde gefangen, doch erst nachdem er eine tödtliche Wunde erhalten hatte, an welcher er am nämlichen Abende verschied.

Der Kaiser scheute sich, gleich seinem Vater, in das Labyrinth der deccanischen Wirren sich verstricken zu lassen. Er überließ seinen Beamten die Sorge für diese neu eroberten Länder und schlug den Weg zur Hauptstadt ein, obgleich in der Mitte der Regenzeit. Zulfeccar Khan, der Subahdar von Deccan, ließ Daood Khan Punnee, einen Eingebornen von Deccan, an seiner Statt zurück und folgte seinem Herrn, um seine ehrgeizigen Pläne noch weiter zu verfolgen.

Der Kaiser zürnte den Rajputenfürsten, welche durch den unseligen Religionskrieg am Ende der Regierung Aurungzebs zum Ungehorsam gereizt waren. Ajeet Sing, der Nachfolger Jesswunt Sings, Rajah von Odeypore, und Jeysing, der Nachfolger des Rajah, der in den Kriegen Aurungzebs sich bekannt gemacht hatte, hatten ein Bündniß geschlossen, welches durch Familienbande einen noch größern Halt erhielt, und versuchten, ohne von der mongolischen Oberherrschaft sich loszusagen, dieselbe doch auf eine sehr geringe Bedeutung einzuschränken. Es geschahen mehrere vergebliche Schritte, sie zu völligem Gehorsame zurückzuführen. Allein ein neuer Feind, dessen Erscheinung ernsthaft und selbst furchtbar zu werden begann, machte es rathsam, einstweilen mit der nur scheinbaren Unterwerfung der Rajputen sich zu begnügen.

Die Seiks, welche die Provinz Lahore und den Norden von

Delhi verwüsteten und in ihren Ausschweifungen und Mißhandlungen die Personen der Moslem nicht verschonten, erregten den religiösen und politischen Unwillen des Kaisers und seiner Omrahs. Dies Volk, dessen Geschichte merkwürdig ist, hatte sich schnell zu einer Bedeutung erhoben, welche sie noch gegenwärtig zu einer der Hauptmächte von Hindustan macht. Ihr Ursprung geht zurück bis zur Zeit des Kaisers Baber, wo ein berühmter Dirvesh den Sohn eines Kornhändlers aus der Cshatrya-Caste, Namens Nannuk, in den erhabenen Lehren des Islam unterwies. Nannuk genügte die Stellung eines Schülers nicht. Aus theologischen Schriften, welche er las, sammelte er, als er heranwuchs, alle Lehren, Aussprüche, Gedanken, welche ihn anzogen. Diese Sammlung bildete zuletzt ein Buch, welches, sauber im punjabischen Dialecte, der Landessprache, geschrieben, von Vielen gelesen und bewundert wurde. Der Ruf von Nannuks Buche fand viele Verbreitung. Er gab ihm den Namen Kirrunt [1]), und allmählig bildeten die Anhänger des Kirrunt eine Secte. Sie unterschieden sich durch besondere Tracht und Sitten, ähnlich denen der moslemitischen Fakirs. Sie lebten abgesondert von den übrigen Bewohnern und bildeten besondere Dörfer und Gemeinden, Sangats, jede unter einem eignen Oberhaupte. Nannuk hatte neun Nachfolger als Häupter oder Patriarchen der ganzen Secte, und während dieser ganzen Zeit führten die Seiks ein friedliches, unanstößiges Leben. Teeg Bahadur, das zehnte Oberhaupt, versammelte um sich einen Schwarm von Eiferern aus der Secte und vereinigte sich noch mit einem muselmännischen Fakir, der einen fast eben so großen Anhang besaß. Zur Unterhaltung eines solchen Haufens müßiger Schwärmer wurden die umliegenden Districte besteuert, und als einmal die Heiligen die Süßigkeit einer müßiggängerischen, plündernden Lebensweise gekostet hatten, so trieben sie ihre Räubereien immer frecher und wurden die Geißel der Provinzen. Aurungzeb, der damals auf dem Throne war, ließ durch den Statthalter von Lahore die beiden Häupter des räuberischen Schwarms ergreifen, den Muselmann über den Indus verbannen und den Hindu nach Gualior führen, wo er

1) John Malcolm schreibt Grant'h. Sketch of the Sikhs, p. 25.

hingerichtet wurde. Der Verlust ihrer Patriarchen vermochte jedoch keineswegs, die religiöse Flamme der Seiks zu dämpfen. Ein Sohn Teeg Bahadurs, dessen Familienname Govind war, wurde an die Spitze der führerlosen Schaar gestellt und erhielt den Titel Gooroo Govind. Gooroo ist nämlich der Name, welchen der Hindu seinem religiösen Lehrer beilegt. Das Schicksal seines Vaters lehrte ihn Vorsicht; er versah seine bisher unbewaffneten Anhänger mit Waffen und Pferden, theilte sie in regelmäßige Corps, welche er unter seine Freunde stellte, auf deren Treue und Klugheit er sich verlassen konnte, und plünderte das Land mit bewaffneter Hand. Doch konnte er den vereinigten Truppen der Provinz nicht Stand halten; seine beiden Söhne wurden gefangen genommen, er selbst floh zu den Afghanen. Nach einiger Zeit kam er zurück, verkleidet als afghanischer Pilgrim. Aber er fiel in Geistesverwirrung und wurde ersetzt durch Banda, einen seiner Anhänger, der gleichfalls den Namen Gooroo Govind annahm und an den Moslemin Rache zu nehmen schwur für die Ermordung des Vaters und der Söhne seines Vorgängers. Zu den bisherigen Räubereien und Plünderungen der Seiks fügte er Grausamkeit und Blutvergießen. Die moslemitischen Historiker berichten mit Schaudern und Unwillen von den Unthaten, welche er an den Gläubigen verübte (allein auf diese, wie es scheint, war seine Grausamkeit gerichtet), und beschreiben als das blutgierigste Ungeheuer den Mann, dem sie, wären die Ungläubigen der leidende Theil und ein Muselmann der Thäter gewesen, ihren Beifall vielleicht nicht versagt haben würden. Dieser Banda war es, dessen Umtriebe den Kaiser von Deccan heraufführten. Die Rebellen (so wurden sie genannt) verließen Sirhind bei'm Nahen des Kaisers und zogen nach Daber, einem festen Platze im Eingange der Berge und Hauptsitze des Gooroo. Als Daber sich nicht mehr halten konnte, zog Banda mit seinen Hauptanhängern während der Nacht sich in die Berge. Die Gegenwart des Kaisers hinderte die Räubereien der Seiks, aber ohne ihnen die Wurzel abzuschneiden [1]).

1) Golâm Hussein (Seer Mutakhareen I, 87 — 93.), der einen ziemlich ausführlichen Bericht von dem Ursprunge der Seiks giebt, und Scott (Hist. of Aurungz. successors, p. 142.) stimmen genau in den That-

Shah Aulum hatte fünf Jahre regiert seit dem Tode Aurungzebs mit dem Ruhme großer Menschenfreundlichkeit; er hatte das Blut keines Rivalen vergossen außer in der Schlacht, und die Söhne seiner feindlichen Brüder gleich den eignen behandelt. Da fiel er in eine heftige Krankheit und starb plötzlich in seinem Lager bei Lahore 1712.

Die vier Söhne des Kaisers, jeder mit seiner Armee und seinem Anhange, waren im Lager: Moiz ad dien Khan, der älteste; Azeem Doshaun, der zweite, der Liebling des Vaters; Rufseh Doshaun, der dritte, und Kojesteh Akter, der jüngste. Von allen Omrahs war, da der Vizir Monaim Khan gestorben war, Zulfeccar Khan der bedeutendste und unbedenklich mächtig genug, jeden der Prinzen, auf dessen Seite er sich schlug, auf den Musnud zu verhelfen. Azeem Doshaun, der im Lager einen großen eigenen Schatz besaß und vermöge seiner Stellung in der nächsten Umgebung seines Vaters sich der sämmtlichen kaiserlichen Schätze und Effecten bemächtigen konnte, griff sogleich nach dem Scepter. Zulfeccar sandte ihm einen vertrauten Boten, anfragend, ob er ihm einen Dienst leisten könne, und da er eine nachlässige, verächtliche Antwort erhielt, so war sein Entschluß gefaßt. Er ging in das Lager zu Moiz ad dien und stiftete eine Vereinigung der drei Brüder, um Azim Doshaun zu stürzen und dann das Reich zu theilen. Azim verlor den günstigen Zeitpunkt, seine Brüder anzugreifen. Er zögerte, bis sie selbst sich gerüstet hatten und seine Armee, unruhig und mißvergnügt sich aufzulösen begann. Als die unvermeidliche Stunde kam, wurde er ohne Schwierigkeit überwunden und verschwand in der Schlacht. Sein verwundeter Elephant stürzte vermuthlich mit ihm von einem Abhange in den Fluß, wo beide versanken.

Die übrigen Prinzen konnten jetzt zur Theilung schreiten,

sachen überein. Eradut Khan (Mem. p. 61) beschreibt die Einnahme von Daber. Mehrere allgemeine Bemerkungen giebt Wilkins im ersten Bande der As. Res. Die detaillirtere Darstellung Malcolms (Sketch of the Sikhs, p. 1 — 8) nach Quellen der Seiks weicht in der Geschichte Nannuks bedeutend ab; allein wenn die ungenauen Perser nicht besonders glaubwürdig sind, so sind die fabelnden Seiks, die den ganzen Ursprung ihrer Secte in Wunder hüllen, es noch viel weniger.

wie sie übereingekommen waren; doch Zulfeccar hatte andere Pläne. Ob aus selbstischen Motiven, oder aus patriotischer Furcht vor den Folgen eines getheilten Reichs; obgleich dieser Prinz der schwächste war und der leichteste zu lenken, oder weil der älteste und am meisten berechtigte: der Emir al Omrah beschloß, Moiz ad Dien zum alleinigen Kaiser zu machen und die Erwartung der übrigen zu täuschen. Durch verschiedene Kunstgriffe Schwierigkeiten und Aufschub in den Weg streuend, wußte er den größten Theil des Schatzes Moiz ad Dien zu sichern. Dies erregte die Eifersucht Kojesteh Akters und er bereitete sich zum Kampfe. Allein in der Nacht vor der beabsichtigten Schlacht brach ein Feuer in seinem Lager aus, und er verlor fast seine ganze Munition. Er und sein Sohn fochten mit großer Tapferkeit; allein seine Truppen verließen ihn während des Gefechts und gaben seinem glücklicheren Bruder einen leichten Sieg. Ruffeh Doshaun hielt sich entfernt während des Kampfes, immer noch der Freundschaft Zulfeccar Khans vertrauend und sich vorbehaltend, sich auf den Sieger zu werfen. Während er mit Ungeduld den Morgen erwartete, da er sich hatte abrathen lassen, noch in derselben Nacht die siegreiche Armee anzugreifen, erhielt der Emir ul Omrah Nachricht von seinem Vorhaben und traf Vorbereitungen, ihn zu empfangen. Der Sieg war keinen Augenblick zweifelhaft, denn die Armee des Prinzen zerstreute sich bei'm ersten Zusammentreffen, und er selbst wurde erschlagen, tapfer fechtend unter wenigen Begleitern [1]).

Moiz ad Dien wurde als Kaiser proclamirt mit dem Titel Jehandar Shah. Er besaß keine Fähigkeiten, um die Schwächen zu verdecken, durch welche er sich dem Unwillen des Volks preisgab; seine Regierung wie seine Person fielen in Verachtung. Er ließ sich durch eine Concubine regieren, die dem verachteten und unreinen Gewerbe öffentlicher Tänzerinnen angehört hatte und Infamie über den Mann brachte, mit dem sie in Gemeinschaft lebte. Die Gunst des Throns wurde den niedern Ver-

[1]) Eradut Khan (Mem., p. 65—67) und Golam Hussein Khan (Seer Matakh. I., 23 — 36) stimmen in den Hauptpunkten dieses Thronstreites überein. Jener spricht als Augenzeuge, aber keineswegs als ein aufmerksamer; dieser berichtet nur, doch nicht ohne Genauigkeit und Kritik.

wandten und alten Genossen der Lall Koor (der Name der Geliebten) zu Theil, die sie nicht immer mit Mäßigung genossen. Der Kaiser, der eine lustige Ausgelassenheit liebte, schwärmte in der Stadt umher in Gesellschaft mit Lall Koor und ihren Lieblingen, in Situationen, wo die Majestät sich schwer bewahren ließ. Die Edlen waren unzufrieden, weil ein neuer Troß von Günstlingen die Strahlen der kaiserlichen Gunst auffing, und das Volk war empört bei'm Anblicke von Lastern an seinem Fürsten, deren Makel selbst den Gemeinsten aus seiner Mitte beschimpfte.

Jehandar Shah war daher übel vorbereitet, einem Sturme zu begegnen, der bald darauf sich gegen ihn erhob. Als Azim Doshaun aus Bengalen heranzog, um seinen Vater in dem Kampfe zu unterstützen, ließ er seinen Sohn Ferokfere daselbst zurück. Nach der Niederlage Azims blieb seinem Sohne nichts, als Flucht oder Kampf. Es waren zwei Brüder, Abdulla Khan und Hussun Khan, von der hohen Geburt der Seids oder Nachkommen des Propheten. Diese hatten sich im Dienste Azim Shahs ausgezeichnet, späterhin sich Azim Doshaun angeschlossen und von ihm der eine das Gouvernement Allahabad, der andere Bahar erhalten. Auf diese Weise gewann Ferokfere beide Brüder, welche durch ihre Talente und ihr hohes Ansehen ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale legten. Die Räthe des Kaisers waren getheilt. Zulfeccars Ansehen war verdunkelt worden durch die Gunst, welche der Kaiser Kokultash Khan, seinem Milchbruder, zuwandte. Kokultash hatte durchaus nicht die Fähigkeit, irgend eine wichtige Angelegenheit zu leiten. Zulfeccars Fähigkeiten waren gehemmt und sein Eifer erkaltet durch das Glück, womit Kokultash seine Pläne durchkreuzte. Jeder sträubte sich, das Kriegscommando zu übernehmen und so, den Kaiser verlassend, dem Nebenbuhler das Feld zu räumen. Während dieser Intriguen ging die Zeit verloren. Endlich rückte Aiz ad Dien, der älteste Sohn des Kaisers, und mit ihm, als sein Rathgeber, ein Verwandter des Milchbruders, ein Mann ohne Talent und Erfahrung, in das Feld, um Ferokfere zu unterwerfen. Die beiden Armeen trafen sich zu Cudjwa, einer Stadt im Districte von Corah, wo schon Aurungzeb und Sujah gestritten hatten. Allein der Führer Aiz ad Dien floh mit ihm in der Nacht vor dem erwarteten Treffen, worauf die

Armee entweder sich zerstreute, oder zu Ferokfere überging. Auf den Rath des Seid Abdulla, dessen Gründe schwer zu erklären sind, wartete Ferokfere mehrere Tage, anstatt rasch seinen Vortheil zu verfolgen. Für Jehandar Shah hing jetzt Leben und Reich an der Entscheidung einer Schlacht. Alles, was an kaiserlichen Truppen zusammengerafft werden konnte, zog nach Agra, der Kaiser selbst an der Spitze. Ferokfere kam ebenfalls am andern Ufer des Flusses an, und die beiden Armeen standen mehrere Tage lang einander gegenüber. Endlich setzte Ferokfere in der Nacht unerwartet über den Fluß, und der Kampf begann mit dem anbrechenden Tage. Die kaiserliche Schlachtlinie wurde bald durchbrochen und verwirrt. Zulfeccar Khan focht mit einer Tapferkeit, die seines alten Ruhmes würdig war, und behauptete noch allein mit seinen Anhängern das Feld. Er verzweifelte nicht, am folgenden Tage die Armee wieder zu sammeln und den Kampf zu erneuern und sandte in allen Richtungen Boten ab, in der Nacht den Kaiser aufzusuchen, doch vergebens. Der unglückliche Fürst hatte verkleidet den Weg nach Delhi eingeschlagen, wo Assud Khan, der Vater Zulfeccars, Statthalter war. Bei der Nachricht seiner Ankunft umringten die Freunde des verstorbenen Azim Doshaun seinen Palast und verlangten die Bewachung seiner Person. Um sie zu beruhigen oder um den künftigen Herrscher sich im Voraus gefällig zu bezeigen, brachte Assud Khan ihn in Haft und schrieb Ferokfere, daß er seine Befehle erwarte, um über den Gefangenen zu verfügen. Er empfing eine so gnädige Antwort, daß seine Furcht verschwand und er seinen Sohn, der in Delhi angekommen war, überredete, sich der Gnade Ferokfere's zu unterwerfen. Seine Leichtgläubigkeit betrog Zulfeccar. Er hätte zu seinem Gouvernement in Deccan entkommen können, wo seine Fähigkeiten ihn in den Stand gesetzt haben würden, der kaiserlichen Macht zu trotzen. Er wurde auf Befehl Ferokfere's erdrosselt und sein Leichnam auf den Straßen von Delhi ausgestellt zugleich mit dem seines Herrn Jehandar Shah [1])

[1]) Die Chronik des Eradut Khan endigt mit der Regierung Jehandar Shahs. Er beschreibt die Begebenheiten als Augenzeuge, aber wenig günstig für Jehandar Shah und Zulfeccar, die Opfer der Grausamkeit

Ferokfere trat seine Herrschaft an im Jahre 1713 in der gewöhnlichen Weise eines orientalischen Despoten, d. h. mit der Hinrichtung Aller, welche Gegenstand seiner Furcht waren. Dann belohnte er die beiden Seids, denen er Leben und Thron verdankte. Hussun wurde Bukshi oder Zahlmeister der Armee mit dem Titel Emir ul Omrah, und Abdullah Vizir mit dem Titel Koottub al Mulk, Achse des Staats. Cheen Koolich Khan, der Sohn des Gazee ad Dien Khan, des Anführers der turanischen Mongolen in Deccan am Ende der Regierung Aurungzeb's, hatte in offner Feindschaft mit Zulfeccar Khan gelebt; dieser Umstand, sowie das Ansehn seiner Talente und seine Verbindung mit den turanischen Häuptlingen empfahl ihn der neuen Regierung. Er wurde zum Subahdar in Deccan erhoben mit dem Ehrennamen Nizam al Mulk, Ordner des Staats, einem sehr gewöhnlichen Titel, den er dadurch in der neuern Geschichte Indiens bemerklich machte, daß er ihn auf seine Nachkommen vererbte und zugleich damit ein Königreich in derselben Gegend gründete, welche er jetzt zu verwalten gesandt wurde.

Ferokfere war ein schwacher, von Günstlingen geleiteter Fürst. Die beiden Seids hatten ihm solche Verbindlichkeiten aufgelegt und solche Macht erlangt, vorzüglich durch die unbesonnene Grausamkeit, mit der er Zulfeccar und Andere hatte tödten lassen, welche ihnen das Gegengewicht hätten halten können, daß sie unumschränkt im Reiche schalteten und weder Nebenbuhler, noch Theilnehmer duldeten. Ihre Ketten wurden bald Ferokfere lästig. Dies gewahrend, thaten sie Schritte, um sich vor seinem Hasse sicher zu stellen, welche vom Anfange seiner Regierung an den Staat zerrütteten.

Zuvörderst suchte Emir Jumla, der kaiserliche Günstling, ein Mann, der früher Cauzy in Dacca gewesen war, unter irgend einem Vorwande die Brüder zu trennen. Der Rajah Ajit Sing, den wir schon als Nachfolger Jeßwunt Sings erwähnt haben, hatte in dem Theile von Rajputana, der unter dem Namen Marwar oder Rhatore bekannt war, und wovon zu verschiedenen Zei-

des Fürsten, unter dem er schrieb und den er offenbar nicht beleidigen wollte. Golam Hussein ist treuer und prüfender. Seer Mutakhareen, I. 42 — 63.

ten Chitore und Odeypore die Hauptstädte gewesen waren, sich schon gegen Aurungzeb behauptet und unter Shah Aulum und Jehandar Shah fast völlige Unabhängigkeit erlangt. Hussun, der Emir al Omrah, wurde zur Unterwerfung der rebellischen Hindus aufgefordert. Er unternahm den Auftrag mit einer so großen Streitmacht, daß der Rajah für gerathen hielt, ohne Widerstand sich zu unterwerfen, und obgleich er geheime Aufmunterungen vom Hofe erhielt, daß ein Widerstand mit günstigem Auge angesehen werden würde, so schloß er doch einen Vertrag mit Hussun, der ungeduldig verlangte, nach der Hauptstadt zurückzukehren, wo nach den Mittheilungen seines Bruders Pläne reiften zu ihrer beider Verderben.

Obgleich Abdullah Talente und hohe Eigenschaften besaß, so war er doch in solchem Maße der Wollust ergeben, daß er die Geschäfte seines hohen Amtes untergeordneten Händen überließ, deren Mißbräuche Argwohn und Unwillen auf ihn selbst warfen. Seine Feinde erhielten dadurch Vortheile, welche sie während der Entfernung seines Bruders eifrig zu benutzen suchten. Nach der Rückkehr Hussuns von Marwar forderte er die Statthalterschaft von Deccan in der Absicht, sie durch einen Stellvertreter verwalten zu lassen, ohne selbst vom Hofe sich zu entfernen. Man gab ihm die Stelle in der Absicht, ihn dadurch in der Ferne zu beschäftigen. Als er daher keine Anstalt machte, sich zu entfernen, trat zuerst die Mißhelligkeit zwischen dem Hofe und den Brüdern offen und unverhüllt hervor. Sie unterließen, vor dem Kaiser zu erscheinen, sammelten ihre Anhänger und verschanzten sich in ihren Palästen, während der schwache, zitternde Kaiser, der sie zu verderben wünschte, ohne einen Versuch dazu zu wagen, zwanzig Beschlüsse in einem Tage faßte und wieder verwarf. Nach einiger Zeit einer ängstlichen, bestürzungsvollen Erwartung kam eine Aussöhnung zu Stande durch Vermittlung der Kaiserin Mutter, welche die Seids begünstigte und durch welche, wie wir vernehmen, sie zuweilen Kunde erhielten von den Anschlägen gegen ihr Leben. Die Uebereinkunft war, daß Emir Jumla, der das Gouvernement von Bahar erhalten hatte, nach dieser Provinz, und zugleich der Emir al Omrah nach Deccan gehen sollte [1]).

Hussun ließ dem Kaiser die Weisung zurück, daß wenn seinen Bruder ein Unheil beträfe, so werde er in zwanzig Tagen in der Hauptstadt sein. Die erste Gefahr indessen betraf ihn selbst. Daood Khan Punnee, der Afghane, welcher, von Zulfeccar an seiner Statt zurückgelassen, die Provinz Guzerat erhalten hatte, wurde bei der Ernennung des Nizam al Mulk zu der Regentschaft von Deccan nach Boorahanpore beordert, scheinbar, um den Subahdar von Deccan zu empfangen und seine Befehle entgegenzunehmen, zugleich aber mit geheimen Instructionen, den Seid zu überfallen und festzunehmen. Man hegte die größten Erwartungen von dem Afghanen, welcher, ein Mann von ungewöhnlicher Körperkraft, großem Muthe und nicht ohne Gewandtheit, den größten Ruf als Krieger erlangt hatte. Er hatte noch einen Mahrattahäuptling zu Hülfe genommen, Namens Neemajee Sindia, der von Shah Aulum in den kaiserlichen Dienst genommen, zu hohem Range erhoben und mit mehreren Jagheers in der Nähe von Aurungabad beschenkt worden war. Hussun hatte einen schweren Kampf zu bestehen, und hätte nicht eine Musketenkugel Daood in dem Augenblicke niedergestreckt, als der Anschlag schon gelungen schien, so wäre dieser Tag für beide Brüder verhängnißvoll gewesen. Als der Kaiser das Fehlschlagen des Projects vernahm, konnte er selbst in der Gegenwart Abdullahs seinen Verdruß nicht verhehlen und äußerte, in Daood sei ein braver Mann unwürdig umgebracht worden. Abdullah entgegnete, wenn sein Bruder als Opfer der Treulosigkeit gefallen wäre, so würde das kaiserliche Gemüth angenehmere Empfindungen gehabt haben.

1) Vor der Abreise Hussuns wurde die Vermählung des Kaisers mit der Tochter des Maharaja Ajit Sing gefeiert, welche in den Bedingungen des Vertrags Hussuns mit dem Rajah stipulirt worden war. Sie wurde von ihrem Vater in den Palast Hussuns, als ihres Adoptivvaters, geführt, der ihre Hochzeit mit einer in Hindustan nie gesehenen Pracht verherrlichte.

Eine gerade bei einer Hochzeit sehr ungelegene Krankheit des Kaisers, welche ein Arzt, Namens Hamilton, curirte, soll der ostindischen Compagnie den ersten Firman zum freien Handel ausgewirkt haben. Scott, Successors of Aurungz., p. 139.

Um diese Zeit fiel Banda, der Patriarch und das Haupt der Seiks, in die Hände seiner Feinde. Er hatte bald seine Anhänger wieder gesammelt, nachdem sie von Shah Aulum zerstreut worden waren, und seine Räubereien in den benachbarten Provinzen noch weiter ausgedehnt. Der Subahdar von Lahore war kurz nach der Thronbesteigung Ferokfere's gegen ihn gesandt worden, hatte aber eine blutige Niederlage erlitten. Darauf war der Faujdar, das militairische und richterliche Oberhaupt von Sirhind, gegen ihn in die Schranken getreten; aber er wurde ermordet von einem Seik, der ausdrücklich zu diesem Auftrage geweiht worden war. Dann erhielt der Statthalter von Cashmere das Gouvernement von Lahore und den Oberbefehl gegen die Ketzer mit einer großen Streitmacht. Nach vielen ernsten Gefechten mußte Banda sich in eine Festung flüchten, wo er durch Hunger zur Uebergabe gezwungen wurde. Gegen seine Anhänger wurde mit unmenschlicher Grausamkeit gewüthet; er selbst wurde nach der Hauptstadt geführt, dem öffentlichen Hohne preisgestellt und dann zu Tode gefoltert.

Es würde ermüdend sein, die Auftritte zu beschreiben, welche der Haß des Kaisers und die Eifersucht des Vizirs in der Hauptstadt herbeiführten. Als der Emir al Omrah nach Deccan kam, fand er die Macht der Mahratten zu einer Höhe angewachsen, welche nicht nur drückend für die Provinzen, sondern selbst der kaiserlichen Macht gefährlich war. Sahoo Rajah oder Sahogee, der Sohn Sambagee's, war seinem Vater und Großvater als Haupt der Mongolen gefolgt, und hatte unter den Wirren des mongolischen Reichs wenig Hindernisse gefunden, den Kreis seiner Herrschaft und seiner Erpressungen immer weiter auszudehnen. Gegen das Ende der Regierung Aurungzebs hatte die Witwe Rama's, des Bruders Sambagee's, welche während der Minderjährigkeit Sahogee's eine Zeitlang die Regentschaft führte, sich erboten, alle räuberischen Einfälle der Mahratten, unter denen die kaiserlichen Provinzen in Deccan so grausam litten, gänzlich einzustellen gegen ein Zehntheil, den sogenannten Deesmukkee, von den Einkünften der sechs Provinzen, welche das Vicekönigreich Deccan bildeten. Der Stolz Aurungzebs empörte sich bei der erniedrigenden Bedingung, und der Vorschlag wurde mit Verachtung verworfen.

Daood Khan Punnee jedoch, der als Stellvertreter Zulfeccars unter Shah Aulum und Jehandar das Land regierte, und dem die Freundschaft der Mahratten lieber war, als ihre Feindschaft, hatte sich selbst zur Entrichtung des Chout oder vierten Theiles der Einkünfte von Deccan bequemt, indem er nur die Districte ausnahm, welche Prinzen aus königlichem Geblüte als Jagheers besaßen, und die Erhebung seinen eignen Beamten vorbehielt. Nach der Ankunft des Nizam al Mulk als Vicekönig von Deccan gab sogleich der Chout zu Feindseligkeiten Anlaß, in denen der Vicekönig eine Schlacht gewonnen und den Uebermuth der Freibeuter noch mehr gedemüthigt haben würde, wäre er nicht nach einem Jahre und einigen Monaten zurückgerufen worden. Der Emir al Omrah sandte eine Streitmacht, um einen Mahrattahäuptling aufzurollen, der eine Kette von Erdverschanzungen längs der Straße von Surate nach Boorahanpore aufgerichtet hatte und auf diese Weise die Handelsleute ausplünderte und hart besteuerte, welche den Verkehr zwischen beiden Städten betrieben. Der Anführer ließ sich durch den verschlagenen Mahratten auf ein schwieriges Terrain locken, wo er und fast sein ganzes Heer den Untergang fanden. Eine noch stärkere Macht folgte nach, den Räuber zu vertreiben, der eine Schlacht vermied und von dem kaiserlichen Heerführer bis Sattara verfolgt wurde, der Residenz Sahogee's. Allein ehe noch die Belagerung begonnen wurde, erhielt der Emir al Omrah Nachrichten von Delhi, welche ihn bestimmten, um jeden Preis sich aus den Verwicklungen eines Mahrattakrieges zu befreien. Die Gefahr war dort für ihn drängender geworden, und selbst Sahogee hatte vom Kaiser geheime Aufmunterungen erhalten, sein Verderben zu bewirken. Er erstattete nicht nur den Chout, sondern fügte noch den Deesmukkee hinzu, ja, gestattete, daß die Mahratten selbst mit einer bedeutenden Macht in Aurungabad ihren Antheil an den Steuern erhoben. Die Provinzen waren so von den Verwüstungen bewaffneter Einfälle befreit; aber das Volk wurde erschöpft durch dreifache Steuererpressungen, einmal für den kaiserlichen Schatz, dann für den Chout, dann für den Deesmukkee.

Am Hofe hatte ein neuer Günstling Geltung gewonnen, der sich dem Kaiser auf zwiefache Weise empfahl, als Genosse seiner

gemeinen Ausschweifungen und durch das Versprechen, die Syeds ohne Kampf zu verderben. Auf seinen Rath wurden die mächtigsten Häuptlinge des Reichs an den Hof geladen: Nizam al Mulk von seinem Gouvernement zu Morâdabad; Sirbullund Khan von Patna, und die Rajputenfürsten, Jeysing von Ambere oder Jagenagur und der Schwiegervater des Kaisers Ajeet Sing von Rhatore. Hätten diese die Aussicht gehabt, die hohen Reichswürden unter sich zu theilen, sie hätten die Vernichtung der Syeds unternommen. Allein sie fanden den verächtlichen Ferokfere so völlig in der Gewalt des unwürdigen Favoriten, daß diesem das ganze Erbe der Länder zugedacht war. Nachdem Ajeet Sing die Erbärmlichkeit der kaiserlichen Räthe gesehen, trug er kein Bedenken, sich mit dem Vizir zu verbinden.

Der steigende Eifer, womit in dem Rathe des Kaisers das Verderben der Syeds betrieben wurde, und die Voraussicht, daß die Entfernung des Favoriten genügen würde, um augenblicklich eine Vereinigung gegen sie zu Stande zu bringen, bewog Abdullah, seinen Bruder aus Deccan herbeizurufen und auf einen entscheidenden Schritt zu denken. Nicht sobald hörte der Kaiser, daß Hussun sich in Bewegung setzte, als er zitternd vor Schrecken die Freundschaft des Vizirs wieder aufsuchte. Sie wechselten Turbane und Gelübde der Treue, welche von beiden Seiten gleich aufrichtig waren. Ein vornehmer Botschafter wurde an Hussun gesandt, die Nachricht von der Wiedereinsetzung seiner Familie in den Vollgenuß der kaiserlichen Gunst ihm zu hinterbringen, während Hussun, der den Mahratten alle Festungen ausgeliefert hatte, die er nicht besetzen konnte, gegen die Hauptstadt heranzog mit einer Armee, in der zehntausend Mahratten sich befanden, mit einem Jünglinge an seiner Seite, den er von Sahogee als einen Sohn des Sultan Akbar erhalten, und den er mit aller Ehrerbietung behandelte, welche einem Enkel Aulumgirs und Erben des Kaiserthrones gebührte. Der Vizir hatte unterdessen wenig Schwierigkeit gefunden, Nizam al Mulk und die übrigen Häupter der beabsichtigten Conspiration von der hoffnungslosen Sache des Kaisers abzuziehen. Jeysing allein blieb dem Kaiser treu und rieth ihm, in Person zu Felde zu ziehen, um durch das Gewicht des kaiserlichen Namens die Verräther und Rebellen nie-

derzudrücken. Der Stolz und Zorn des Kaisers machten ihn in einem Augenblicke für kräftige Maßregeln empfänglich; doch im nächsten schon neigten seine Furcht und Kleinmüthigkeit sich zum Wege der Unterwerfung. Nach einer Weile, in der alle diese Leidenschaften abwechselnd in ihm um die Oberherrschaft gekämpft hatten, ergab er sich der Gnade der Syeds und willigte in alle ihre Forderungen. Es ist nicht erwiesen, daß sie seine Entthronung beabsichtigten. Allein während dieser gewaltsamen Vorgänge brach ein Tumult in der Stadt aus; Ferokfere sperrte sich in die Weibergemächer und weigerte sich, herauszukommen; seine Freunde und Diener griffen zu den Waffen, die Bewegungen wurden gefahrdrohend, und ein Augenblick hätte zu betrübenden Ereignissen führen können. Nach wiederholten Bitten sah der Vizir zuletzt sich genöthigt, das Heiligthum der innersten Gemächer zu verletzen. Ferokfere wurde fortgeführt und eingekerkert, und Ruffeh al Dirjaut, Sohn Ruffeh al Kudders, eines Enkels Aurungzebs durch eine Tochter Akbars, wurde aus der Zahl der gefangenen Prinzen genommen und auf den Thron gesetzt. Seine Thronbesteigung wurde verkündet durch den Schall des Nobut und den Donner des Geschützes, und in wenigen Stunden machte der Aufruhr, der sich der ganzen Stadt zu bemächtigen drohte, der gewohnten Ruhe und Ordnung Platz.

Ferokfere hatte über sechs Jahre den Thron besessen. Sein Nachfolger litt an einer zehrenden Krankheit und starb fünf Monate nach seiner Erhebung. Während dieser Zeit starb Ferokfere eines gewaltsamen Todes; ob durch eigene Hand oder durch die beiden Brüder, ist unerwiesen. Ausgenommen in dem Palaste, dessen Bedienung gänzlich aus den Creaturen der Syeds gebildet wurde, wurden die Beamten sämmtlich in ihren Stellen bestätigt. Nizam al Mulk, dem die Zeitverhältnisse nicht gefielen, verlangte, sich zurückziehen zu dürfen, wurde jedoch vermocht, das Gouvernement von Malwa anzunehmen.

Ruffeh al Dowlah, der jüngere Bruder Ruffeh al Dirjauts, wurde erwählt, den erledigten Thron einzunehmen. Allein der Gouverneur der Citadelle von Agra hatte in seiner Verwahrung einen Sohn Akbars, des jüngsten Sohnes von Aulumgir, und in der Hoffnung, durch andere, den Syeds feindliche Häuptlinge, so

wie durch Jeysing, der durch den Einfluß der Brüder schon vor der Entfernung Ferokfere's in seine Heimath verwiesen war, sich unterstützt zu sehen, proclamirte er Akbars Sohn als König. Die Syeds ließen den Unzufriedenen keine Zeit, sich zu vereinigen, und der Gouverneur tödtete sich selbst. Der kränkliche Prinz, den man jetzt auf den Thron setzte, folgte seinem Bruder schon nach drei Monaten. Rooshun Akter, ein Sohn Kojesteh Akters, des jüngsten Sohnes von Shah Aulum, gelangte jetzt auf den gefährlichen Thron.

Mahomed Shah (dies war der Name, den der neue Herrscher annahm) trat seine Regierung an im Jahre 1720. Er stand im siebzehnten Jahre und war sammt seiner Mutter, einer klugen, einsichtigen Frau, im Anfange der Regierung Jehandars eingekerkert und von ihr in großer Stille und Dunkelheit auferzogen worden.

Die Syeds hatten jetzt durchaus keinen Anlaß mehr zur Eifersucht und Erbitterung gegen den Thron, denn die Kaiserin-Mutter rieth und der Kaiser übte die vollkommenste Unterwerfung unter ihren Willen. Aber unter den Großen des Reichs waren viele, die ihre Triumphe nicht ohne Neid und Haß sahen. Der Statthalter von Allahabad hatte sich einen Mangel an Ehrfurcht zu Schulden kommen lassen. Kurz nach der Thronbesteigung Mahomeds zog Hussun aus, ihn zu züchtigen. Der Statthalter starb, während Hussun noch auf dem Wege war, und sein Neffe rüstete sich zwar zur Vertheidigung, erbot sich jedoch, die Waffen niederzulegen, wenn Rajah Ruttun Chund, der berühmte Duan des Vizirs, mit ihm unterhandeln wollte. Die Schwierigkeiten einer Belagerung von Allahabad, welches durch den Jumna und Ganges zugleich gedeckt wurde, die unter den Mauern der Stadt sich vereinigen, dämpften in Hussun den Durst nach Rache. Er genehmigte die Vorschläge des Neffen und gab ihm das Gouvernement von Oude zum Ersatze für das seines Oheims.

Mahomed Ameed Khan, ein turanischer Omrah, der am Hofe geblieben war, machte sich den Syeds verdächtig; vorzüglich aber wurde Nizam al Mulk der Gegenstand ihrer Furcht und Aufmerksamkeit. Als er sein Gouvernement in Malwa antrat, fand er die Provinz, in Folge der Wirren des Reichs, in völliger

Auflösung. Die Zemindars trachteten nach Unabhängigkeit, und das Volk theilte sich in solche, welche als Räuberbande ungestraft das Land durchzogen, und solche, welche sich berauben ließen. Die erforderlichen kräftigen Maßregeln zur Steuerung dieses Unwesens rechtfertigten Nizam, wenn er Truppen warb und unterhielt, seine Garnisonen in kampffertigen Stand setzte und Alles that, um eine feste Stellung einzunehmen. Die Syeds entdeckten sogleich, daß diese Rüstungen nicht die Vertheidigung einer blossen Provinz bezwecken konnten. Die Klugheit erforderte, Nizam von Malwa zu entfernen. Es geschahen ihm die schonendsten Andeutungen, daß, da Malwa halbwegs zwischen Deccan und der Hauptstadt läge, es vorzüglich günstig befunden wäre, als Aufenthalt dem Emir al Omrah zu dienen, der von dort aus sowohl sein Vicekönigreich in Deccan übersehen, als die Verbindung mit dem Hofe unterhalten könnte. Dagegen ständen dem Nizam vier Subahs offen, Multan, Candesh, Agra und Allahabad, von denen er zu wählen hätte. Die Klugheit mochte dem Nizam rathen, sich zu widersetzen; allein Stolz und Eitelkeit gaben ihm eine übermüthige Antwort ein, welche die Feindseligkeiten von beiden Seiten beschleunigte. Die Brüder sandten eine Armee nach Malwa; der Nizam beschloß, von Deccan Besitz zu nehmen. Er ging über den Nerbudda, brachte durch Bestechung die starke Festung Asere und die Stadt Boorahanpore in seinen Besitz und vereinigte sich mit Eiwuz Khan, dem Subahdar von Berar, seinem Verwandten; mit einem Mahrattenhäuptlinge, der sich mit Sahogee überworfen hatte, und mit verschiedenen Zemindars. Dann zog er der Armee entgegen, welche die Brüder gegen ihn gesandt hatten, und vernichtete sie; überwand und erschlug den Statthalter von Aurungabad, der ihn angriff, und blieb alleiniger Gebieter in Deccan. Der Statthalter von Dowlatabad widerstand ihm. Dagegen schloß der Gouverneur von Hyderabad sich ihm an mit 7000 Reitern. Außerdem erhielt er noch aufmunternde Mittheilungen vom Hofe, von Mahomed Ameen Khan und vom Kaiser selbst, daß sein Widerstand gegen die Syeds auf ihre Unterstützung rechnen dürfe.

Die Brüder waren unschlüssig und verloren ihre Zeit. Ruttun Chund gab den vielleicht weisen Rath, Nizam al Mulk durch

Abtretung von Deccan zu gewinnen und ihre Wachsamkeit auf den übrigen Theil des Reichs zu richten. Ihr Stolz verwarf den Vorschlag. Zuletzt wurde beschlossen, daß Hussun in Begleitung des Kaisers mit einer großen Armee nach Deccan ziehen sollte, während Abdulla in der Hauptstadt zurückblieb. Die Truppen wurden versammelt, der Marsch begann und hatte schon vier oder fünf Tage gedauert, als Mahomed Ameen Khan den Augenblick zur Ausführung seines Anschlags gekommen glaubte. Er hatte mit Saadut Khan, dem nachherigen Nabob von Oude und Stammvater des jetzt herrschenden Geschlechts, und noch einem andern verwegenen Abenteurer, Hyder Khan, sich verschworen, in geheimen Einverständnisse mit dem Kaiser den Emir al Omrah zu ermorden. Das Loos bestimmte Hyder, den Streich zu führen. Hussun hatte, nachdem er den tödtlichen Stich erhalten, noch die Kraft zu rufen: »Tödte den Kaiser!« aber die Verschwornen hatten Vorkehrungen getroffen zu seinem Schutze, und obgleich der Neffe des Erschlagenen seine Anhänger bewaffnete und zum Kaiser durchzudringen suchte, so wurde er doch überwältigt und erschlagen. Seine Zelte wurden von den Nachzüglern geplündert.

Die Schreckensbotschaft traf Abdullah auf dem Wege nach Delhi. Er zog in die Stadt, nahm einen der noch übrigen Prinzen und proclamirte ihn als Kaiser und fand noch Mittel, eine große Armee gegen Mahomed aufzustellen. Bei Shahpore kam es zu einer großen Schlacht; aber der Vizir wurde überwunden und gefangen. Nach kaum mehr als einem Jahre der Bevormundung zog jetzt der Kaiser mit großem Gepränge in seiner Hauptstadt ein und wurde mit einem Jubel begrüßt, als hätte er jetzt erst den Thron bestiegen.

Die Schwäche der Verwaltung Mahomed Shahs, dessen Geist ohne Kraft und Schärfe, dessen Zeit dem Vergnügen gewidmet war, wurde bald in den Provinzen fühlbar. Der Rajah Ajeet Sing hatte bei der Thronbesteigung, um ihn der Sache Mahomeds zu verbinden, von der Hand der Kaiserin-Mutter einen Firman erhalten, kraft dessen er zum Statthalter von Guzerat und Ajmere auf Lebenszeit ernannt wurde. Die Ernennung wurde jetzt widerrufen und Ajeet Sing empörte sich. Nach mehreren macht-

losen Aeußerungen seines Zornes mußte der Kaiser sich zum Nachgeben und zu Zugeständnissen bequemen.

Die Afghanen um Peshawir griffen zu den Waffen; nach einem hartnäckigen Kampfe wurde der Sohn des Statthalters der Provinz von ihnen geschlagen und gefangen.

Die Abstellung dieser und anderer Uebelstände erwartete man von der Ankunft des Nizam al Mulk, der von Deccan berufen war, das Amt des Vizirs zu übernehmen. Er ermahnte ernstlich den Kaiser, sich den Geschäften zuzuwenden und der durch Nachlässigkeit und Verderbniß gelockerten, sich auflösenden Verwaltung einen kräftigen Geist einzuflößen. Aber die Scherze seiner lustigen Genossen, welche die Person und Lehren des alten, starren Vizirs lächerlich fanden, waren dem entnervten Geiste Mahomeds angenehmer, und der Nizam wandte voll Unwillen der Hauptstadt den Rücken unter dem Vorwande, einen widerspenstigen Statthalter in Guzerat züchtigen zu wollen. Saadut Khan wurde um diese Zeit Subahdar in Oude.

Der Nizam sicherte sich den Gehorsam der Provinz Guzerat, nahm Besitz von Malwa, das ebenfalls zu seinem ausgedehnten Gouvernement geschlagen wurde, und kehrte noch einmal zur Hauptstadt zurück, wo er den Geist der Regierung so aufgelöst und gesunken fand, als zuvor. Verzweifelnd, eine Besserung hervorbringen zu können, und Unheil weissagend, war er jetzt nur bedacht, sich selbst in seinen weiten Besitzungen sicher zu stellen, und unter dem Vorwande eines Jagdunternehmens verließ er die Hauptstadt ohne Urlaub und ging nach Deccan. Der Kaiser, der jetzt ihn eben so sehr haßte als fürchtete, sandte eine geheime Botschaft an den Statthalter von Hyderabad, ihn unterwegs anzugreifen und zu vernichten, ihm zum Lohne Nizams ganzes Gouvernement in Deccan versprechend. Der Lohn war zu lockend, um ihm zu widerstehen; aber der Unternehmer bezahlte seine Verwegenheit mit dem Leben. Der Nizam jedoch wurde des Vizirats und seiner neuen Gouvernements von Malwa und Guzerat entsetzt. Um sich zu rächen, forderte er seinen Statthalter in Guzerat auf, den kaiserlichen Befehlen sich zu widersetzen, und die Mahrattenchefs Peelajee und Coantojee, in die Provinzen einzufallen. Mehrere schwache Versuche, den Fortschritten der Mah-

ratten Einhalt zu thun, waren von wenig Erfolg; später schloß sich auch Bajeeraow, der Heerführer Sahogee's, den beiden Häuptlingen an, ebenfalls, wie wir vernehmen, auf Antrieb des alten Nizam. Die kaiserlichen Statthalter unterhielten den Kampf mit mehr oder weniger Kraft bis um das Jahr 1732, wo die Provinzen Guzerat und Malwa ganz der mahrattischen Herrschaft unterworfen erscheinen. Nie zufrieden mit dem gegenwärtigen Besitze griffen die Mahratten unaufhörlich über ihre Grenzen hinaus; so erwarben sie mehrere Districte in den Subahs von Agra und Allahabad und breiteten ihre Plünderungen bis in die Nähe von Agra aus. Kam eine Armee ihnen entgegen, so zogen sie sich zurück, streiften verderbend über das Land, schnitten die Zufuhren ab und machten fliegende Angriffe. Wandte die Armee endlich den Rücken, so waren sie augenblicklich wieder da und hausten ärger denn zuvor.

In dieser Schmach des Reichs zeigte allein noch Saadut Khan unter allen den Omrahs und Statthaltern einigen Gemeinsinn und einige Männlichkeit und Energie. Obgleich seine eigne Provinz jenseit des Ganga den Verwüstungen der Mahratten wenig ausgesetzt war, so zog er doch 1735 in's Feld, einen Trupp derselben zu züchtigen, der unter den Mauern von Agra selbst sein Wesen trieb. Er überholte sie in forcirten Märschen, zwang sie zur Schlacht und erfocht einen glänzenden Sieg. Die Trümmer des geschlagenen Heeres flohen zu Bajeeraow in der Nähe von Gualior. Saadut Khan beabsichtigte, seinen Sieg zu verfolgen, den Maraudeurs bis in ihr eignes Land nachzusetzen und die verlorene Ehre der kaiserlichen Waffen wieder herzustellen. Aber der Emir al Omrah, eifersüchtig auf seinen Ruhm, sandte ihm Befehl, zu warten, bis er mit den Truppen der Hauptstadt nachkäme. Bajeeraow hatte so Zeit, den Muth der Mahratten wieder zu beleben, und da er die Entfernung der Truppen von Delhi erfuhr, zog er mit der ganzen Schnelligkeit der Mahratten nach der Hauptstadt und kündigte sich an durch die Feuer, welche er in den Vorstädten auflodern ließ. Er hauste drei Tage in den Vorstädten, ehe die Annäherung der kaiserlichen Armee ihn zum Rückzuge nöthigte. Dann schlug er den Weg nach Malwa ein, und der kleinmüthige Monarch folgte dem Rathe seiner demo-

ralisirten Höflinge und erkaufte das Versprechen des Friedens mit dem Chout oder vierten Theile seiner Einkünfte.

Noch ein furchtbarerer Feind drohte jetzt dem schlecht geleiteten Reiche. Die Sophis, welche wir zur Zeit Shah Jehans auf dem persischen Throne fanden, waren untergegangen in Ueppigkeit und Wollüsten. Da erzeugte das Gebirgsland zwischen Persien und Indien, welches schon Hindustan ein Herrschergeschlecht gegeben hatte, einen Häuptling, der mit seinen rauhen, kühnen Bergvölkern von Afghanistan in Persien eindrang und den schwachen Hussun Shah auf seinem Throne erzittern machte, dessen Regierung überdem durch die elenden Parteiungen der weißen und schwachen Eunuchen zerrüttet war. Freilich wurde der Afghan ermordet, aber sein Neffe folgte ihm, ein unternehmender, achtzehnjähriger Jüngling. In den Provinzen am Caucasus und caspischen Meere und zugleich in den Indusprovinzen brachen Aufstände aus. Der Afghan belagerte 1722 Ispahan selbst, und der elende Hussun legte seine Krone ihm zu Füßen. Ein Sohn Hussuns indeß, Thamas, entkam dem Gemetzel und fand noch viel Anhang in der Gegend von Tauris, unter andern an Nadir, dem Sohne eines Hirten von Chorasan, der mit dem Erlöse eines Theiles seiner väterlichen Heerde einen Banditen gedungen hatte, mit dem er das Land plünderte. Dieser zeichnete durch verwegenen Muth und unermüdliche Thätigkeit sich bald aus unter den Anhängern des flüchtigen Prinzen. Er legte sich den Namen bei Thamas Koolee Khan, oder Khan der Sklave Thamas. Einem solchen Manne wurde es leicht, in Persien eine Menge Anhänger zu finden, denen er die Beute des Landes als Lohn und Unterhalt anwies. Bald war er dreist genug, gegen den Afghanen in die Schranken zu treten, und siegte. 1729 nahm er Ispahan wieder, verfolgte den Usurpator bis Afghanistan, schlug ihn und nahm ihn gefangen. Dann rief er Thamas als König aus, hielt ihn aber gefangen und regierte an seiner Statt. Er wandte sich jetzt gegen die Türken, welche in den Westprovinzen Einfälle gemacht hatten, während der matten Herrschaft der Sophis. Nachdem auch dieses Unternehmen gelungen, fühlte er sich kräftig genug, die Maske abzuwerfen. Er proclamirte sich selbst als Kö-

nig unter dem Titel Nadir Shah im Jahre 1736 und stach dem unglücklichen Thamas die Augen aus.

Die ruhelosen, unternehmenden Afghanen, welche den Verlust Persiens nicht verschmerzen konnten, störten fortwährend die östlichen Grenzen und reizten den stolzen, heftigen Nadir zu einem Vertilgungskriege. Nicht zufrieden, sie aus allen zugänglichen Theilen ihres Landes zu treiben, nahm er seinen Weg nach Candahar, welches seit mehreren Generationen vom mogolischen Reiche abgelöst und dem persischen verknüpft worden war. Cabul, welches immer eine starke afghanische Bevölkerung enthielt, war jetzt überfüllt von diesem Volke, das vor der Grausamkeit seines Feindes hier Zuflucht suchte. Nadir ermattete nicht in der Verfolgung seiner Beute. Er hatte Grund zur Unzufriedenheit mit der Regierung in Hindustan, die seine wiederholten Gesandtschaften mit Verachtung aufgenommen hatte. In der Erschlaffung und Verderbniß aller Zweige der Verwaltung waren die Pässe von Persien nach Cabul unbesetzt gelassen. Der Perser erklärte, gegen seinen Bruder von Hindustan durchaus keine unfreundliche Absichten zu haben, und wenn man ihn ungestört ließe, so werde er bloß die verruchten Afghanen züchtigen und sich zurückziehen. Der Widerstand, welchen er fand, war in der That so schwach, daß er kaum den Nadir erzürnte, und nachdem er die Afghanen in Cabul abgeschlachtet, war er schon im Begriff, sich zurückzuziehen; da ereignete sich ein Umstand, der seine Wuth entflammte. Ein Abgesandter mit seinem Gefolge, welche er von Cabul an den Kaiser in Delhi geschickt hatte, wurden in Jellalabad von den Einwohnern ermordet, und anstatt Genugthuung zu geben, lobten die seidenen Hofschranzen Mahomeds die That und verspotteten den Hirten und Freibeuter von Chorasan.

Der ergrimmte Krieger stürzte sich rächend auf die schuldige Stadt und schlachtete ihre Bewohner ohne Gnade. Von da zog er nach Peshawir und dann nach Lahore, indem er an beiden Orten wenig Widerstand fand. Dann wandte er sich direct gegen die Hauptstadt, wo Mahomed und seine Räthe in unseliger Verblendung saßen und sich gar nicht träumen ließen, daß der persische Abenteurer sich gegen die Majestät von Hindustan erdreisten

könne. Die hinduſtaniſche Armee, welche ſeit zwei Monaten in's Feld gerückt war, war bis Carnal gelangt, vier Tagemärſche von Delhi, wo ſie durch die Erſcheinung des Feindes überraſcht wurde, während Mahomed und ſeine Freunde noch gar nichts von ſeiner Annäherung ahneten. Die kräftigen, kampfgewohnten Banden Nadirs verbreiteten bald Verwirrung unter den übel geleiteten Haufen Mahomeds. Der Emir al Omrah wurde tödtlich verwundet und ſtarb, nachdem er vom Schlachtfelde getragen war. Saadut Khan focht, bis er von ſeinen Begleitern verlaſſen war und fiel in Gefangenſchaft. Nadir hatte keine Abſichten auf Hinduſtan; er verließ das aufgelöſte feindliche Lager am folgenden Tage ohne Angriff und ſchenkte leicht den friedlichen Worten ſeines Gefangenen Saadut Khan Gehör, der jetzt hoffte, wenn er ſeine Freiheit erlangte, die erledigte Würde des Emir al Omrah zu gewinnen. Mahomed beehrte den Shah mit einem Beſuche in ſeinem Lager, und der Shah willigte ein, Hinduſtan zu räumen gegen Erlegung von zwei Crores Rupien. Allein die unerſättliche Begier des Nizam al Mulk ſtörte den glücklich eingeleiteten Vertrag. Er forderte die Stelle des Emir al Omrah, und man durfte ſie ihm nicht verſagen. Der getäuſchte Saadut ſäumte darauf nicht, Nadir zu zeigen, daß zwei Crores Rupien ein viel zu geringer Preis für das Kaiſerreich Hinduſtan ſei; daß er ſelbſt als einzelner Mann dieſe Summe erſchwingen wolle; daß man ſich des Nizam al Mulk, der allein noch Widerſtand zu leiſten vermöchte, verſichern, und daß Nadir dann die ganzen Schätze der Hauptſtat und des Reichs ſich aneignen könne. Eine neue, blendende Ausſicht öffnete ſich da vor den raubluſtigen Augen des Kriegsfürſten. Mahomed Shah und Nizam al Mulk wurden wieder in das perſiſche Lager gerufen, während Nadir nach Delhi zog, deſſen Thore ſich ihm öffneten. Zwei Tage waren die Perſer in Delhi geweſen und hatten die ſtrengſte Mannszucht beobachtet. Aber in der folgenden Nacht verbreitete ſich ein unſeliges Gerücht, Nadir Shah ſei getödtet. Da erhoben ſich die unglücklichen Bewohner, die Perſer zu ermorden, und füllten die Stadt die ganze Nacht hindurch mit Tumult und Blutvergießen. Bei'm erſten Tageslichte zeigte ſich Nadir an der Spitze ſeiner Schaaren, die er in allen Richtungen vertheilte mit dem Gebote, alle Einwohner ohne

Rücksicht auf Alter und Geschlecht zu tödten auf allen Straßen und Wegen, wo sie den Leichnam eines Persers fänden. Von Sonnenaufgang bis Mittag wüthete das Schwert, und in dieser Zeit wurden nicht weniger als 8000 Mongolen, Afghanen und Hindus unter den Todten gezählt. Während des Plünderns und Mordens wurde die Stadt an verschiedenen Ecken in Brand gesteckt. Der Zerstörer ließ sich endlich bewegen, dem völligen Untergange der Stadt zu wehren; das Signal wurde gegeben und in einem Augenblicke, so groß war das Ansehen Nadirs, waren die Schwerter in Ruhe.

Einige Tage später sandte der Nadir einen Edlen, um von Dude die zwei Crores Rupien zu holen, welche der Statthalter Saadut Khan versprochen hatte, der unterdessen an einem Krebse im Rücken gestorben war. Am selben Tage begann er die Besitznahme der kaiserlichen Schätze und Effecten; drei Crores und funfzig Lacks baaren Geldes [1]), ein Crore und funfzig Lacks in Platten [2]), funfzehn Crores in Juwelen [3]), der berühmte Pfauenthron, ein Crore werth [4]), andere Kostbarkeiten zum Betrage von elf Crores [5]), und außerdem noch Pferde, Elephanten und die Feldequipage des Königs fielen in seine Hände. Die Handelsleute und reichen Einwohner mußten alle ihre Habe hergeben und wurden gefoltert, um ihnen die Schätze zu erpressen, welche sie etwa verheimlichten. Eine schwere Kriegssteuer wurde der Stadt aufgelegt und mit grausamer Härte eingetrieben; Viele legten Hand an sich selbst, um den schrecklichen Mißhandlungen zu entgehen. Eine Hungersnoth brach in der Stadt aus und pestartige Krankheiten folgten. Selten hat die Menschheit unter einer schwereren Geißel geblutet, als die, welche Nadir Shah über die Hauptstadt Hindustans schwang. Und dennoch, so groß ist die Leichtigkeit, mit welcher die Menschen sich in ihr Loos zu finden wissen, berichtet ein eingeborener, gleichzeitiger Schriftsteller, daß die Bewoh-

[1]) 3,500,000 Pfund.
[2]) 1,500,000 =
[3]) 15,000,000 =
[4]) 1,000,000 =
[5]) 11,000,000 =

In Allem, wenn wir den Berichten trauen dürfen, 32,000,000 Pf. St.

ner von Delhi, wenigstens der verderbtere und bei weitem größere Theil, den Abzug der Perser bedauerten, und daß bis auf diesen Tag (sagt er) die Excesse der Soldateska den Gemeinplatz der Heiterkeit in der leichtern Unterhaltung aller Stände und den komischen Theil ihrer Schau- und Possenspiele bildeten. Das hindustanische Volk hatte in jener Zeit nur die persönliche Sicherheit und das persönliche Wohlsein im Auge. Das Leiden wurde nicht beachtet von denen, welche ihm entgingen; die Menschen, ganz auf sich selbst beschränkt, hatten kein Mitgefühl für ihr Geschlecht. Diese Selbstsucht, der Untergang aller öffentlichen und Privattugend, war in Hindustan zur Zeit der Invasion Nadir Shahs allgemein, »und ist das Volk nicht tugendhafter geworden seitdem und daher auch nicht glücklicher und unabhängiger [1]).«

Nachdem Nadir Shah als Friedensbedingung festgestellt hatte, daß alle Provinzen des rechten Indusufers, Cabul, Tatta und ein Theil von Multan, ferner dem persischen Reiche einverleibt werden sollten, stellte er Mahomed sein geschändetes Scepter zurück, gab ihm und seinen Schranzen noch manchen guten Rath und begann am 14ten April 1739 seinen Abzug von Delhi, wo er siebenunddreißig Tage gehaust hatte [2]).

Bei der Regulirung der Staatswürden war Mahomed genöthigt, das Vizarut, welches er andern Händen bestimmt hatte, dem Kummir ad Dien Khan, einem Verwandten und Partisanen

[1]) S. Scott, Aurungz. successors, p. 214.

[2]) Den schätzbarsten Theil der Nachrichten über die Invasion Nadirs liefert Golam Hussein (Seer Mutakhareen I, 325 — 44.). Scott giebt, wie gewöhnlich, eine Abkürzung des Seer Mutakhareen, allein bereichert mit vielen Einzelnheiten aus den bekannten Historikern Nadirs. Einen interessanten Bericht über den Rückzug der persischen Armee und ihre Operationen in der Bucharei und Karisme, wohin Nadir sich unmittelbar darauf wandte, haben wir von einem Augenzeugen, Khojeh Abdulkurreem, einem Edlen aus Kashmire, der Nadir aus Hindostan begleitete und dessen Erzählung von Gladwin bekannt gemacht ist. Khojeh differirt mit Scott hinsichtlich des Tages der Abreise des Eroberers von Delhi, den er als den 4ten Mai angiebt. Khojeh Abdulk., p. 1. Ein merkwürdiger Brief von Nadir Shah selbst, worin er seinem Sohne seinen Zug nach Delhi, die Schlacht und seine Absicht, die Krone Mahomeds auszuschlagen, mittheilt, ist von John Malcolm in den As. Res. X, 539 mitgetheilt.

des Nizam al Mulk, zu ertheilen. Auf Verlangen dieses herrischen Dieners wurde die Würde des Emir al Omrah seinem ältesten Sohne Ghazee ad Dien Khan verliehen, weil er selbst eilte, sich nach Deccan zu begeben, wo Nazir Jung, sein zweiter Sohn, den er dort an seiner Statt zurückgelassen, schon nach Unabhängigkeit trachtete. Nachdem mehrere Monden in nutzlosen Verhandlungen vergangen waren, mußte der Vater sein Schwert ziehen gegen den Sohn. Ein Sieg, den er in der Nähe von Ahmednuggur gewann, gab ihm sein Gouvernement zurück und machte Nazir Jung zu seinem Gefangenen. Die Ordnung in den Provinzen herzustellen, welche, seit vielen Jahren unzähligen Verwirrungen bloßgegeben, nur einer schwachen, unregelmäßigen Verwaltung unterworfen gewesen waren, erforderte sowohl Kraft als Zeit. Der Krieg, welchen er in Carnatic führte, war der bemerkenswertheste Umstand seines spätern Lebens. Nur das Resultat ist für uns wesentlich. Fast die ganze große Provinz gelangte in seinen Besitz [1]).

An die Stelle des verstorbenen Statthalters von Oude, Saadut Khan Boorahan al Mulk, trat sein Schwiegersohn Abul Mansoor Khan Suffder Jung, der später die Würde als Großmeister des kaiserlichen Haushalts empfing. Auch für Guzerat wurde ein neuer Gouverneur ernannt und ein vergeblicher Versuch gemacht, diese wichtige Provinz den Mahratten zu entreißen.

Ein widerspenstiger Häuptling rief 1745 den Kaiser in's Feld. Dies war Ali Mahomed Khan, der Gründer der Macht der Rohillas, eines Namens, der in der neueren Geschichte Hindustans nicht ohne Bedeutung ist. Die Afghanen im Districte Roh, an der Grenze von Cabul, führten den Namen Rohillas [2]). Ali Mahomed selbst soll indischer Herkunft gewesen sein, der Sohn eines Mannes aus der Caste der Kuhhirten. Er war von einem Afghanen aus dem Stamme der Rohillas adoptirt worden, der jedoch keinen höhern Rang hatte, als er selbst. Er trat in die Armee als gemeiner Soldat und errang nach einiger Zeit das Commando einer kleinen Abtheilung afghanischer Cavallerie im Dienste des Vizirs,

[1]) Seer Mutakh. III., 3, 6.
[2]) Khojeh Abdulk., p. 183.

Statthalters von Moradabad. Sein Benehmen erwarb ihm Auszeichnung; er wurde vom Vizir zur Beförderung empfohlen, erhielt vom Kaiser einige Landschenkungen und vom Vizir einige Districte in Moradabad zu verwalten. Unter der schlaffen Regierung Mahomeds und den Verwirrungen der persischen Invasion erhielt der Ehrgeiz eines Mannes wie Ali Mahomed, der Afghan, ein festes Ziel. Er bemächtigte sich mehrerer benachbarten Jagheeres unter dem Vorwande, sie in Pacht zu nehmen, und vermehrte die Zahl der Afghanen in seinem Solde, welche in Menge vor der Grausamkeit Nadir Shahs sich zu seinem Dienste drängten. Das Bewußtsein der Macht äußerte sich in den gewöhnlichen Folgen. Die Sendungen aus seinem Gouvernement unterblieben. Der Vizir sandte einen neuen Gouverneur mit einem Heere, um sich Gehorsam zu verschaffen. Er wurde von den Rohillas besiegt und erschlagen, und der Vizir, der Alles haßte, was ihn in seinen Freuden und seiner Bequemlichkeit störte, hielt es für das Beste, Ali in Ruhe zu lassen. Das Gouvernement gewisser Districte wurde ihm gesichert und durch eine Erwerbung nach der andern wußte er die Grenzen seiner Macht immer mehr auszudehnen, bis sie über Moradabad, Bareilly, Aunlah, Sambal, Bangur, Budaoon und Amroah reichten, Districte der Provinz Kutteer, welche von nun an den Namen Rohilcund erhielt nach dem afghanischen Stamme, zu welchem eigentlich Ali und seine Gefolgschaft gehörte. Die Fortschritte dieses Abenteurers beunruhigten endlich den Vicekönig von Oude, dessen Vorstellungen den Kaiser bewogen, persönlich zu Felde zu ziehen. Dem Rohilla war die kaiserliche Armee zu mächtig; doch erhielt er unter der Hand Unterstützung vom Vizir aus Opposition gegen den Vicekönig von Oude. Er wurde in einer seiner Festungen belagert; da er indeß vom Vizir das Versprechen erhielt, den Kaiser günstig für ihn zu stimmen, so sandte er seine Schätze nach einem sichern Orte und ergab sich. Als Ersatz für sein bisheriges Gebiet erhielt er den Fojdary oder die militairische und richterliche Gewalt in Serhind, einem Districte in dem obern Theile der Provinz Delhi [1]).

[1]) Seer Mutakh. III., 20 — 26. Khojeh Abdulk., p. 183 — 85.

Im zweiten Jahre darauf ereignete sich die Invasion Ahmed Abdallee's, der der Stifter eines ansehnlichen Reichs in den Grenzprovinzen von Persien und Hindustan zu werden bestimmt war. Er war ein Afghanenhäuptling vom Stamme Abdal in einem Districte der Berge von Gaur, in der Nähe der Stadt Herat. Noch sehr jung wurde er von Nadir Shah gefangen genommen, der ihn unter seine Leibsklaven nahm und ihn dann, da er seine Aufmerksamkeit erregte, zur Würde eines Yessawal oder Stabträgers erhob. Almählich erlangte er einen bedeutenden Rang in der Armee und begleitete Nadir bei seiner Invasion in Indien. Nadir Shah wurde in seinem Zelte ermordet nicht weit von Meshed am 8ten Juni 1747. Ahmed hatte bei den Truppen solchen Einfluß erlangt, daß nach diesem Ereignisse mehrere Befehlshaber mit ihrem Anhange sich ihm anschlossen, mit denen er in sein Vaterland zog. Unterwegs begegnete ihm ein Convoi mit königlichen Schätzen, welche er wegnahm und wodurch er Mittel erhielt, noch mehr von seinen Landsleuten in Sold zu nehmen. Er proclamirte sich als König der Afghanen und nahm den Titel an »Doordowran,« Perle des Jahrhunderts, welches in Dooranee corrumpirt auch eine Bezeichnung für ihn und seine Abdallees wurde [1]). Er zog nach Candahar, welches sich ihm unterwarf. Dann ging er weiter nach Cabul. Die Einwohner hatten sich dem Vorschlage des Statthalters widersetzt, durch eine Contribution den Frieden zu erkaufen; allein sie verließen ihn in der Gegenwart der Gefahr, und die Provinz fiel gleichfalls in die Hände des Afghanen. Der Statthalter von Lahore machte ihm den Antrag, zu ihm überzugehen, unter der Bedingung, daß er ihn zu seinem Vizir machte, und obgleich sein Versprechen ihn reute und er sich zur Wehr setzte, so leisteten seine Truppen doch nur schwachen Widerstand, und Lahore vermehrte die Macht des Eroberers. Jetzt richtete er seine ehrgeizigen Gedanken auf die Capitale von Hindustan selbst, dessen schwache Regierung ihm nicht unbekannt war. Eine große Heeresmacht unter des Kaisers ältestem Sohne, dem Vizir und andern der vornehmsten Omrahs

Scott giebt nur einen sehr ungenügenden Auszug der Stelle im Seer Mutakhareen, Aurungz. Successors, p. 218.

[1]) Khojeh, p. 204.

rückte ihm bis zum Sutledge entgegen; allein er zog listig an ihr vorbei und plünderte die reiche Stadt Serhind, wo er die schwere Bagage des Prinzen fand. Die Kaiserlichen zogen hastig ihm nach, und nach einigen Tagen, während welcher nur kleine Scharmützel vorfielen, wurde der Vizir in seinem Zelte durch eine Kanonenkugel getödtet. Die lockern Massen einer indischen Armee lösten durch diesen Zufall sich fast aus einander; die Rajputen unter ihren Fürsten »streckten die Füße der Flucht auf dem endlosen Felde der Verzagtheit und zogen zurück in ihre Heimath.« Doch zeigten die übrigen Anführer und auch die Söhne des getödteten Vizirs Festigkeit und Umsicht, und am folgenden Tage fand ein noch weit unglücklicherer Vorfall im Lager der Abdallees statt. Ein Magazin mit Raketen und Munition gerieth in Brand, zerschmetterte eine Menge Volks und verbreitete Schrecken und Bestürzung in der ganzen Armee. Ahmed durfte keine Schlacht mehr wagen, zog seine Armee zurück und ging ungehindert nach Cabul [1]).

Der Kaiser, der nur noch so lange lebte, um diesen glücklichen Ausgang zu vernehmen, starb im dreizehnten Jahre seiner Regierung und im neunundvierzigsten seines Lebens. Er hatte seine Körperconstitution durch den Genuß von Opium untergraben [2]).

Ahmed Shah, sein ältester Sohn, folgte ihm ohne Widerspruch. Das hohe Ansehn und die Macht des Nizam al Mulk entfernten alle Bewerber um das Vizirat; allein er lehnte es ab

[1]) Seer Mutakh. III., 38 — 52. Khojeh Abdulk., 186, 203 — 7. Leben des Ahmed Shah, König der Abdallees, auch Duranees genannt, wegen der Sitte, eine Perle in einem ihrer Ohren zu tragen (?), aus dem Persischen übers. von Henry Vansittart in Gladwin's Asiatic Miscellany.

[2]) Für seine Regierung ist der Seer Mutakhareen Hauptquelle; Scott giebt wenig mehr als einen Auszug daraus. Viele merkwürdige Facta giebt Khojeh Abdulkurreem. Frazer's Nadir Shah und die Geschichte dieses Eroberers, welche W. Jones in's Französische übersetzt hat, sind für die Details von persischer Seite wichtig. Frazer giebt einen Auszug der mogolischen Geschichte von Aurungzeb bis Mahomed Shah, noch mehr abgekürzt bei Holwell in seinen Interesting historical Events. Frazer's Materialien waren unzureichend.

seines hohen Alters wegen und starb auch wirklich etwa einen Monat später im hundert und vierten Lebensjahre, sein Gouvernement in Deccan seinem zweiten Sohne Nazir Jung hinterlassend, der das Glück hatte, gerade zur Stelle zu sein. Nach dem Zurücktreten des Nizam al Mulk wurde das Vizirat an Suffder Jung gegeben, den Vicekönig von Oude, dem es auch ursprünglich bestimmt war.

Unter der Regierung Ahmed Shahs veranlaßten nur die Rohillas und die Abdallee Afghanen bedeutendere Vorgänge. Ali Mahomed, obgleich von Rohilcund nach Sirhind versetzt, fand nach der Invasion der Abdallees Gelegenheit, zurückzukehren und in Verbindung mit den Afghanen, von denen noch eine bedeutende Anzahl im Lande geblieben war, den kaiserlichen Statthalter zu vertreiben, etwa zur Zeit, als Mahomed Shah starb. Er genoß sein Glück nicht lange. Er starb an einem Krebsschaden im Rücken und hinterließ seine Familie in Uneinigkeit und Zwiespalt. Dies ermuthigte den Statthalter von Oude, dem jetzt als Vizir die sämmtlichen Hülfsquellen des Staats zu Gebote standen, zu einem Versuche, sich von einem aufstrebenden Nachbar zu befreien und mit dem Lande desselben sein eignes Gebiet zu vermehren. Der District von Furruckabad stand unter einem Afghanen aus dem Stamme Bungush. Diesen versuchte der Vizir als Werkzeug zum Verderben der Rohillas zu benutzen. Allein der bungusische Häuptling büßte sein Leben ein in dem Kampfe. Der Vizir war nicht wenig lüstern nach dem Lande seines bungusischen Freundes, als seines Rohilla-Feindes. Da verband die Familie desselben, welche die Absichten des Vizirs durchschaute, sich mit den benachbarten Afghanen. Der Vizir wurde in einer großen Schlacht überwunden, worauf die Afghanen in zwei Heerhaufen vorrückten. Der eine nach Allahabad, wo sie die Stadt plünderten und die Citadelle belagerten, der andere gegen Lucknow, welche Stadt sie zu überfallen hofften. Der Vizir, der jetzt für seine eignen Besitzungen zitterte, griff zu dem elenden Mittel, die Mahratten zu Hülfe zu rufen. Diese breiteten auch sogleich mit ihrer gewohnten Behendigkeit sich über das Land aus, demontirten die Afghanen durch einen Ueberfall fast gänzlich und nöthigten sie, nach einem starken Blutbade, in den benachbarten Bergen Schutz zu

suchen. Nachdem sie aber ihren Auftrag vollendet, bezeigten sie wenig Neigung, sich wieder zu entfernen. Sie nahmen während der regnichten Jahreszeit ihre Quartiere in dem Lande, welches sie den Afghanen abgenommen hatten, und der Vizir mußte sich bequemen, ihnen als Lohn für ihre Dienste einen großen Theil desselben einzuräumen. Die Afghanen, als willkommnes Gegengewicht, durften den übrigen Theil wieder einnehmen. Dies begab sich vor dem Ende des Jahres 1750.

Im Jahre 1749 war Ahmed Abdallee von Cabul ausgezogen und bis Lahore vorgedrungen. Meer Munnoo, der älteste Sohn des frühern Vizirs, war zum Statthalter über Multan ernannt worden und über alle Länder des obern Indiens, welche den Persern und Afghanen wieder abgenommen werden könnten. Unvorbereitet zum Widerstande erbot er sich, den Abzug der Dooranees mit den Einkünften von vier Districten zu erkaufen, woran Ahmed einstweilen sich genügen ließ [1]). Nach zwei Jahren wiederholte er seinen Besuch, da Meer Munnoo nach mehreren Monaten einer kräftigen Gegenwehr von einem seiner Heerführer verrathen und überwunden wurde. Der duranische Shah war nicht ungroßmüthig; er besänftigte den Ueberwundenen durch verbindliche Ausdrücke und machte ihn zu seinem Statthalter in den Provinzen Multan und Lahore, welche jetzt endlich vom mogolischen Reiche getrennt wurden. Er sandte selbst einen Botschafter nach Delhi, um die förmliche Abtretung des eroberten Gebiets zu verlangen, und obgleich Suffder Jung von seinem Gouvernement abgerufen wurde, um die Afghanen zu bekämpfen, so beredete doch der Lieblingseunuch, eifersüchtig auf den Ruhm, welchen jener durch die Wiedererwerbung dieser Provinzen erwerben könnte, den Kaiser, noch vor dessen Ankunft die Abtretung zu ratificiren. Um dieselbe Zeit wurde ein Feldzug gegen einen Rajputenstamm unternommen, der mit sehr zweideutigen Ansprüchen sich einiger Districte in Deccan bemächtigt hatte. Der Krieg wurde schlecht geführt und endete schmählig.

Ein Jüngling erschien jetzt auf der Bühne der Begeben-

1) Seer Mutakh. III, 79. Scott redet von einem heftigen Widerstande des Statthalters; aber Golam Hussun sagt, daß gar kein Gefecht stattgefunden, und Khojeh stimmt mit ihm überein (p. 236.).

heiten, der in den Schlußscenen des mogolischen Reichs eine bedeutende Rolle zu spielen bestimmt war. Dies war der einzige Sohn Ghazee ad Dien Khans, des ältesten Sohnes des Nizam al Mulk. Nach dem Tode Nazir Jungs in Deccan verlangte Ghazee, sein älterer Bruder, dieses wichtige Vicekönigreich und gelangte in Begleitung der Mahrattaarmee, welche im Solde des Vizirs gewesen war, unbelästigt nach Aurungabad. Hier starb er wenige Tage nach seiner Ankunft. Seine Armee zerstreute sich, und der Anführer der Mahratten nahm von Candesh Besitz, dessen Gouvernement der verstorbene Vicekönig als Pfand für den Sold seiner Truppen ihm hatte zusichern müssen. Der Sohn desselben Shaab ad Dien benutzte in der Hauptstadt seinen Einfluß, vorzüglich über den Vizir so wohl, daß er seines Vaters Titel als Ghazee ad Dien Khan Bahadur und seine Würde als Emir al Omrah erhielt. Dies hinderte ihn nicht, sogleich zur Partei des Kaisers überzugehen und mit aller seiner Macht die Machinationen zum Sturze des Vizirs zu unterstützen. Das Militaircommando wurde künstlich den Händen desselben entwunden und ihm und seinen Anhängern der Einlaß verweigert. Den Vizir bestürzte die Aussicht eines Krieges mit seinem Herrn. Er begehrte daher Urlaub, um sich in sein Gouvernement jenseit des Jumna zurückzuziehen. Dies wurde verweigert. Er verließ darauf die Stadt und lagerte in geringer Entfernung in der Absicht, ohne Urlaub in seine Provinz zu gehen und nur zur Selbstvertheidigung das Schwert zu ziehen. Da er aber einen Angriff gewiß erwarten durfte, so lud er den Jaat Raja, Sooraje Mul, zu seinem Beistande ein. Dieser Chef hatte schon in seinem Dienste gefochten und folgte gern seinem alten Freunde und Befehlshaber [1]). Der Vizir proclamirte jetzt einen neuen Kaiser, einen

[1]) Die Jaats oder Jauts bezeichneten das Gebirgsland von Chumbul und Jumna im Osten bis zur Rajahschaft Jeypoor im Westen und von zwanzig Coss südlich von Agra bis zur Provinz Delhi im Norden und galten seit den frühsten Zeiten der mahomedanischen Geschichte als ein gefährliches, räuberisches Volk. Die ursprünglichen Sitze der Jaats scheinen in der Gegend des Indus gewesen zu sein, in dem Niederlande von Multan. Ihr Häuptling oder einer ihrer Häuptlinge trat in den Dienst Jehandar Shahs und benahm sich mit Tapferkeit in dem Kriege mit

Jüngling, den er für einen königlichen Prinzen ausgab, und belagerte die Citadelle. Sie wurde tapfer vertheidigt durch den jungen Emir al Omrah, und nach sechs Monaten eines fruchtlosen Kampfes fanden beide Parteien sich geneigt zu unterhandeln. Suffder Jung gab seinen angeblichen Prinzen auf und durfte sich in seine Provinzen zurückziehen. Doch wurde das Vizirat ihm genommen und Intizam ad Dowlah gegeben, dem Sohne des frühern Vizirs Kummir ad Dien Khan.

Der Jaat Rajah, Sooraje Mul, hatte genug Mißfallen erregt durch die Unterstützung des rebellischen Vizirs. Allein während der Schwäche der mogolischen Regierung hatten die Jaats auch einen großen Theil der Provinz Agra durch ihre Einfälle belästigt. Der junge, feurige Ghazee ad Dien beschloß eine Unternehmung zur völligen Unterwerfung des Jaatlandes. Er berief zu seinem Beistande einen Mahrattenchef, Holkar Mulhar, und die Jaats, unfähig, das Feld zu behaupten, zogen sich in ihre festen Plätze zurück. Um diese rasch zu nehmen, war schweres Geschütz erforderlich. Dieserhalb wandte Ghazee sich an den Kaiser. Allein der aufstrebende Geist des Emir al Omrah war schon dem Kaiser sowohl als dem Vizir verdächtig geworden. Sooraje Mul, der ihre Gesinnungen kannte, gab dem Kaiser zu verstehen, daß, wenn er zu Secundra zu ihm kommen wolle, so sei er bereit, ihn mit seiner ganzen Macht zu unterstützen und mit einem Schlage von allen Gefahren zu befreien, welche der Ferokfere. Nach dem Siege des Letztern zog sich der Jaat mit seiner Beute in seine Feste Bhurtpore zurück. Ihm folgte sein Sohn, der dem Rajah von Jeypoor Tribut leisten mußte. Nach ihm sein Bruder, der sich von dem Rajputen unabhängig machte und der Erste seines Geschlechts den Titel Rajah annahm. Während der schwachen Regierung Mahomed Shahs machte er Einfälle bis an die Mauern von Agra und hinterließ seinem Sohne und Nachfolger Sooraje Mull ein ansehnliches Königreich. Seine Macht und die Nachbarschaft der Hauptstadt machten ihn zu einem Manne von Wichtigkeit, und der Vizir hatte ihn seinem Interesse zu verknüpfen gesucht, indem er ihn zum Omrah des Reichs machte und ihm andere Gunst erwies. S. über die Jaats **Asiat. An. Reg. 1802; Characters, p. 12.** Ebenfalls **A Sketch of Rajehpootaneh, transl. from the Persian,** in den **Tracts** von **William Francklin,** ein kleines Heft, **1811** erschienen.

Ehrgeiz seines Emir al Omrah ihm und seinem Throne bereitete. Der Vorschlag gefiel, und der Kaiser begab sich mit so viel Truppen als möglich auf den Weg nach Secundra. Er hatte die Stadt schon erreicht, als Holcar Mulhar in der Nacht sein Lager überfiel. Der Kaiser, der Vizir und andere hohe Beamte flohen als Weiber verkleidet und ließen selbst ihre Weiber und Töchter hinter sich zurück. Die Armee löste sich auf und Ghazee ad Dien zog nach der Hauptstadt, wo Nichts mehr sich ihm widersetzte. Er bekleidete sich selbst mit der Würde des Vizirs, ergriff den Kaiser und seine Mutter, blendete sie beide und proclamirte Yezzez ad Dien, noch einen Sohn Jehander Shahs, als Kaiser unter dem Namen Aulumgeer der Zweite. Diese Revolution fiel in das Jahr 1753 [1]).

In demselben Jahre starb Suffder Jung, der Subahdar von Oude; ihm folgte sein Sohn Sujah ad Dowlah. Um dieselbe Zeit starb auch Meer Munnoo, der Statthalter des abdalischen Königs in Multan und Lahore. Durch die harten Erpressungen der Regierung und die Störungen des Ackerbaues durch die Verwüstungen und Schrecken des Krieges war in diesen Provinzen ein drückender Mangel entstanden. Eine wichtige Folge hiervon war der Zuwachs, den die Seiks dadurch erhielten; denn da diese den Grundsatz hatten, sich unter einander gegenseitig zu unterstützen und zu unterhalten, so strömten die Mangel Leidenden schaarenweise ihnen zu und wurden bereitwillig aufgenommen, sobald sie nur die Kleidung und die Grundsätze der Secte annahmen [2]). Der Abdallee Shah überließ der Familie Meer Munnoo's das Gouvernement von Multan und Lahore. Sein Sohn war minderjährig; allein seine Mutter führte die Vormundschaft. Bei dieser Anordnung wuchs die Verwirrung in den Provinzen. Die Schwäche der Verwaltung ermunterte den Vizir Ghazee zu dem Versuche, diese Provinzen den Händen eines Weibes und der Herrschaft der Afghanen wieder zu entreißen. Zu Lebzeiten Meer Munnoo's war die Tochter der Regentin dem Ghazee ad Dien

[1]) Nach dem Seer Mutakhareen. Francklin (Hist. of Shah Aulum, p. 4.) sagt 1755.

[2]) Seer Mutakh. III., 137.

Khan (der jetzt den Titel Umad al Mulk angenommen hatte) zur Ehe versprochen worden, und er drang jetzt auf Erfüllung des Verlöbnisses. Die Mutter, der nichts angenehmer sein konnte, führte ihm die Braut zu mit einem Gepränge, welches die Wichtigkeit, die sie auf das Bündniß legte, bezeugte. Unter dem Vertrauen und der Sicherheit, die diese Verbindung einflößte, schickte der Vizir eine Truppenabtheilung nach Lahore, die sich der betrogenen Regentin bemächtigte und sie in sein Lager führte.

Der erzürnte Afghane eilte schleunig von Candahar nach Lahore, welches bei seiner Annäherung geräumt wurde, und von da nach Delhi. Der Vizir, der dem Sturme nicht gewachsen war, suchte sich nun eifrig mit seiner Schwiegermutter wieder zu versöhnen und sandte sie als Vermittlerin an den Shah. Dieser bezeigte sich seinen Bitten nicht abgeneigt, forderte aber eine schwere Contribution als Preis seiner Milde und setzte einstweilen seinen Zug nach Delhi fort. Der schwache Aulumgeer öffnete ihm die Thore und nahm den Schein an, ihn als einen königlichen Gast zu empfangen. Mehrere Wochen lang empfand Delhi allen Uebermuth einer barbarischen Soldateska gegen einen wehrlosen Feind. Um der Raubsucht des Eroberers zu genügen, erbot sich Umad al Mulk, in Person die Kriegssteuer im Dooab, dem Lande zwischen dem Jumna und Ganges, zu erheben, während der dooranische Shah gegen das Land der Jaats weiter zog. Er hatte mehrere Festungen genommen und belagerte die Citadelle von Agra, als eine Seuche in seinem Lager ausbrach. Dies bewog ihn, sogleich seinen Rückzug anzutreten, ohne selbst die Rückkehr des Vizirs abzuwarten. In Delhi hatte er noch eine Unterredung mit Aulumgeer. Der gefallene Herrscher flehte ihn an, ihn nicht in den Händen seines übermüthigen Vizirs zu lassen. Nujeeb ad Dowlah, ein Chef der Rohillas, der sich kürzlich im kaiserlichen Dienste ausgezeichnet, wurde auf Verlangen des Kaisers zum Emir al Omrah ernannt und ihm von dem Dooranee die Beschützung des Kaisers anempfohlen.

Der Vizir gewann nach der Entfernung der Abdalees den bunguſischen Häuptling von Furrukhabad, Ahmed Khan, dessen Vater gegen die Rohillas sein Leben verloren hatte. Mit ihm

und seinen Afghanen verband er noch eine Armee von Mahratten unter Ragonaut Raow und Holkar und rückte gegen Delhi. Der Kaiser und Nujeeb ad Dowlah schlossen die Thore der Stadt. Allein nach einer Belagerung von fünfundvierzig Tagen mußte der Kaiser sich ergeben. Nujeeb gelang es durch Bestechung der Mahratten, nach Rohilcund zu entkommen, und seine Würde als Emir al Omrah wurde Ahmed Khan ertheilt. Alee Gohur, der älteste Sohn Aulumgirs, war in der Nähe von Delhi, wo er mit einer geringen Abtheilung Cavallerie sich in einigen Districten behauptete, die er als Jaghire besaß. Der Vizir ließ ihn durch seinen Vater zurückrufen, und der Prinz kam nach Delhi, weigerte sich jedoch, in die Citadelle zu kommen, wo man sich leicht seiner bemächtigen konnte. Er wurde deshalb in seinem Palaste belagert. Doch einige seiner Anhänger hieben ihm einen Weg durch die Truppen des Vizirs, und er entkam zu Nujeeb ad Dowlah. Bei diesem und dem Subahdar von Oude verweilte er einige Monate und suchte dann ein Asyl bei den Engländern in Bengalen.

Die Niederlassung, welche die kurzsichtige Politik des Vicekönigs von Oude einem Theile der Mahratten in Rohilcund gestattet hatte, weckte in andern Mahratten das Verlangen nach dem fruchtbaren Lande jenseit des Ganges. Hiervon suchte Umad al Mulk Vortheil zu ziehen, um Nujeeb ad Dowlah und den Nabob von Oude [1]) zu verderben, deren Macht er fürchtete und nach deren Gebiete ihm gelüstete. Auf seine Anregung brachen zwei Häuptlinge, Junkojee und Dutlah Sindia von Deccan auf, nichts Geringeres beabsichtigend, als die Unterjochung von ganz Hindustan im Schilde führend. Sie gingen über den Jumna,

[1]) Der Ausdruck Nabob als gleichbedeutend mit Subahdar, ist sehr modern in Hindustan und soll erst mit Sujah Dowlah aufgekommen sein. Früher war es nicht die Bezeichnung des Subahdars oder Inhabers eines Subah, sondern des stellvertretenden Verwalters eines Subahdars. Den neuen Gebrauch des Worts erklärt der Seer Mutakhareen folgendermaßen: Als der Prinz Ali Gohur dem Sujah ad Dowlah den oberwähnten Besuch machte, habe er ihn angeredet mit dem Titel Bruder Nabob. Dieser Name sei als höfliche Anrede später beibehalten und auch auf andere Statthalter übergetragen. III, 167.

trieben Nujeeb ad Dowlah aus dem offnen Lande und belagerten ihn in einer seiner Festungen, wo er sich mit verzweifelter Tapferkeit vertheidigte. Sujah ad Dowlah sah, daß die Gefahr auch ihm drohe, sammelte eine Armee und zog ihm zum Beistande herbei. Er begegnete der Armee der Mahratten, errang über sie einen Vortheil und zwang sie, über den Jumna zu gehen, wo ein großer Theil im Wasser umkam. Da sie zu gleicher Zeit den Anmarsch des Abdallee Shah vernahmen, so waren ihre Führer leicht zum Frieden geneigt.

Sobald Umad al Mulk, der Vizir, von dem Bündnisse des Sujah ad Dowlah und der Rohillas gehört hatte, verlangte er, seinen mahrattischen Verbündeten zu Hülfe zu ziehen. Allein er fand sich jetzt von einer Menge von Schwierigkeiten umgeben. Der Abdallee Shah, den er zwiefach beleidigt hatte, war in Bewegung; die Rohillas mit dem Nabob von Oude standen den Mahratten gegenüber, und Aulumgir correspondirte mit allen seinen Feinden. Von dem letztern Hindernisse beschloß er ohne Bedenken sich zu befreien. Ein treuer Cashmire erhielt einen Wink, und bald war der Kaiser von Dolchen durchbohrt auf den Strand des Jumna geworfen, wo sein nackter Leichnam, vom Pöbel geplündert, noch nach achtzehn Stunden lag. Mohee al Sunnut, ein Sohn oder Enkel Kaum Buksh, des jüngsten Aurungzebs, wurde aus dem Gefängnisse geholt und als Popanz des Königthums aufgestellt, worauf der Vizir nicht länger säumte, den Kampf mit Nujeeb ad Dowlah und dem Nabob von Oude aufzunehmen. Er war unterwegs, als er hörte, daß der Friede geschlossen und die Mahratten auf dem Wege seien, dem abdalischen Könige den Eingang zu versperren. Jetzt beschäftigte ihn nur seine persönliche Sicherheit. Er zog sich in das Land Suraje Mul zurück und verschloß sich in einer seiner stärksten Festungen.

Bei seinem letzten Auszuge aus Hindustan hatte Ahmed Dooranee Shah seinen Sohn als Statthalter in Lahore und Multan zurückgelassen, welche von Aufruhr zerrissen, verwüstet und unruhig waren. Ein Häuptling, der mit Auszeichnung unter Meer Munnoo gedient hatte, bewog die Seiks zu einem Bündnisse mit ihm gegen die Dooranees, und sie gewannen mehrere bedeutende Vortheile. Sie luden die Mahratten ein, die

unter Ragonaut Raow, Sumsheer Bahadur und Holkar bis in die Nähe von Delhi gekommen waren, mit ihnen zusammen die Abdalees aus Lahore zu treiben. Nichts konnte den Mahratten erwünschter kommen. Sie nahmen Sirhind und zogen nach Lahore, wo der abdalische Prinz einen geringen Widerstand leistete und floh. So fielen Multan und Lahore in ihre Hand. Sie setzten dort einstweilen eine Verwaltung nieder und zogen vor der Regenzeit wieder heimwärts; doch im folgenden Jahre breitete der zurückgelassene mahrattische Subahdar seine Erwerbungen bis zum Flusse Attok aus. Um eben diese Zeit brach die oben erwähnte Armee auf, um sich Rohilcunds und Oude's zu bemächtigen, und es gewann den Anschein, als würde der ganze indische Continent von der mahrattischen Macht verschlungen werden. Wäre nicht Ahmed Shah der Abdalide gewesen mit seinem jungen, kräftigen Reiche; hätte nicht gerade damals die Mahrattenmacht ihre ungewöhnliche Höhe erreicht: im einen Falle durch die Mahratten, im andern Falle durch die Abdalees hätte von Persien und Tibet bis zum Cap Comorin sich ein großes Reich gebildet. Aber das Zusammentreffen beider öffnete einer seefahrenden Nation von der andern Seite des Globus einen Weg, sich einzudrängen und in rascher Ausbreitung eine vollständigere Herrschaft in diesen weiten Regionen zu gewinnen, als jemals einem einzelnen Reiche gelungen war.

Ahmed Shah wurde nicht nur durch den Verlust seiner beiden Provinzen herbeigerufen, sondern auch Häupter und Volk in Hindustan, die unter dem Drucke der Mahratten seufzten, forderten ihn auf und verlangten, daß er sie befreite und ihr König würde. Die Mahratten, die vor ihm flohen und beide Provinzen räumten, zogen von allen Seiten sich zusammen in der Nähe von Delhi. Zur duranischen Armee stießen die Häupter von Rohilcund, Nujeeb al Dowlah, Saadoollah Khan, Hafiz Rhamut und Doondee Khan. Mehrere Tage zogen die Dooranees sich drohend um das Lager der Mahratten; dann kamen die Mahratten, denen die Vorräthe ausgingen, hervor und stellten sich zur Schlacht. Ihre Armee, bestehend aus 80000 Mann Cavallerie, lauter Veteranen, wurde fast gänzlich vernichtet; ihr Anführer, Duttah Sindia, war unter den Erschlagenen. Eine Abtheilung

Reiter, gegen einen andern Trupp Mahratten abgesandt, der unter Holkar die Nachbarschaft von Secundra ausplünderte, überfiel diesen so vollständig, daß Holkar nackt mit wenigen Getreuen entfloh; die Uebrigen, mit Ausnahme weniger Gefangenen und Flüchtlinge, erlagen dem Schwerte.

Während der Regenzeit, die Ahmed Shah in Secundra abwartete, erhoben die Mahratten sich zu den ungeheuersten Anstrengungen. Eine große Armee kam zusammen und unter Suddascheo Raow, gewöhnlich Bhaow genannt, dem Neffen Ballajee's des Peshwa, und andern Häuptlingen vom höchsten Range, rückten die Mahratten von Neuem in's Feld, begleitet von dem Geschreie der Rache und den unbegrenztesten Hoffnungen ihres Volks. Vereinigt mit Sooraje Mul, dem Jaat, und Umad al Mulk, dem Vizir, kamen sie an den Jumna, ehe er noch hinreichend gefallen war, um sowohl den Mahratten von der einen, als den Dooranees von der andern Seite den Uebergang zu gestatten. Sie zogen indessen nach Delhi, welches sie nach einigem Widerstande nahmen und mit ihrer gewöhnlichen Raubsucht ausplünderten, indem sie selbst die silbernen und goldnen Zierrathe vom Palaste herabrissen. Sie proclamirten Sultan Jewan Bukht, den Sohn Alee Gohur's, als Kaiser und machten Sujah ad Dowlah, den Nabob von Oude, zu seinem Vizir. Ungeduldig über alle diese Nachrichten, schwamm endlich Ahmed Shah mit seiner ganzen Armee über den Fluß; ein für unmöglich gehaltenes Wagstück. Dieses verwegene Gelingen und die Erinnerung ihres frühern Unsterns schlug den Muth der Mahratten; sie verschanzten sich in ihrem Lager auf einer Ebene unweit Pannipût. Der Dooranee umstellte ihre Position, um ihnen alle Zufuhr abzuschneiden, und begnügte sich dann mehrere Tage mit Scharmuziren. Endlich wagte er einen Angriff. Die Rohillainfanterie des Nujeeb ad Dowlah erstürmte die Werke der Mahratten, und Bulwant Raow nebst andern Häuptlingen wurde getödtet; die Nacht machte dem Kampfe ein Ende. Unterdessen riß Mangel ein und der Schmutz häufte sich im Lager an. Die Wachsamkeit Ahmeds fing alle Transporte auf. In Kurzem wüthete Hunger und Seuche. Eine Schlacht war die einzige Rettung. Der Dooranee hielt seine Truppen zurück, bis die Mahratten sich bedeutend von ihren

Verschanzungen entfernt hatten; dann stürzte er auf sie nieder mit einer Schnelligkeit, die ihnen kaum Zeit ließ, ihr Geschütz zu gebrauchen. Der Bhaow fiel gleich im Anfange der Schlacht, Verwirrung ergriff die ganze Armee und ein furchtbares Blutbad folgte. Das Blut stand hoch auf dem Felde. Zweiundzwanzigtausend Männer und Weiber wurden gefangen. Von denen, welche vom Schlachtfelde entkamen, wurde der größte Theil von dem durch ihre Räubereien erbitterten Landvolke erschlagen. Von einer Armee von 140000 Reitern unter den gefeiertesten Heerführern der Nation fanden nur drei Chefs von einigem Range und ein kleiner Rest der Truppen ihren Weg nach Deccan wieder. Der Shah der Dooranees machte nur wenig Gebrauch von seinem Siege. Er verweilte einige Monate in Delhi, wo er Alee Gohur als Kaiser proclamirte unter dem Namen Shah Aulum der Zweite. Nujeeb ad Dowlah beauftragte er mit der Verwaltung, bis sein Heer aus Bengalen zurückkehren würde, und begab sich dann nach seiner Hauptstadt in Cabul zurück am Ende des Jahres 1760.

Mit Aulumgeer dem Zweiten können wir das Reich der Mogolen als beendet betrachten. Der unglückliche Fürst, der jetzt den Namen Kaiser führte und nach einem Leben von Schmach und Elend seine Tage als ein Gefangener englischer Kaufleute beschloß, besaß nie Macht genug, um sich nur einen Augenblick als Herrn des Thrones betrachten zu können [1]).

---

[1]) Die Geschichte Aulumgirs und der vorhergehenden Regierung findet sich ausführlich in dem Seer Mutakhareen (III., 162 — 92); abgekürzt bei Scott, Aurungz. Successors, p. 224 — 46. Die Hauptfacta sind in einigen Beziehungen abweichend angegeben bei Francklin, Life of Shah Aulum, p. 7 — 27.

Fünftes Capitel.

Vergleichung des Culturzustandes der mahomedanischen Eroberer Indiens mit dem Culturzustande der Hindus.

Nach Darstellung der Begebenheiten, in denen die dem indischen Boden ursprünglich fremden mahomedanischen Nationen hervortraten und ihr historisches Dasein erschöpften, ist es nothwendig, mit möglichster Genauigkeit den Grad und Gehalt der eigenthümlichen Cultur zu bestimmen, welche diese Völker dort einführten. Neben der Wichtigkeit dieser Untersuchung für die Bildungsgeschichte der Menschheit und für die indische Geschichte an sich, ist sie auch erforderlich zur Beantwortung der Frage, ob die Civilisation der Hindus durch die Herrschaft, welche die Mahomedaner über sie erlangten, einen fördernden oder lähmenden Einfluß empfing.

Bei der vergleichenden Betrachtung der nationell indischen Civilisationsform hat sich ergeben, daß die westasiatischen Nationen, die Perser, die Araber, selbst die Türken, einen kräftigern Fond geistiger Fähigkeit besaßen, als die Ostasiaten; daß sie in den Wahn und die Irrsale eines verwahrlosten Geisteslebens weniger tief versunken waren; daß sie in der That eine um ein Weniges höhere Stufe der Civilisation erreicht hatten, als die übrigen Bewohner dieses Erdtheils.

Dies ist ein statistisches Factum, für welches wir für das Folgende keinen Aufenthalt mehr erwarten dürfen. Der Hauptpunkt bei der gegenwärtigen Untersuchung ist, zu zeigen, daß das Volk, welches den Hauptstamm der Einwanderer in Hindostan bildete und die Herrschaft über den größten Theil seiner Bewohner erlangte, völlig auf einer Stufe mit den Arabern und Persern in ihrer höchsten Blüthezeit stand.

Die Mahomedaner, welche ihre Herrschaft in Hindostan aufschlugen, stammten vorzüglich aus den östlichen Theilen des großen Gebiets, welches das persische Reich zur Zeit seiner größten Ausdehnung umfaßte.

Diese östlichen Länder des großen persischen Reichs, Bactrien und Transoxiana mit den angrenzenden Regionen, waren zu der Zeit, als ihre Söhne in Hindostan die mahomedanische Herr-

schaft gründeten, vor allen übrigen Theilen jenes Reiches ausgezeichnet in den Künsten des gesitteten Lebens. Die Sprache von Balk galt für den gebildetsten Dialekt der persischen Zunge, und wenn Gott mild und freundlich zu den Cherubim redet, die seinen Thron umstehen, so bedient er sich, nach dem Glauben der Mahomedaner, der Sprache von Balk. Einen großen Theil der gefeiertsten Namen in allen Theilen der persischen Literatur trugen Männer aus Balk, von denen genügen mag, Mahomed Ebn Emir Khowând Shah zu nennen, besser den Europäern bekannt unter dem Namen Mirkhond, den Verfasser des großen erzählenden Werkes, welchem die Europäer so viel von ihrer Kunde der persischen Geschichte verdanken; Rashîd den Dichter, und Answari, den Dichter und Astronom. So hoch war Balk ausgezeichnet unter der Herrschaft der unmittelbaren Nachkommen Dschingis Khans, daß es zubenannt wurde Kobbat al Islâm, die Mutterstadt des Islam. Bokhara war ein Hauptsitz der Gelehrsamkeit des Ostens. Studirende zogen aus allen Ländern nach der berühmten Universität von Bokhara. In der mogolischen Sprache ist Bokhâr ein gewöhnlicher Ausdruck für einen Gelehrten. Unter den gefeierten Männern, welche die Studien von Bokhara berühmt gemacht haben, ist ein Name, der unter seinen Zeitgenossen in allen Theilen der Erde einen hohen Klang hat, Ebn Sîna, genannt Avicenna, der über hundert Bände schrieb und schon von achtundfunfzig Jahren starb.

Die Mongolen waren keine völligen Barbaren, als sie sich über die Länder des Westens ergossen. Es ist erwiesen, daß sie den Gebrauch der Schrift kannten; sie hatten ein eigenes Alphabet, keineswegs verwandt mit den unbeholfenen Charakteren der Chinesen, sondern sinnreich und einfach gleich dem römischen. In wie weit sie in geistiger Befähigung den erleuchtetsten Nationen Asiens sich näherten, zeigen sie genügend nicht nur durch die Kraft combinirten Handelns, wodurch sie ihre Eroberungen vollbrachten, sondern auch durch die kluge Zweckmäßigkeit, womit sie die Verwaltung von China sowohl als von Persien und Transoxiana ordneten, deren sie sich nach einander bemächtigten. Die Verwaltung dieser verschiedenen Länder war vielleicht nie zweckmäßiger und geschickter geführt, als unter den unmittelbaren Nachfolgern

Dschingis. Die Mongolen waren zur Zeit ihrer Eroberungen so gereift und empfänglich für eine neue Bildungsstufe, daß sie sich wunderbar schnell sowohl in China als Persien mit der höher gebildeten Bevölkerung assimilirten und in Kurzem nur noch durch leichte Nuancen in Sitten und Charakter, nicht aber durch eine geringere Bildung unterschieden. In ihren neu erworbenen Ländern in Persien und Transoxiana wurden sie gerühmt wegen ihres Eifers in den Wissenschaften und besonders wegen ihrer Verdienste um die Astronomie, Geographie und mathematischen Wissenschaften. Die Akademie in Samarcand, der Residenz eines der Söhne Dschingis und seiner Nachkommen, war eine der berühmtesten in Asien und zog aus allen umliegenden Ländern die Wißbegierigen dorthin. Abulfeda erwähnt, daß zu seiner Zeit die Straßen gepflastert waren und das Wasser durch bleierne Röhren in die Stadt geleitet wurde. Das dort verfertigte Seidenpapier war das schönste in Asien und im ganzen Oriente gesucht.

Mahmud von Ghizni, der Gründer der ersten mahomedanischen Dynastie in Hindostan, war der gebildetste Fürst in Asien. Sein Hof war eine Akademie von Gelehrten. Der größte Dichter Asiens schrieb in seiner Hauptstadt und erfreute sich seiner Gunst. Er und seine Edlen schmückten Ghizni durch seine Bauten, welche diese Stadt zur schönsten in Asien machten. Er errichtete daselbst eine Universität, die er reich dotirte und zu einem Hauptsitze orientalischer Gelehrsamkeit machte.

Unter Mahmud von Ghizni, dem großen Herrscher von Persien, der die feinsten Geister der mahomedanischen Welt, die Blüthe der persischen Cultur um sich vereinigte, konnte man nicht sagen, daß die Hindus von barbarischen Eroberern niedergedrückt würden. Eben so wenig konnte dieß unter seinen Nachfolgern gesagt werden, welche freilich an persönlichen Eigenschaften ihm nicht gleich, welche aber selbst und deren Umgebung gleichfalls unter dem vollen Einflusse persischer Kunst und Wissenschaft gebildet waren. Dasselbe war unzweifelhaft der Fall mit den Fürsten der gaurischen Dynastie. Sie und ihre Hauptumgebung waren ihrer Bildung nach durchaus Perser. Die letzte der mahomedanischen Dynastieen in Hindostan endlich, die der Mongolen, hatte durch ihren Aufenthalt in Transoxiana und Persien sich alle Bildung

dieser Länder längst angeeignet, ehe sie nach Hindostan kam. Die persische Sprache war ihre Sprache, die persischen Gesetze, die Religion der Perser waren ihre Gesetze und ihre Religion, die persische Literatur war ihr geistiges Eigenthum geworden, und sie brachten alle Vortheile persischer Kunst und Wissenschaft mit, als sie sich in Hindostan festsetzten.

Die Frage ist daher, ob durch eine im Geiste der persischen Bildung geregelte und geleitete Verwaltung, anstatt einer aus indischer Nationalität hervorgegangenen, die Hindubevölkerung von Indien gewann oder verlor. Denn ein Widerwille, gegen eine Verwaltung, bloß weil sie in den Händen von Fremden ist, d. h. von Männern, welche einen Namen führen statt eines andern, ohne Rücksicht auf die Eigenschaften dieser Verwaltung, ob besser oder schlechter, ist ein Vorurtheil, welches die Vernunft verwirft. Indien wurde von den Mogolen nicht als eine fremde, abgesonderte Provinz verwaltet, die nur in dem Maße geschätzt wird, als sie einem andern Staate Vortheil bringt, welches der eigentliche Begriff von Fremdherrschaft ist; sondern es war der einzige Sitz und einzige Besitz der mongolischen Regierung, deren Interesse mit dem von Indien so enge vereinigt war, als überhaupt das Interesse einer despotischen Regierung mit dem des Volkes eins sein kann. Die mongolische Verwaltung war daher durch ihr Interesse und also ihrer ganzen Stellung und ihren Wirkungen nach nicht eine fremde, sondern völlig eine einheimische. Hiernach wird es leicht zu beweisen sein, daß die Menschheit in Indien nur gewann und zwar bedeutend gewann, indem sie von einer indischen an eine mahomedanische Regierung überging. Hiervon liefert, ohne in Einzelheiten einzugehen, die Lage des Volkes unter den Hinduregierungen, die wir kennen gelernt haben, der der Mahratten z. B., der von Nepaul, der von Mysore vor der Zeit Hyder Ali's, der von Travancore, sehr genügende Beweise. Die Mängel des mahomedanischen Regiments, für wie groß sie auch mit Recht zu halten sind, können durchaus nicht mit denen verglichen werden, welche überall eine Hinduverwaltung bezeichnen.

Bei den allgemeinen Verhältnissen, welche die Merkmale der Civilisation unter den Mahomedanern in Indien bilden, könnten wir dieselbe genaue Analyse anstellen, welche wir oben in Bezug

auf die Hindus angewandt haben. Allein dies ist keineswegs nöthig. Der Bildungszustand der Hindus war in Dunkel gehüllt und wenig bekannt. Mit der persischen Cultur ist der gebildete Europäer einigermaßen vertraut. Bei der Prüfung der Verhältnisse, welche die Merkmale der Civilisation unter den Hindus bilden, kamen ferner in der Form erläuternder Vergleichung die entsprechenden Verhältnisse unter den Persern schon zur Sprache, wodurch für die Bildungszustände des letztern Volkes einiges Licht gewonnen und ersichtlich geworden ist, wie sie sich zu denen der Hindus verhielten. Wenige kurze Bemerkungen unter jeder der obigen Rubriken werden daher genügen.

I. Classification und Eintheilung des Volkes. In diesem Hauptumstande war der Vorzug der Mahomedaner vor den Hindus unendlich groß. Sie waren frei von dem Castenzwange, jener Constitution, welche jeder Wohlfahrt eines Volkes ein starreres Hinderniß entgegenstellt, als irgend eine andere Fessel, welche Wahn und Selbstsucht jemals der freien Entwickelung angelegt haben. In den mahomedanischen Despotieen wurden fast nicht weniger, als selbst in Republiken, alle Menschen als gleich betrachtet. Da ist keine adlige oder privilegirte Classe. Gesetzlich ist selbst kein erbliches Eigenthum, da der König der Erbe aller seiner Unterthanen ist. Die einzige Auszeichnung ist amtlich, der Besitz eines Theils der regierenden Gewalt. In den Aemtern giebt es keine monopolisirende Klasse. Jeden Tag erheben Menschen aus den niedrigsten Lebensverhältnissen sich zu den höchsten Würden, in denen Jeder nicht nach Maßgabe des Ansehens seines Vaters, sondern der Eigenschaften, die er selbst entfaltet, geehrt wird. Obgleich hier das Gegengewicht fehlt, welches das erbliche Adelsinstitut in Europa gegen die übermäßige Ausbreitung der königlichen Gewalt ausübt, so zeigt doch die Lage von Spanien, von Polen und mehr oder weniger von jedem Lande in Europa, daß das Volk wenig Gewinn davon hat, ob das Recht, es zu unterdrücken, allein dem Könige und seinen Dienern zusteht, oder ob er es mit einer Corporation von Adligen theilen muß.

II. Die Regierungsform. In dem einfachen Gebäude des orientalischen Despotismus ist kein Raum für eine große for-

melle Mannigfaltigkeit. Dennoch finden sich Umstände, welche die Regierungsweise der Mahomedaner von der der Hindus wesentlich unterscheiden, und alle zum Vortheile jener.

Unter den mahomedanischen Souverains war eine regelmäßige Vertheilung der Regierungsfunctionen unter bestimmte, feste Beamte, den Vizir, den Bukschi, den Emir al Omrah u. s. f. Unter den Hindufürsten war allem Anscheine nach gar keine geordnete Trennung der Geschäfte, sondern Alles in eine verworrene Masse zusammengeworfen. Der Fürst regierte durch einen Rath von Brahminen, welche ohne einen regelmäßigen Plan die Regierungsgewalt ausübten, wie ein Jeder durch Intriguen oder irgend ein Uebergewicht seinen Willen herrschend zu machen wußte [1]). Das Natürlichste und Gewöhnlichste war unter diesen Verhältnissen, daß Einer oder der Andere einen herrschenden Einfluß gewann und die Uebrigen nur als seine Werkzeuge gebrauchte. Dieser hieß dann vorzugsweise der Minister, Peshwa, wie er bei den Mahratten heißt. Wo der Rath der Brahminen nicht regelmäßige Einrichtung ist, da wählt sich der Fürst einen Minister, d. h. er giebt seine ganze Gewalt in seine Hand, und dieser vertheilt sie wieder nach Gutdünken, ohne an eine gesetzliche Regel oder nur an feste Sitte und Gewohnheit gebunden zu sein.

Für den Mißbrauch der Macht in der Hand eines absoluten Fürsten giebt es keine Grenzen außer den drei Gewalten 1) der Religion, 2) der Insurrection, 3) der Sitte.

1) Wenn es heißt, daß die Religion den Willen des Souverains beschränkt, so ist damit gemeint, daß die Diener der Religion, die Priester, diese Gewalt haben; denn als politische Triebkraft ist die Religion ohne Repräsentanten ein todter Buchstabe. Nun können die Priester nur beschränkend auf den Willen des

[1]) Grant bemerkt, daß Kirkpatrick's Bericht über Nepaul daselbst fast dieselbe Regierungsform, dieselben Staats-, Kriegs- und Civilbeamten zeigt, welche wir in Hindostan unter den Mongolen finden. Observations on the Hindus, p. 41. Allein Kirkpatrick's Nachrichten sind sehr dürftig, und was er nicht wußte, ergänzte er, wie es scheint, durch das, was ihm aus andern Theilen Indiens bekannt war. Dann waren auch die Nepalesen so gut als die Mahratten in der Lage von den Mahomedanern zu entlehnen.

Monarchen wirken, wenn sie durch ihren Einfluß über das Volk eine Macht erlangt haben, welche derselbe herauszufordern sich scheut. Ferner wird diese Macht der Priester entweder zum Schutze des Volkes gegen den Mißbrauch der monarchischen Gewalt auftreten, oder nicht, je nachdem der Monarch entweder sich mit ihr verbindet, oder nicht. Verbindet er sich mit ihr, d. h. vereinigt er die Macht der Priester mit seiner eignen gegen einen verhältnißmäßigen Antheil der Vortheile, welche er erzielt, so dient die Macht der Priester nicht, ihn zu beschränken, sondern zu unterstützen in dem Mißbrauche seiner Macht. Nun war im indischen Regierungssysteme die Macht der Priester so vollkommen vereinigt mit der des Monarchen, daß die letztere fast ganz in die Hände der Priester übergegangen war. Da die Vortheile des Mißbrauches der monarchischen Gewalt so reichlich ihnen selbst zu Gute kam, so hatten sie kein Motiv, dieselbe zu beschränken, sondern nur ein Motiv, sie zu erweitern. Gegen Regierungsmißbräuche finden wir daher in indischen Staaten nirgends eine Spur einer religiösen Opposition.

In mahomedanischen Monarchieen ist die Allianz zwischen Kirche und Staat weit weniger vollkommen. Die Caliphen freilich waren zugleich geistliches und weltliches Oberhaupt; unter andern Verhältnissen aber haben die Priester in mahomedanischen Ländern immer nur wenig Macht gehabt. Außer in einigen Angelegenheiten der öffentlichen Sitte, welche an sich einer Verwendung zur Verbesserung des Volkszustandes im Allgemeinen wenig fähig sind, haben sie nie weder hinreichenden Einfluß, noch, wie es scheint, Neigung gehabt, sich des Volkes gegen den Mißbrauch der fürstlichen Macht anzunehmen. Hierin unterscheiden sie sich von dem indischen Priestersysteme, und zwar in sehr wesentlicher Art, daß sie die Mißbräuche der monarchischen Gewalt nicht verstärken und ihnen den Deckmantel der Religion leihen.

2) Insurrectionen sind in orientalischen Despotieen ein wesentlich heilsames Element. Fast jedes Gut, welches dem Volke gelassen ist, verdankt es diesem Selbsterhaltungsprincipe des gemißhandelten Organismus. Wir haben hiervon schon auffallende Beispiele angedeutet und werden dazu noch mehr Gelegenheit erhalten. In Verhältnissen, wo kein gesetzliches Institut der Willkür des Mo-

narchen und seiner Werkzeuge Schranken setzt, giebt es nichts, was das Volk vor dem Untergange bewahrt, als die Furcht vor Insurrectionen. In Zuständen, wo die Masse des Volkes nichts zu verlieren hat, ist es selten schwer, es zur Insurrection aufzuregen. Die orientalischen Monarchen wissen aus Erfahrung, daß das Volk, wenn es über ein gewisses Maß gedrückt wird, Neigung zeigt, sich zu empören und seine Unterdrücker selbst zu verderben, und daß es ihm in diesem Falle nie an Führern fehlt. Dieses Bewußtsein legt ihnen eine gewisse Beschränkung auf und ist der Hauptgrund einer gewissen Schonung, der wir in der Praxis des orientalischen Despotismus überall begegnen. Allein diese Furcht vor Insurrectionen konnte kaum bei einem Volke stattfinden, welches durch seine Apathie und Leidensgeduld unter allen Menschenracen ohne Beispiel ist. Dagegen konnte die kräftige, erregbare, muthige, mahomedanische Bevölkerung in Indien, so weit sie sich erstreckte, nur als Motiv zur Milderung der Verwaltung wirken.

3) Nur bei einer größern Verfeinerung der gesellschaftlichen Zustände, als wir bei Mahomedanern und Hindus annehmen dürfen, kann in der Sitte sich eine Macht bilden, welche selbst der monarchischen Gewalt Achtung einflößt. Nur in dem Maße, als eine feinere Empfänglichkeit für geistige Eindrücke, eine größere Allgemeinheit und Gegenseitigkeit des geistigen Lebens und eine achtungswerthe Stellung des Volkes der öffentlichen Meinung mit ihrer billigenden und ächtenden Stimme eine Geltung verleiht, der Keiner im Volksverbande sich entziehen kann, wird die Sitte einen beschränkenden Einfluß auf die Mißbräuche der monarchischen Gewalt auszuüben vermögen; ausgenommen, sofern auch die Möglichkeit einer Insurrection durch die Sitte bedingt ist. Obgleich daher unter Fürsten von mahomedanischer und indischer Bildung dieser wohlthätige Einfluß der Sitte nicht eben hoch anzuschlagen ist, so war doch der Vortheil derselben, so weit er sich erstreckte, durchaus auf Seiten der Mahomedaner. Es war in den Sitten der mahomedanischen Eroberer eine Rüstigkeit, eine Männlichkeit und Unabhängigkeit, die es dem Despotismus unter ihnen weniger leicht machte, in jene widerlich schwache, verwor-

fene Barbarei zu versinken, welche der natürliche Zustand der Regierung unter einem so passiven Volke, als die Hindus, ist.

Neben dem Ueberreste von Barbarei, welchen auch die edelsten mahomedanischen Völker, wie alle Asiaten, nie verleugnen, ist in dem Charakter der Eroberer Indiens ein hoher Grad eines gewissen, gesunden, verständigen Sinnes bezeichnend, während wir gerade unter allen Völkern, die sich über eigentliche Wildheit erhoben haben, diese praktische Verstandesgesundheit nirgends weniger antreffen, als bei den ursprünglichen Bewohnern dieses Landes. Dieser gesunde, praktische Sinn ist nie ohne Einfluß auf die Art, wie die Regierungsgewalt sich äußert und auf die Gesinnung wenigstens vieler unter den Herrschern selbst. Ehe noch die Mongolen nach Hindostan vordrangen, haben wir in den Gesetzen Timurs [1]) ein Zeugniß von dem klugen und wohlthätigen Geiste, mit welchem er den Plan seiner Verwaltung entwarf.

»Ich ernannte einen Suddur, einen Mann von Heiligkeit und anerkannter Würdigkeit, zu wachen über den Wandel der Gläubigen, daß er die Sitten der Zeiten ordnete und Obere einsetzte in heilige Aemter und in jeder Stadt und jedem Dorfe einen einsichtigen Richter und einen Gelehrten im Gesetz und einen Aufseher über die Märkte und Maße und Gewichte.«

»Und ich setzte einen Richter für die Armee und einen Richter für die Unterthanen und sandte in jede Provinz und Königreich einen Unterweiser im Gesetz, die Gläubigen abzuschrecken von Dingen, die verboten sind, und sie zu leiten in die Wahrheit.«

»Und ich verordnete, daß in jeder Stadt eine Mosque und eine Schule und ein Kloster und ein Armenhaus für die Armen und Darbenden und ein Krankenhaus für die Kranken und Gebrechlichen errichtet würde und daß ein Arzt bestellt würde, das Krankenhaus zu beschicken, und daß in jeder Stadt ein Rathhaus und ein Gerichtshaus gebaut würde, und daß Aufseher gesetzt würden über die Ländereien und die Ackerbauer.«

1) Die persische Uebertragung wurde von Major Davy übersetzt und mit einer Vorrede und Zusätzen herausgegeben von White, dem Prof. der arabischen Sprache zu Oxford, 1783.

»Und ich verordnete, daß sie Plätze zum Gebet und Klöster bauen sollten in jeder Stadt, und daß sie Gebäude aufführen sollten zur Aufnahme der Reisenden auf den Wegstraßen und Brücken schlagen über die Flüsse.«

»Und ich verordnete, daß die schadhaften Brücken hergestellt würden, und daß Brücken gebaut würden über die Bäche und die Flüsse, und daß auf den Straßen von einer Tagereise zur andern Karawansarais sollten eingerichtet werden, und Hüter und Wächter über die Straßen gesetzt werden, und daß in jedem Karawansarai Leute wohnen sollten, und daß diese die Hut und Wache über die Straßen haben sollten und Antwort geben für Alles, was auf den Straßen dem unvorsichtigen Reisenden gestohlen würde.«

»Und ich verordnete, daß der Suddur und der Richter von Zeit zu Zeit die kirchlichen Sachen meines Reichs mir vorlegen sollten, und setzte einen Friedensrichter ein, daß er alle bürgerlichen Streitigkeiten zwischen meinen Truppen und meinen Unterthanen vor mich brächte.«

Vier der wichtigsten Regierungszwecke sehen wir hier mit bewundernswürdig richtigem Blicke erkannt und zugleich die sorgfältigsten, wahrhaft humansten Anstalten getroffen zu ihrer Erreichung: die Rechtspflege, den Volksunterricht, die Erleichterung des Verkehrs und die eigene Kenntniß und Controle des Fürsten von Allem, was in seinem Namen geschieht. Daß die Anstalten dazu mangelhaft waren, ist offenbar; allein es war schon ein Großes, daß sie mit so richtiger Einsicht nur erkannt wurden, und mehr noch, daß zu ihrer Erreichung wirklich so Bedeutendes geschah.

Von seinen zwölf Regierungsmaximen heben wir folgende heraus:

»Leute von Weisheit und Ueberlegung und Wachsamkeit und Umsicht und bejahrte Männer von Erfahrung und Vorsicht zog ich zu meinen Berathungen und besprach mich mit ihnen und erntete Vortheil und erlangte Erfahrung aus ihren Reden.«

»Den Krieger und den Unterthan betrachtete ich mit demselben Auge. Und das war die Zucht, die ich unter meinen Trup-

pen und meinen Unterthanen einführte, daß der eine niemals zu Schaden käme und unterdrückt würde durch den andern.«

»Aus den Weisen und Klugen, die Verlaß und Zutrauen verdienten und würdig waren, in Sachen der Regierung befragt zu werden, und deren Sorge ich die Geheimnisse des Reichs anvertrauen durfte, wählte ich eine bestimmte Zahl und machte sie zu Bewahrern meiner Geheimnisse, und meine großen und verborgenen Werke und meine geheimen Gedanken und Pläne vertraute ich ihnen an.«

»Durch die Vizirs und Geheimschreiber und Schreiber gab ich Ordnung und Regel meinen öffentlichen Berathungen und machte sie zu Haltern des Spiegels meines Reichs, darin sie mir zeigten die Dinge meines Reichs und die Angelegenheiten meiner Heere und meines Volkes. Und sie bewahrten den Reichthum meines Schatzes und gaben Fülle und Gedeihen meinen Kriegern und Unterthanen, und durch kluge Maßnahmen steuerten sie den Unordnungen des Reichs und hielten in Ordnung die Einkünfte und die Ausgaben, und suchten Wohlstand zu schaffen durch mein ganzes Reich.«

»Heilkundige und Sterndeuter und Meßkundige, die einem Reiche zur Zierde gereichen, sammelte ich um mich, und mit Hülfe der Aerzte gab ich den Siechen Gesundheit zurück, und mit Hülfe der Sterndeuter erkundete ich den bösen und guten Stand der Sterne, und mit Hülfe der Meßkundigen und Baumeister schuf ich Gärten und erhob prächtige Gebäude.«

»Geschichtskundige und Solche, die Vieles wußten und kannten, ließ ich zu mir, und von ihnen hörte ich die Leben der Propheten und der Patriarchen und die Geschichten von alten Königen, und wie sie zur Würde des Reichs kamen und die Ursachen ihres Falls. Und aus den Erzählungen und Geschichten von diesen Königen, und aus den Sitten und der Sinnesart jedes von ihnen schöpfte ich Erfahrung und Weisheit; und von diesen Männern hörte ich die Beschreibungen und Ueberlieferungen der verschiedenen Länder der Erde, und sammelte Kunde von den Lagen der Königreiche der Welt.«

»Den Reisenden aus allen Ländern bezeigte ich mich freundlich, daß sie mir Kunde mittheilten von den umwohnenden Völ-

kern, und sandte Handelsleute und Caravanenführer aus in alle Reiche und alle Länder, daß sie mir alle Arten kostbarer Waaren und merkwürdiger Seltenheiten brächten, von Khuttau und Khuttun, und von Cheen (Tschien) und von Maucheen, und von Hindostân, und von den Städten Arabiens, und von Missur, und von Schâm, und von Rûm, und von den Inseln der Christen, daß sie mir Kunde brächten von der Lage und den Sitten und den Gewohnheiten der Eingebornen und Bewohner dieser Länder, und daß sie beobachteten und mir mittheilten die Weise der Könige eines jedes Landes und Reiches gegen ihre Unterthanen.«

Dieser schriftlich abgefaßte Regierungsplan zeigt unzweifelhaft einen ungemein richtigen, klarverständigen Sinn und eine nicht unbedeutende Reife der geistigen Bildung.

Folgende Verordnungen in Betreff der Erhebung der Einkünfte, unter allen Regierungszweigen desjenigen, welcher das Glück eines Volkes am nächsten berührt, deuten auf den vortrefflichen Geist seiner Verwaltung.

»Und ich gebot den Emirs und den Mingbâschis, bei der Erhebung der Einkünfte von den Unterthanen auf keine Weise mehr zu fordern, als die festbestimmten Taxen und Abgaben.«

»Und für jede Provinz, auf welche eine königliche Anweisung gegeben war, setzte ich zwei Aufseher, daß der eine Aufsicht führte über die Erhebungen und wachte über die Angelegenheiten der Einwohner, daß sie nicht verarmten, und daß der Jâghîrdâr sie nicht mißhandelte und unterdrückte, und daß er ein Verzeichniß nehmen sollte von allen Summen, die in der Provinz erhoben wurden, und daß der andere Aufseher ein Verzeichniß nehmen sollte von den öffentlichen Ausgaben und das Einkommen unter den Soldaten vertheilen.«

»Und verordnete, wenn einem Emir ein Jaghir angewiesen wurde, daß es für drei Jahre ihm verbleiben sollte, und daß nach drei Jahren der Zustand der Provinz untersucht werden sollte. Wenn die Bewohner zufrieden waren und das Land blühend und volkreich, so sollte er darin bleiben. Wenn es sich aber anders fand, so sollte der Jaghir an die Krone wieder zurückfallen, und für die drei folgenden Jahre sollte ihm kein Einkommen überwiesen werden.«

»Und befahl, daß die Entrichtung der Steuern von dem Unterthan sollte, wenn es nothwendig war, durch Drohungen erzwungen werden, aber nie durch Geißel und Peitschen. Der Statthalter, dessen Ansehen von der Macht der Geißel abhängt, ist unwürdig zu regieren.«

»Ich verordnete, daß die Erhebung der Steuern und Abgaben in einer Weise geschehen sollte, die dem Unterthan nicht Verderben brächte und das Land entvölkerte.« Von dem Ertrage des fruchtbaren und cultivirten Landes wurde ein Drittheil genommen für die Regierung, und dies war die Haupt- und fast die einzige Quelle der Einkünfte.

»Und ich verordnete, wenn Einer den Anbau wüsten Landes unternähme, oder eine Wasserleitung baute, oder einen Kanal machte, oder einen Hain pflanzte, oder ein verlassenes Land wieder anbaute, dessen sollte im ersten Jahre nichts von ihm genommen werden, und sollte im zweiten Jahre genommen werden, was der Unterthan freiwillig darbrächte, und im dritten Jahre sollte die Erhebung geschehen nach der Ordnung.«

»Und ich verordnete, wenn ein Reicher und Mächtiger den ärmern Unterthan unterdrückte und sein Eigenthum beschädigte oder zerstörte, dafür sollte dem reichen Unterdrücker ein Schadenersatz genommen werden und dem Unterdrückten gegeben, daß er wieder zu seiner frühern Habe gelangte.«

»Und verordnete, daß in jedem Lande drei Vizirs sein sollten. Der erste für den Unterthan, ein regelmäßiges Verzeichniß zu halten von den empfangenen Abgaben und Steuern, und welche Summen von dem Unterthan erhoben wären, und unter welchem Namen und wofür, und eine genaue Angabe des Ganzen zu halten. Der zweite für den Soldaten, ein Verzeichniß zu halten von den den Truppen gezahlten Summen und von denen, die noch rückständig blieben.« Der dritte hatte einen gemischten Wirkungskreis, dessen Details ermüdend sein würden.

Das Angeführte ist hinreichend, zu zeigen, daß die Mongolen selbst bei ihrer ersten Invasion in Hindostan keine Barbaren mehr waren, und daß die Hindus unter ihren neuen Herren viel zu gewinnen hatten. Unter mehreren der ausgezeichnetern mongolischen Herrscher, dem Kaiser Akbar z. B., wurde die Regie-

rungsgewalt auf eine Weise vertheilt und gehandhabt, welche einem hochgebildeten Zeitalter keine Schande bringen würde.

Obgleich in einer reinen Despotie Vieles von dem Charakter des jedesmaligen Herrschers abhing, so erhielt sich doch eine tüchtige Verwaltungsordnung, wenn sie einmal allgemein eingeführt war, in ihren wohlthätigen Folgen wenigstens immer eine Zeit lang und hatte die Tendenz, sich dauernd zu befestigen.

III. Die Gesetze. Das indische Recht, wie wir es kennen gelernt haben, verrieth nur eine sehr schwache Ausbildung des praktischen Verstandes, und konnte wohl am allerwenigsten unter allen uns bekannten Rechtsformen dem Rechtszwecke genügen.

Das mahomedanische Recht, wie es in Indien durch die Mongolen eingeführt wurde, ist freilich vom idealischen Standpunkte aus betrachtet, mangelhaft; allein verglichen mit unseren vorhandenen Systemen, dem römischen Rechte z. B. und dem Rechte von England, finden wir es durchaus nicht so auffallend im Nachtheile, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. In der folgenden Uebersicht des Wesentlichsten aus dem mahomedanischen Rechtszustande wird eine Beziehung auf das englische Rechtssystem am zweckmäßigsten und selbst nothwendig sein, da gerade das englische Recht es ist, welches das mahomedanische verdrängt hat.

1) Das Civilrecht, im Gegensatze des Strafrechts, stellt die Rechte auf, welche zum Wohle der Gesellschaft dem Individuum zu sichern sind, in andern Worten, bestimmt die Macht, welche das Individuum zum Wohle der Gesellschaft ausschließlich besitzen soll über Personen und über Sachen.

Die besondern, aus jenem allgemeinen Interesse als Rechte zu constituirenden Befugnisse stellen sich den Hauptpunkten nach in der gemeinen Erfahrung so bestimmt und stark heraus, daß darin eine fast allgemeine Uebereinstimmung aller Nationen auf den verschiedensten Bildungsstufen sich zeigt. Die Verschiedenheit besteht fast nur in der Art, diese Rechte zu sichern.

Eine nothwendige Bedingung dieser Sicherung ist scharfe, klare Bestimmtheit. In der scharfen, klaren Bestimmtheit des Rechtsausdrucks oder der Gesetze stehen die drei Rechtssysteme, das römische, englische und mahomedanische sich ziemlich gleich. Voll-

ständigkeit kann darin nur unter sehr ausgebildeten Lebensbedingungen erreicht werden. Anfangs fehlt noch die Erfahrung von der ganzen Mannigfaltigkeit der materiellen Fälle, welche zu berücksichtigen sind. Später ist die Denkkraft noch nicht mächtig und geübt genug, um eine Masse von Einzelnheiten mit Klarheit zu beherrschen und unter höhere Einheiten zu bringen; ohne eine genaue Classification können aber nie brauchbare Bestimmungen und Gesetze abgefaßt werden. Endlich (und in dieser Lage haben die civilisirtern europäischen Nationen sich lange befunden) erlangen Gewohnheit und Herkommen eine Gewalt, welche schwer zu durchbrechen ist; die Rechtsgelehrten selbst haben ein Interesse an den Unvollkommenheiten des Rechts, und vereiteln alle Versuche einer zeitgemäßen Reform.

Bis sehr spät gab es in ganz Europa keinen Civilcodex, keine noch so unvollkommene fortlaufende Darstellung der den Individuen zuständigen Rechte mit dem Zwecke der Vollständigkeit. Das Ganze war traditionell, mündlich, kaum ein Gesetzbuch vorhanden. Natürlich, daß in den meisten Fällen Niemand genau wußte, was recht war. Der Richter, der durch keine fixirte Bestimmung geleitet wurde, mußte in jedem vorkommenden Falle sich selbst eine Bestimmung machen, wie sie dem jedesmaligen Falle angemessen schien. Hierin mußte sich eine große Verschiedenheit und also Unsicherheit ergeben. Eine Gleichmäßigkeit konnte nur in so weit stattfinden, als durch das Herkommen sich eine gewisse Grenze bildete, worauf die Willkürlichkeit der einzelnen richterlichen Bestimmungen mit einigem Zwange beschränkt wurde, so daß, wer darin weiter ging, dem Tadel nicht entgehen konnte. In neuerer Zeit sind in einigen deutschen Staaten Versuche zur Entwerfung eines Civilgesetzbuchs gemacht worden. Diese Versuche waren nur einseitig und auch innerhalb ihres Bereichs höchst unzureichend. Napoleon war der erste Fürst im neuern Europa, der seinem Volke ein Civilrecht gab in schriftlicher, bestimmter, klarer Abfassung. Es ließen sich in dem Code Napoleon bedeutende Mängel nachweisen, wenn eine Beurtheilung der Ausführung hier an ihrer Stelle wäre. Allein bei allen seinen Unvollkommenheiten gab er dem französischen Volke in rechtlicher Hinsicht einen unberechenbaren Vortheil vor allen übrigen Völkern. In England ist das

ganze sogenannte gemeine Recht, d. h. fast die ganze Seite des civilen und ein großer Theil des Strafrechts in einem ungeschriebenen, also traditionellen, barbarischen Zustande. Endlich ist der Theil des geschriebenen, statutarischen Rechts so überladen mit unnützen Worten, so mangelhaft classificirt und der Ausdruck so dunkel und unvollkommen, daß nach dem eigenen Geständnisse der Gesetzgelehrten der Tadel der Unbestimmtheit ihn in noch weit höherem Grade trifft, als den Theil, welcher an sich nothwendig schwankend und unbestimmt sein muß, das gemeine Recht selbst.

Die Form des mahomedanischen Rechts, wie wir es in einigen der besten Sammlungen, dem Hedaya z. B., kennen lernen, ist durchaus nicht viel roher und barbarischer. Zu einer verständlichen Darstellung der Befugnisse, welche durch das Gesetz die Form von Rechten erhalten, ist zuvörderst eine Eintheilung der Objecte nöthig, welche Gegenstand dieser Rechte sind. Diese Eintheilung ist die nämliche in dem mahomedanischen, wie in den europäischen Systemen. Die Gegenstände dieser Rechte sind entweder Personen oder Sachen. Werden Personen als Gegenstand von Rechten betrachtet, so erhalten 1) Individuen als solche Rechte oder ausschließliche Befugnisse an ihre eigene Person. 2) Als Gatten, Väter, Söhne, Herren, Diener, Richter, Kläger, Könige, Unterthanen u. s. w. erhalten sie Rechte oder ausschließliche Befugnisse an die Personen (einschließlich der Leistungen) Anderer. Werden Dinge als Gegenstände von Rechten betrachtet, so muß vornehmlich Zweierlei bestimmt werden, 1) die Befugnisse, welche in jedem Rechte enthalten sind, 2) die Vorgänge, welche die Existenz eines Rechts bedingen. Diese Bestimmungen finden sich nach denselben Principien und fast auf die nämliche Weise in der mahomedanischen, wie der europäischen Gesetzgebung. Ueberall hat das Gesetz sich nicht nach einer aprioristischen Anordnung gebildet, sondern durch die allmählige Ansammlung eines concreten Falles zu dem andern, wie sie zur Entscheidung vorkamen. Die einzige Classification, welche sich daher gebildet hat, ist die der Fälle, welche zur Entscheidung vorkommen, der verschiedenen Umstände, welche am gewöhnlichsten ein Recht streitig machen. Dies sind nun die gewöhnlichern Vorgänge, welche in den einzelnen Fällen die Existenz eines Rechts, die Uebertragung eines Eigen-

thums bedingen. Eine Classe derselben, welche sich sehr leicht herausstellt, ist der Kauf und Verkauf, der Austausch eines Artikels gegen einen adäquaten Preis. Dies Capitel findet im mahomedanischen Codex eine ausführliche Erörterung. Eine zweite Classe der Bedingungen, welche ein Eigenthumsrecht constituiren, ist Vererbung, eine dritte freiwillige Cedirung, eine vierte eingegangene Verbindlichkeiten. Endlich noch andere untergeordnete Titel, unter denen die auf Depositа und Pfandschaften bezüglichen, die bedeutendsten sind. Unter diesen Capiteln ist die Materie des Civilrechts in der mahomedanischen Gesetzgebung vertheilt.

Es ist nicht zu leugnen, daß dies fast ganz die nämliche Eintheilung ist, welche die europäischen Rechtssysteme adoptirt haben. Offenbar erschöpft dieselbe ihren Stoff, die streitigen Fälle über Eigenthumsrechte, eben so vollständig, als die, welche wir in den Gesetzbüchern des Westens finden. Durch eine genaue Nachweisung in der Behandlung der einzelnen Rechte zu zeigen, in wie weit das mahomedanische Recht vor den christlichen Gesetzgebungen im Nachtheile ist, dagegen die indische übertrifft, würde die Grenzen dieses Werks überschreiten. Aus der Andeutung der allgemeinen Umrisse ergiebt sich schon, auf welcher ungleich höhern Stufe der Intelligenz das Ganze erwachsen ist, als das kindische Wesen der Hindus.

2) So viel über die Darstellung der Rechte selbst. Der strafrechtliche Theil hat, außer einer Angabe der Handlungen, welche als sträflich anzusehen sind, worin fast alle Gesetzgebungen sich begegnen, ein Doppeltes zu leisten, eine genaue Definition dessen, was das Gesetz als Vergehen bezeichnet, und eine genaue Bestimmung der Bestrafung, welche zur Verhinderung desselben angewandt werden soll.

Das Strafrecht der Mahomedaner ist, wie auch im römischen Systeme, höchst dürftig. In den Institutionen Justinians z. B. ist diese ganze Hälfte des Rechtsgebiets auf drei kurze Titel oder Capitel von den achtzehn des letzten und kürzesten vierten Buchs eingeschränkt, und alles dahin Einschlagende unter dem untergeordneten Titel zusammengeworfen: Verbindlichkeiten aus Vergehungen entstanden. Das willkürliche Gutdünken des Richters (eine erbärmliche Aushülfe) hatte hier das Gesetz zu ergänzen. Das-

selbe Mißverhältniß (einer der wesentlichsten Punkte, worin die Inferiorität des alten römischen vor den neuern Rechtssystemen ersichtlich ist) finden wir in den mahomedanischen Gesetzbüchern.

Das mahomedanische Recht enthielt freilich einen Grundsatz, der umfassend genug war, um eine Menge zu ersetzen, nämlich den Grundsatz der Wiedervergeltung in allen Fällen persönlicher Verletzung: Auge für Auge, Zahn um Zahn. Diese Regel empfiehlt sich einer rohen Zeit durch den Schein des Verhältnisses. Allein sie empfiehlt sich auch nur einer rohen Zeit, denn sie trägt nur den Schein der Billigkeit und verletzt gröblich die Gerechtigkeit. Hierin steht das mahomedanische Strafgesetz dem indischen näher, als dem europäischen. Darin aber vermied es die Grausamkeit einiger neuern Systeme, vorzüglich des englischen, daß es die Todesstrafe nie bei Verletzungen des Eigenthums gestattete und nur auf wirklichen Mord beschränkte. „Und in der Praxis", sagt der Uebersetzer des Hedaya [1]), »verstehen bei allen Fällen, wo kein wirklicher Mord stattfindet, die mahomedanischen Gerichte die Worte des Koran nicht von einer eigentlichen Wiedervergeltung nach dem buchstäblichen Sinne, sondern von einer Büßung nach dem strengen Verhältnisse der Schuld.« Dies zeigt eine große Verfeinerung des Rechtsgefühls, weit entfernt von der Brutalität, welche den blutigen Codex der Hindus schändet.

Am grausamsten zeigt sich das mahomedanische System gegen Diebstahl und Räuberei. Verstümmelung durch Abhauen der Hand oder des Fußes ist vorschriftsmäßige Strafe bei allen gröberen Vergehen dieser Art. Dies deutet stark auf einen barbarischen Zustand der Gesellschaft, und hierin gleichen sich das mahomedanische und indische Gesetz. Der englische Uebersetzer, obgleich er gegen die Unmenschlichkeit, Unzweckmäßigkeit und Unwirksamkeit dieser Strafmethode eifert, verhehlt dennoch seinen Landsleuten nicht, »daß sie nichts Besseres dagegen zu bieten hätten, und daß jedenfalls ihre Strafgesetze noch blutiger seien.« Dies ist eine schwere Anklage gegen sein Vaterland; allein sicher stände der

[1]) **The Hedaya (der Führer); a commentary on the Mussulman Laws, translated by order of the Governor-General and Council of Bengal, by Charles Hamilton, in 4 vols. 4to.** Vorrede des Übersetzers **p. 83.**

Einführung eines bessern Strafsystems in Indien, als das englische und mahomedanische, kein Grund entgegen bei einer erleuchteten Gesetzgebung, wenn nur ein solches zu finden wäre.

Eine Besonderheit in der Form der mahomedanischen Gesetze verräth eine gewisse Unreife des juristischen Verstandes — obgleich sie auch in den englischen Gesetzen gar nicht so selten ist. Anstatt daß die verschiedenen Verordnungen, deren doch jede nicht einen individuellen Fall, denn dann müßten sie unzählig sein, sondern Gattungen oder Classen von Fällen in sich begreift, auf die generischen Differenzen basirt sein sollten, gründen sie sich zum großen Theile auf ganz individuelle Unterscheidungen. Als wenn man zum Beispiel ein Gesetz geben wollte gegen den Diebstahl eines Schafes, ein anderes gegen den Diebstahl einer Kuh, ein drittes gegen den Diebstahl eines Pferdes, da doch alle diese Fälle als gleiche Verbrechen und derselben Strafe unterworfen, zu behandeln sind. Nicht nur einige Logik, sondern schon einiger Geist zur Geschäftsführung würde lehren, daß alle Fälle, welche unter einer Gattung zusammengefaßt und auf einem Wege behandelt werden können, unter einem allgemeinen Gesetze zusammenzufassen sind. Dies würde zwei vortreffliche Folgen haben. Die Gesetze würden weniger voluminös und dadurch weniger unklar und schwierig anzuwenden sein. Dann würde dadurch eine gewisse Vollständigkeit und Berücksichtigung aller möglichen einzelnen Fälle zu erreichen stehen. Wenn dagegen nach individuellen Distinctionen besondere Gesetze gegeben werden, so kann man millionen Gesetze geben und wird eben so viele Fälle, da kein individueller Fall dem andern gleicht, ohne genügende Bestimmung lassen.

3) Neben den Gesetzen über Rechte und Strafen ist noch eine Classe von Gesetzen, durch welche jene erst ihre Anwendung finden. Dies sind die Gesetze über das Rechtsverfahren, Verhör, Sentenz und Vollstreckung.

In diesem Zweige der Gesetzgebung ist ein bemerklicher Unterschied zwischen den indischen und europäischen Systemen. Im europäischen Rechte ist die gerichtliche Procedur weitläufig ausgebildet, und daher durch eine entsprechende Mannigfaltigkeit von Verordnungen bestimmt. Bei den Mahomedanern, die darin mit den Indiern übereinstimmen, ist die Procedur sehr ein-

fach und fast gar nicht durch positive Bestimmungen geregelt. Der Richter führt die Untersuchung, wie es ihm am zweckmäßigsten dünkt, und geht dabei ganz natürlich auf die Art zu Werke, welche etwa einem Jeden, der sich in ähnlichem Falle befindet, sein gesunder Menschenverstand eingiebt. Die Parteien müssen vor ihm erscheinen und geben nach der Reihe die Umstände des Falles an, wobei sie zur Aufklärung der Thatsachen auf alle Weise examinirt werden. Die Zeugnisse, welche sie anzuführen haben, entweder mündliche Aussagen oder andere Beweise, werden vernommen. Liegen die Beweise dem Richter vor, so wägt er die streitenden Behauptungen gegen einander, und je nachdem die eine oder andere überwiegt, wird das Urtheil gesprochen.

Von dieser Seite sind die indischen Systeme durchaus im Vortheile. Der Uebelstand, welchem dieser einfache Rechtsgang ausgesetzt ist, besteht in der willkürlichen Macht, die in der Hand des Richters liegt, und die er durch Nachlässigkeit oder Parteilichkeit oder Bestechlichkeit mißbrauchen könnte. Allein erstlich wird diese Gefahr auch durch die umständlichen Proceduren unsers künstlichen Systems durchaus nicht gehoben; dagegen läßt dieselbe zweitens sich fast ganz beseitigen aus dem einfachen Gange des Systems, welches wir als das natürliche bezeichnen wollen.

Die künstliche Rechtsordnung bindet den Richter nur an eine gewisse Reihe von Formalitäten. Allein diese können pünktlich beobachtet und doch das gute Recht einer Sache entweder aus Nachlässigkeit nur unvollständig aufgeklärt, oder aus Bestechlichkeit absichtlich verhüllt werden. Die Befolgung der technischen Regeln involvirt keineswegs die Nothwendigkeit gründlicher Untersuchung und gewährt deßhalb auch keine Sicherheit, daß dieselbe vollständig und gewissenhaft geführt worden sei.

Dagegen läßt bei dem natürlichen Verfahren die richterliche Willkür sich durch sehr leichte Vorkehrungen beschränken. Der einfache Rechtsgang ist dem Volke so verständlich, als dem Richter selbst, und damit ihm ein Mittel gegeben, das ganze Verfahren des Richters klar zu übersehen. Nur so kann eine wahre Oeffentlichkeit erreicht werden, so daß, indem der Richter nichts dem öffentlichen Blicke entziehen kann, sich das Rechtsgefühl des Volks selbst sich der Verhandlungen bemächtigt, und schon durch bloß

moralische Gewalt am kräftigsten jede Willkür zurückweist. Unser weitläufiges Formalitätenwesen dagegen, welches zum Theil auf die eigentliche Sache gar keinen Bezug hat und eine verständige Untersuchung mehr erschwert, als fördert, hüllt die gerichtlichen Vornahmen nur in ein geheimnißvolles Dunkel, welches dem Kundigen Gelegenheit giebt, unendliche Absichten zu verbergen, anstatt eine gewissenhafte Pflichterfüllung zu erzwingen.

Wenn das künstliche Verfahren für die Redlichkeit des Richters nicht mehr Sicherheit gewährt, als das natürliche, so wirkt es dagegen auf andere Weise den Interessen der Gerechtigkeit unendlich störend entgegen. Durch Vervielfachung der gerichtlichen Proceduren macht es den Rechtsgang langwierig, verwickelt, dunkel und trügerisch. Es verursacht Aufschub, also immer eine theilweise, oft eine völlige Aufhebung des Rechts. Es verursacht unnöthige Kosten, also immer eine positive Beraubung und, wenn sie die Mittel des Klagenden übersteigen, eine absolute Vorenthaltung des Rechts. Durch diese Kostspieligkeit macht es die ärmere, also zahlreichere Classe des Volks völlig rechtslos und das Gesetz zu einem Mittel, wodurch der Einzelne den größten Theil des Volks unterdrücken kann, während es diesem doch keinen Schutz verleiht.

Es ist lehrreich, die Ursachen zu verfolgen, wodurch in beiden Ländern sich ein so verschiedenes Rechtsverfahren ausbildete. Diese Verschiedenheit entstand aus dem Unterschiede der Stellung der Richter und der Mittel, welche sie hatten, aus ihrem Geschäfte Vortheil zu ziehen. Da in Indien die Sitten und Ansichten sie nicht verhinderten, Geschenke zu nehmen, so hatten sie keinen Anlaß, sich nach einem andern Mittel des Gelderwerbs umzusehen, und ließen dem Rechte seinen geraden, naturgemäßen Gang. In England machte der Zustand der Sitten und Ansichten es unthunlich und oft gefährlich, Geschenke anzunehmen, und die Richter sahen sich deßhalb auf andere Mittel angewiesen, um ihr Amt nutzbar für sich selbst zu machen. Sitte und Meinung hinderte sie nicht, für jede richterliche Mühwaltung Sporteln zu nehmen. Daher das Bestreben, die gerichtlichen Proceduren ungebührlich zu vermehren und so ersprießlich als möglich zu machen. Die dunkeln Winkelgänge eines kleinlich pedantischen, verwickelten, zwei-

deutigen Proceßganges boten zugleich Gelegenheit, einen fruchtbaren Stoff allenfalls zwei Mal auszubeuten, indem beim geringsten, fast unvermeidlichen Verstoße dagegen das ganze frühere Verfahren aufgehoben werden durfte, um von Neuem anzufangen. Dieses Wiederumstoßen und Wiederanfangen, diese Wiederholung der langwierigen Proceduren mit Verdoppelung der Kosten ist eine besonders hervortretende Eigenschaft des englischen Proceßsystems.

Zwei Personen, der Câzi (Kadi) und Mufti, theilen in den mahomedanischen Gerichten die richterlichen Functionen. Der Mufti hat den heiligen Text auszulegen, und der Câzi leitet die Untersuchung und bringt in Ausführung, was er als Meinung des Gesetzes empfängt [1]).

Folgende Stelle stellt sehr gesunde Grundsätze auf, welche Mißbräuche auch sich zwischen Regel und Ausführung eingeschlichen haben mögen. »Es liegt dem Sultane ob, für das Amt des Câzi einen Mann zu wählen, der die Pflichten desselben zu erfüllen und Bescheide zu erlassen versteht, und der im höchsten Grade gerecht und tugendhaft ist. Denn der Prophet hat gesagt: Wer einen Mann zu einem Amte bestellt, während ein anderer unter seinen Unterthanen ist, der ihm besser vorstehen würde, der versündigt sich an den Rechten Gottes, des Propheten und der Muselmänner« [2]).

Oeffentlichkeit war ein Hauptgrundsatz des mahomedanischen Rechts. »Für die Gerichtsstätte ist die Hauptmosque der beste Ort, wenn sie in der Stadt gelegen ist; denn es ist der bekannteste« [3]).

Kein Theil eines Rechtssystems ist für die höhere oder geringere Intelligenz eines Volks bezeichnender, als die Bestimmungen über die gesetzliche Beweisführung. Hier bewährt sich das mahomedanische Recht höchst vortheilhaft und verdient in Einzelnheiten selbst den Vorzug vor den europäischen Systemen. Die Ausschließung von Beweismitteln ist z. B. weniger ausgedehnt und in demselben Maße weniger nachtheilig, als im englischen Rechte. In andern Fällen freilich zeigt sich seine Inferiorität. Indem es

[1]) Hedaya II, 614.
[2]) Daſ. II, 615.
[3]) Daſ. II, 620.

weibliche Zeugen für geringer erklärt, als männliche (das Weib, sagt das Gesetz, hat weniger Genauigkeit der Beobachtung und des Gedächtnisses — allerdings, so lange die weibliche Erziehung vernachlässigt wird), verfällt es in einige absurde Bestimmungen. In allen Criminalsachen ist das Zeugniß eines Weibes ausgeschlossen, und in Eigenthumssachen gilt das Zeugniß zweier Weiber erst dem eines Mannes gleich; als wenn eine Classe von Weibern nicht gebildeter sein könnte, als eine Classe von Männern, und daher auch ihr Zeugniß verlässiger. Doch hat bei den mahomedanischen Sitten diese Bestimmung weniger Unpassendes, als unter Verhältnissen, welche der weiblichen Bildung günstiger sind. Dabei finden wir aber in den mahomedanischen Bestimmungen durchaus nicht die groben Absurditäten der Hindus, welche z. B. aus dem Meineide in vielen Fällen eine Tugend machen.

IV. Die Besteuerung. Zum großen Theile behielten die Mahomedaner die Steuereinrichtung bei, welche sie in Hindostan vorfanden. Die Hauptquelle der öffentlichen Einkünfte war der Antheil, welchen der Souverain von den rohen Landesprodukten bezog. Vom Kaiser Akbar wird gerühmt, daß er das Steuerwesen sehr verbessert habe. Nach dem, was über das Verfahren in den rein indischen Staaten bemerkt ist, wie es sich zum Theil noch erhalten hat, und nach dem höhern Geiste, mit dem die Mahomedaner die ganze Staatsverwaltung behandelten, läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß die Verbesserung, welche sie einführten, nicht unbeträchtlich war. Daß die mahomedanischen Fürsten bei der Steuererhebung sich gewöhnlich der Hindus bedienten, auch bei den Reformen, welche sie einführten, streitet nicht mit der Annahme, daß das Steuerwesen unter den Mahomedanern besser verwaltet wurde, als unter den Hindus. In dem Detail der Steuererhebung, welche, da die Steuern hauptsächlich in rohen Landeserzeugnissen bestanden, höchst lästig und verwickelt sein mußte, war eine genaue Bekanntschaft mit Sprache und Sitten des Volks unerläßlich, und diese besaßen allein die Hindus. Die Hindus konnten sehr brauchbar sein, bei einem Geschäfte als Werkzeuge zu dienen, zu dessen Leitung sie sich doch höchst ungeschickt bewiesen. Die zweckmäßigen Maßregeln des Kaisers Akbar, um sowohl die Bedrückung des Volks, als die

Veruntreuung der königlichen Einkünfte zu verhüten, scheinen sich tüchtig bewiesen zu haben, so lange die mongolische Regierung noch einige Lebenskraft zeigte, und erst abgekommen zu sein, als das Reich sich auflöste und jede Provinz einen kleinen Staat bildete, deren schwache Regenten weder ihre eignen Laster, noch die ihrer Diener zu zügeln vermochten [1]).

V. Die Religion. Hier sind sehr wenige Worte von Nöthen, indem die Ueberlegenheit der Hindus in religiöser Hinsicht außer allem Zweifel steht. Der Koran war unter jüdischen und christlichen Einflüssen entstanden, die sich trotz der geistigen Rohheit des Verfassers nie verleugnen, und wenn wir auch auf die erhabene Redeweise über die göttlichen Vollkommenheiten im Koran so wenig Werth legen, als in den Vedas, so finden wir doch im Widerspruche damit durchaus nicht die ganz crassen Vorstellungen des indischen Religionssystems.

VI. Die Sitten. In sittlicher Hinsicht zeigen die Mahomedaner eine entschiedene Ueberlegenheit. Die indischen Sitten haben sich unter dem Einflusse der empörenden, unseligen Casteneintheilung gebildet. Ein Sittenzustand, der gleich dem mahomedanischen auf der Annahme von der allgemeinen Gleichheit der Menschen basirt war, mußte schon dadurch sich auf eine Weise unterscheiden, deren Vorzüge gar nicht zu hoch anzuschlagen sind. Ein großer Theil der indischen Sitten wird auch durch ihr religiöses Ceremoniell beherrscht, dieses geistlose und absurde, oft quälende

[1]) „Der mäßige Tribut, welchen alle mahomedanischen Eroberer auflegten, und die Einfachheit ihrer Weise, ihn zu erheben, erklären die erstaunliche Leichtigkeit, mit der sie ihre Eroberungen bewahrten. Ihre Regierungsform war despotisch, allein durchaus nicht drückend für die Masse des eroberten Volks. Im Allgemeinen führten sie keine andere Veränderung ein, als in der Armee und im Namen des Souverains." **Francis, Plan for a Settlement of the Revenues of Bengal, p. 9.** „Die ungläubigen Hindus leben lieber unter mongolischen Gesetzen, als unter eigenen Fürsten, denn der Mongole besteuert sie milde und Jeder weiß, was er zu thun hat, allein die Hinduskönige plündern sie nach Willkür und nur nach dem Maßstabe ihrer eignen Habsucht. Dann waren früher eine Menge kleiner Rajahs, welche stets aus den nichtswürdigsten Gründen mit einander zankten, und ehe sie wieder versöhnt werden konnten, mußten ihre Unterthanen Adern und Börsen öffnen, einem thörichten Ehrgeize zum Frommen." **Hamilton, New account of the East Indies, II, 26.**

und abscheuliche Ceremoniell, womit jeder Hindu einen großen Theil seines Lebens ertödtet. Der Glaube der Moslem dagegen hat eine Reinheit, und Sparsamkeit der äußern Formen, welche auf den niederen Stufen des religiösen Lebens ohne Beispiel ist.

Die Verschiedenheit der Nahrungsmittel, welche bei dem Hindu fast ganz sich auf Vegetabilien beschränkt, während dem Mahomedaner der Genuß des Fleisches unverwehrt ist, bringt in die ganze häusliche Lebensweise eine nicht unbedeutende Verschiedenheit. Gleich streng ist dagegen bei beiden die Enthaltung von berauschenden Getränken.

Der Mahomedaner ist in seinem Wesen weniger sanft, weniger weich und gewinnend, als der Hindu. Natürlich ist er deßhalb weniger wohlgelitten bei seinem Herrn und Meister, dem Engländer, der nichts mit ihm zu thun haben will, als seinen Gehorsam empfangen. In der That hat der Hindu, gleich dem Eunuchen, die herrlichsten Eigenschaften eines Sklaven. Die Trägheit, die Ruhe, der Stolz des Despoten, im Hause und im Staate, hat es nirgends so wohl, als bei dem gehorsamen Hindu. Allein der Mahomedaner ist männlicher, kräftiger. Er gleicht mehr unsern halb civilisirten Vorfahren, welche rauher, aber nicht roher, welche weniger geschmeidigen Benehmens, aber weit empfänglicher waren für höhere Bildung, als ein Volk wie die Hindus.

In den wesentlicheren Eigenschaften dessen, was wir den moralischen Charakter zu nennen gewohnt sind, steht, wie wir gesehen, der Hindu sehr tief, und der Mahomedaner wenig höher. Dieselbe Verstelltheit, Lügenhaftigkeit, Treulosigkeit; dieselbe Unempfindlichkeit für fremdes Leid; dieselbe Frechheit und Feilheit [1]).

[1]) Thomas Roe sagt von dem mongolischen Kaiser und seinem Hofe: „Erfahrung hatte mich gelehrt, daß keine Treue unter diesen Barbaren wäre." **Churchill, Voyages I, 799.** Ueber den Widerstand, den er fand, sobald er nichts zu geben hatte, und die Willfährigkeit, sobald dies der Fall war, sagt er: „Dies zeigte mir die Niederträchtigkeit dieses Volks. Asaph Khan (der Minister) war, in der Hoffnung, einige Kleinigkeiten zu erhandeln, so sehr unser Freund geworden, daß er seinen eignen Sohn verrathen haben würde, um uns zu dienen; er war mein gehorsamer Diener." Thomas Roe rieth, anstatt Gesandte an den mongolischen Hof zu schicken, lieber das Geld zu Bestechungen anzuwenden. „Mit der Hälfte

Der Mahomedaner ist verschwenderisch und schwelgerisch, wenn er reich ist; der Hindu ist fast immer karg und streng.

VII. Die Künste. Die Vergleichung zwischen Persern und Hindus ist in dem Abschnitte über die indische Kunst vollständig geführt worden. Es ist bekannt, wie die mahomedanischen Eroberer die ganze Blüthe der persischen Kunst mit herüberbrachten, daher hier wenig zu bemerken bleibt.

Unter den mechanischen Künsten sind Architektur, Juwelierkunst und Weberei die einzigen, worin die Hindus sich auszeichnen. In den erstern beiden sahen wir die Mahomedaner ihnen unbedingt überlegen. Wir finden wahrhaft prächtige mahomedanische Baudenkmäler, welche neben einem imposanten Style eine hohe Ausbildung der Technik beweisen. Die wichtige Kunst des Wölbens war den Hindus völlig unbekannt; die Mahomedaner waren darin berühmt (s. oben.). Wenn die Mahomedaner in einem Dinge den Hindus nachstanden, so war es in den Productionen des Webstuhls; obgleich vielleicht die Seiden und Sammte der Perser als Kunsterzeugnisse nicht weniger bewundernswerth sind, als die feinen Musseline der Hindus.

In dem Baue der Brücken und Straßen, einer der wichtigsten Anwendungen der Kunst auf das praktische Leben, fanden wir die Hindus vor der mahomedanischen Invasion noch als völlige Barbaren. Wir haben aus den Verordnungen Timurs gesehen, wie dies unter den Mongolen ein Hauptaugenmerk der Regierung war, ehe sie noch die Eroberer von Hindostan wurden.

In den schönen Künsten der Malerei, Sculptur und Musik haben wir schon die auffallende Uebereinstimmung der Mahomedaner, Chinesen und Hindus nachgewiesen. Bei der Malerei ist diese Aehnlichkeit im Geschmacke wie in der technischen Fertigkeit überraschend. In der Musik scheinen die Hindus tiefer, in der Sculptur die Perser höher zu stehen, als die beiden andern.

Mag die Kriegskunst zu den schönen oder unschönen Künsten gehören, und durch welche Art der geistigen Ausbildung sie auch bedingt sein mag, so wird sie doch jedenfalls bei dem Volke hö-

meines Gehalts könnt ihr diesen ganzen Hof auch zu Sklaven machen." Letter to the E. I. Company, daſ. p. 809.

her stehen, dessen Intelligenz die höhere ist. Wenn eine verhältnißmäßig geringe Anzahl Menschen eine ungleich größere sich unterwirft und beherrscht, so ist die Folgerung sehr begründet, wenn nicht etwa ganz besondere Umstände den Ersteren einen außerordentlichen Vortheil geben, daß die Eroberer eine vollkommnere Kriegsführung haben werden. Und dies wird durch alles uns sonst Bekannte hinsichtlich der Mahomedaner und Hindus völlig bestätigt.

VIII. Die Literatur. Es würde schwierig sein, den Vorzug der indischen Literatur auch nur in einem einzigen Punkte nachzuweisen. Die einzigen Zweige derselben, welchen auch ihre eifrigsten Bewunderer allein eine höhere Bedeutung vindiciren, sind die Mathematik und Poesie.

Die Mathematik der Hindus hat mehr durch ihr vermeintliches Alterthum, als durch einen besondern Werth Aufsehen erregt. Ihr Alterthum bei Seite gesetzt, so ist wenig offenbar, daß die Mathematik unter den Mahomedanern, welche an der Ausbildung dieser Wissenschaft in Europa einen bedeutenden thätigen und empfangenden Antheil nahmen, wenigstens nicht tiefer stand, als unter den Hindus. Mehr verlangen wir hier nicht.

Von indischer Poesie haben wir schon gesucht, eine richtige Vorstellung zu geben. Selbst ihre eifrigsten Anhänger, wie William Jones, geben doch zu, daß die Poesie der Perser eine höhere sei. Man vergleiche den Mahabarat, das große erzählende Gedicht der Hindus, mit dem Shah Namah, dem großen erzählenden Gedichte der Perser. Die Verirrungen von Natur und Wahrheit sind hier weniger wild und ausschweifend; die Begebenheiten weniger bizarr, die Fictionen geistreicher; das Ganze athmet einen höhern, freiern Geist.

Ganz besonders zeigt sich die Ueberlegenheit der Mahomedaner in der Geschichte. Zu dem Ernste der Geschichte, der Erfahrung und eigentlichen Lehrerin der mündigen Menschheit, hat sich das kindische Wesen der Hindus nie erheben können. Die geschichtliche Darstellung hat unter den indischen Mahomedanern eine Ausbildung erreicht, wie unter keinem andern asiatischen Volke. An Einfachheit und Verständigkeit ist kein Werk selbst der persischen Geschichte bekannt, welches mit den Werken Ferishta's oder

den interessanten Memoiren Golam Husseins, dem Seer Mutakhareen sich messen dürfte. Es ist zu bemerken, daß außer den besten Werken der persischen Geschichte auch das beste Werk der persischen Dichtkunst, der Shah Namah, unter den mahomedanischen Eroberern von Hindostan entstanden ist.

Anhang A.

Die reinste Quelle, um die metaphysischen Vorstellungen der Hindus kennen zu lernen, sind die Gesetze Menu's. Dieses heilige, göttliche, kanonische Buch enthält, wie alle Religionsbücher der Hindus, zugleich eine Encyklopädie ihres gesammten Wissens, Kosmogonie, Theologie, Naturlehre, Philosophie, Staatskunst, Jurisprudenz, Oekonomie. Die Geschichte von dem Ursprunge des Geistes und seiner Kräfte läßt uns einige Blicke in die psychologischen Vorstellungen dieses Volks thun.

»Aus der höchsten Seele zog Brahma, der Schöpfer, hervor den Geist, als Substanz daseiend, aber unvernehmlich dem Sinne unmateriell« [1]). Wir haben Ursache anzunehmen, daß das Wort mit seinen gewöhnlichen Derivaten, welches hier durch »immateriell« gegeben ist, bei den Hindus eine gewisse feinere, ätherische Luftart bezeichnet.

»Und vor dem Geiste, der denkenden Kraft, schuf er das Bewußtsein, den innern Mahner, den Leiter« [2]). Das Bewußtsein, eine Thätigkeit des Geistes, existirt hier vor dem Geiste, die Qualität vor dem Substrat. »Und vor ihnen beiden (Geist und Bewußtsein) schuf er das große Princip der Seele, die erste Expansion der göttlichen Idee« [3]). Hier ist eine dritte Production, welche weder Geist noch Bewußtsein ist; was ist sie denn? Der Zusatz »die erste Expansion der göttlichen Idee« mag Glosse sein

[1]) Gesetze Menu's, I., 14. [2]) Ebendas.
[3]) Das. 15.

und ist völlig sinnlos. »In derselben Art (das heißt in dieser Stellung: vor Geist und Bewußtsein) schuf er die fünf Wahrnehmungen des Sinnes und die fünf Organe der Wahrnehmung« [1]). Eine andere Fähigkeit des Geistes, die Wahrnehmung, ist ebenfalls eine Schöpfung, die dem Geiste vorangeht.

Die folgende Stelle ist eine seltsamliche Probe metaphysischen Denkens. »Nachdem er mit einem Male durchdrungen mit Emanationen aus der höchsten Seele die kleinsten Theile von sechs in's Unendliche thätigen Principien, Bewußtsein und den fünf Wahrnehmungen, gestaltete der Schöpfer alle Creaturen« [2]). Bewußtsein und die fünf Wahrnehmungen existirten vor allen Creaturen, vor bewußten und wahrnehmenden Wesen. Und was bedeutet »die kleinsten Theile vom Bewußtsein?« »Theile der Wahrnehmungen?« Es sind dies sinnlose und jedenfalls unklare, tappende Gedanken, über welche wir uns der Bemerkungen enthalten.

»Die kleinsten Theilchen sichtbarer Natur stehen in Abhängigkeit von diesen sechs Emanationen aus Gott.« Welche diese sechs Emanationen sind, ist nicht hinreichend klar. Die sechs Dinge, von denen die Rede war, sind Bewußtsein und fünf Wahrnehmungen, und wahrscheinlich sind sie gemeint. Wie aber die sichtbare Natur von ihnen abhänge, ist nicht wohl begreiflich. Doch sind auch einige andere Emanationen erwähnt, von denen Bewußtsein und die fünf Wahrnehmungen durchdrungen seien; vielleicht mögen es diese sein. Allein dieses ist sinnloses Gewäsch.

»Aus diesen sechs Emanationen gehen hervor die großen Elemente, begabt mit besondern Kräften, und der Geist mit unendlich feinen Thätigkeiten, die unvergängliche Ursache aller erscheinenden Form.« Es ist noch immer die Frage, was unter den sechs Emanationen gemeint sei. Sind sie das Bewußtsein und die sechs Wahrnehmungen, so ist es vollends unmöglich, einen Gedanken damit zu verbinden.

»Dieses Universum daher ist zusammengesetzt aus den kleinen

[1]) Gesetze Menu's. 16. [2]) Das. 17. Die folgenden Stellen das. 18 — 19.

Theilen (Atomen?) dieser sieben göttlichen und wirkenden Principien, der großen Seele oder ersten Emanation, Bewußtsein und fünf Wahrnehmungen; ein veränderliches Ganzes aus unveränderlichen Ideen.« Die große Seele so gut als Bewußtsein und Wahrnehmungen zerfallen hier in Theile. Sie sind als immateriell in unserm Sinne des Worts; auch ist das Universum, das doch zum Theil sicher materiell ist, aus ihnen zusammengesetzt. Und doch sind sie keine Realitäten, sondern Ideen! — Was dürfen wir von dem intellectuellen Zustande eines Volkes denken, das an solchen Träumereien sich ergötzt? [1])

Als eine Probe diene noch folgende Stelle ethischen Inhalts: »Selbstliebe ist kein lobenswerther Antrieb. Aber eine Ausnahme von Selbstliebe ist nicht zu finden in der Welt. Auf Selbstliebe ist gegründet das Studium der Schrift und die Uebung der Handlungen, die darin vorgeschrieben« [2]). Dabei ist es aber gar nicht die Meinung der Hindus, daß keine Tugend in der Welt sei.

[1]) Nicht nur Bewußtsein und die fünf Wahrnehmungen werden als besondere Existenzen und besondere Productionen der schaffenden Macht betrachtet, sondern noch viele andere Thätigkeiten des Geistes und selbst Stimmungen des Gefühls. So heißt es: „der Schöpfer gab Dasein der Frömmigkeit, Sprache, Gefälligkeit, Sehnsucht und dem Zorne." Ges. M. I., 25.

[2]) Ges. M. II., 2.

Ende des zweiten Bandes.

Literarische Anzeige.

So eben ist bei dem Verleger dieses erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Carl XIV.

(Johann Bernadotte),

König von Schweden und Norwegen.

Von Touchard-Lafosse. Aus dem Französischen. 2 Bände. Mit Portrait. gr. 8. Preis 2 Thlr. 16 Ggr.

Einer der größten Männer unserer Zeit ist Carl XIV. (Johann), jetziger König von Schweden. Groß als Feldherr im Kriege, und noch größer als beglückender Regent seiner Völker, im Frieden. Wenn man in einer schnellen Uebersicht alles Nützliche und Große zusammenzustellen sucht, was Carl XIV. auf der skandinavischen Halbinsel mitten in einem Gewebe von Hindernissen hervorgebracht hat, welche so viele Andere als Unmöglichkeiten würden betrachtet haben, so findet man den fast neugeschaffenen Ackerbau, den aus einer tödtlichen Schwäche hervorgezogenen Handel und den durch ungeheuere Opfer wieder hergestellten Credit; man sieht eine schöne Marine in eben den Häfen, wo 1810 nur zerrüttete Fahrzeuge und eine schlecht organisirte Mannschaft sich befanden; man sieht unter den Fahnen eine wohldisciplinirte Armee, die nach festen Regeln mit allem Nothwendigen versehen ist, von unterrichteten Generälen und Officieren commandirt wird und von einer in jeder Hinsicht vortrefflichen Artillerie begleitet ist, und in den Häusern eine zahlreiche Miliz, die bereit ist, sich auf den ersten Ruf zu erheben; man sieht endlich ein unter Gustav IV. erschöpftes, verschuldetes Finanzsystem, welches jetzt gedeihet und eine fast nichtsbedeutende Nationalschuld bietet. Durch so hohe Wohlthaten, durch eine bewundernswerthe Schnellkraft in der Regierung hat sich Carl XIV. im höchsten Grade die Liebe seiner Völker und die Achtung aller Mächte erworben.

S

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mill, James,

Geschichte des britischen Indien

Bd.: 2

Quedlinburg (1839)

H.e.e. 55-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10434283-1